Biogr. Ruge
1015 fe (3

<366018385100 15

<366018385100 15

Bayer. Staatsbibliothek

Aus früherer Zeit.

Von

Arnold Ruge.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.

1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Den Genossen v

V. Gefängniß. 1824—1830.

Gefängnißinschrift 3
Unser 6jähriges Gefängniß 5
1. Nach Berlin 7
2. Auftritte in Köpnick 22
3. Zurück nach Berlin 33
4. Wieder nach Köpnick 41
5. Wiedersehn einiger Freunde 57
6. Die Hausvoigtei und die Reise nach Colberg . . 76
7. Unsre Einrichtung 110
8. Wissenschaft und Erlebnisse auf dem Lauenburger Thor 142
9. Vor dem Lauenburger Thor 187
10. Ende der Gefangenschaft 198

VI. Freiheit und Revolution. 1830.

Das bürgerliche Leben 219
1. Winterreise von Colberg nach Triebsees 220
2. Der Winter in Pommern 237
3. Auswandrung nach Mitteldeutschland 265
4. Literatur und Politik in Jena 284

Digitized by Google

VII. Halle und Italien. 1831—1833.

1. Das Pädagogium 335
2. Die Universität 350
3. Die Kanzlerin Niemeyer und Louise Düffer . . . 353
4. Abreise nach Italien. Besuch bei alten Freunden . 365
5. Die Alpen und Mailand 387
6. Genua und Spezzia 397
7. Florenz 407
8. Rom 413
9. Neapel, der Vesuv und Pompeji 444
10. Rückkehr 457

Den Genoſſen.

Euch, all den Tauſenden, die Ihr das Haupt
In ſchöner, gotterfüllter Jugend hoch
Und frei trugt, Euch, den Vielverſprechenden —
Ein Augenblick iſt eine ganze Welt,
Und einen Augenblick wart Ihr ja frei, —
Dann Euch, Ihr Andern, die Ihr alle Schlachten
Als freie Männer, fallend oder ſiegend,
Mit uns, den alten Ungebrochnen, ſchlugt,
Euch widm' ich, Euch, den Vätern unſers freien,
Noch ungebornen Staates, dieſen Gruß.
Nun ſind zwar manche Räthſel ſchon gelöſt,
Die uns gemeinſam lange vorgeſchwebt
Als Sprüche unſrer Zeit, der Pythia;
Ihr aber, langerprobte Freunde, wißt,
Was dieſe Europäerin, die uns
Mit griechiſchen Gedanken aus dem Bann
Der Herrn und Fabelknechte losgemacht,
Uns auferlegt und was ſie wahrgeſagt.
Die wir mit Blitzen unſre Briefe ſenden,
Die wir des Raums mit Dampfeseile ſpotten,
Wir ſahn das freie Denken freier Männer,
Den Muth der Kämpfer und den edlen Geiſt
Der Menſchen zeitigen in unſern Tagen,
Doch nicht die Welt vom Orient befreit.

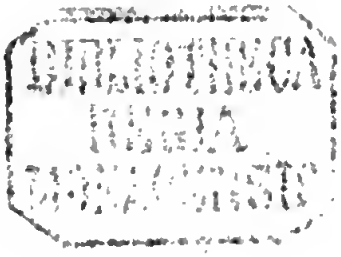
Die Eierſchale ſahn wir wohl gebrochen,
Und eignes Leben wirkt und fühlt ſich ſchon;
Doch immer reckt ſich noch des Perſerkönigs
Gewaltger Arm mit ſeinen Schrecken aus,
Und immer noch beherrſcht die Fabelburg
Altſyriens die Geiſter all des Volks.
Mit neuen Waffen neue Stürme denn!
So lang' wir athmen, ehren wir die Luft
Mit unſerm Wort. Und wenn wirs nicht erreichen,
So gaben wir den Jüngern doch das Zeichen.

V. Gefängniß.

1824—1830.

Gefängnißinſchrift.

Wo ſich der Kerker ſchließt um Eure Denker,
Wo Ihr den Freien Ketten ſchickt und Henker;
Da reißt der Menſchheit alter Wahn entzwei,
Durch Feſſelträger wird die Erde frei.



Unser sechsjähriges Gefängniss.

Beim Rückblick auf die Zeit von 1824—1830, oder von der Unterdrückung Spaniens bis zur Befreiung Frankreichs, bemerken wir zuerst, daß unsre Gefangenschaft mit der allgemeinen Europäischen zusammenfällt. Das Festland von Europa ist das Gefängniß der Heiligen Allianz: der Russe, der Preuße, der Oestreicher halten Wache vor seiner Thür und sind selbst die Gefangnen ihrer eignen Rohheit. Aber bei demselben Rückblick erfreut uns jetzt in späterer Zeit der Gedanke, daß diese unnatürliche Herrschaft des Russenthums in ihrer ungebrochnen Gewalt nur sechs Jahre gewährt.

Still, wie das Grab, war diese Zeit; die russischen Freiheitshelden Pestel und Murawief scheiterten, die Kanonen von Navarino bewiesen nichts gegen die Kerkermeister des Europäischen Geistes; aber drinnen in diesem großen Kerker erzeugte sich eine neue Zeit,

bei uns durch die Vollendung des freien Denkens, der unſterblichen Hegelſchen Philoſophie, bei den Franzoſen durch das Reifen des Zornes über die Bourbonen, dieſe Schergen der Heiligen Allianz.

Ich ſelbſt habe dieſe Zeit im Stillen benutzt und Waffen geſammelt gegen den Einen Feind der Freiheit, die Unwiſſenheit des Menſchen über ſich und ſein wahres Weſen.

Die ſtill ſchwellende Knospe dieſer ſechs Jahre brach im Juli 1830 zu einer glänzenden Blüthe auf.

Wir Deutſche blieben unterthänig, es iſt wahr; dennoch war uns das beneidenswerthe Loos gefallen, auf den Grund der Dinge zurückzugehn und aus dem innerſten Kern des Geiſtes, aus der Metaphyſik heraus, alle Ketten der Menſchheit zu ſprengen, eine That, die wir jetzt ſchon genießen, während alle andern Völker der Erde vor unſrer Kühnheit unfähig und feige zurückſchrecken. Ihr folgte 1848 die Rettung unſrer Volksehre; und nach den Erfolgen, die wir in allen Gebieten menſchlicher Entwicklung erlebt haben, iſt auch an dem Schwierigſten nicht zu verzweifeln.

Die ſtille Arbeit, mit der die jungen Kräfte der Welt jetzt wieder beſchäftigt ſind, wird zu ihrer Zeit

— möge ſie auch noch die unſrige ſein! — ebenfalls wieder in glänzenden beneidenswerthen Erſcheinungen hervortreten. Selbſt der große Verluſt an Jugend, Geiſt und Tapferkeit, den wir ſeit 1848 durch den ſtarken Abzug nach Nordamerika erlitten, ſelbſt die Millionen unſrer Volksgenoſſen, die jetzt auf der andern Hemiſphäre die Republik vertheidigen und die Sklaven befreien helfen, ſelbſt dieſer Verluſt wird ſich mit der Zeit erſetzen, und die Reinigung und Rettung der Union, zu der unſre Landsleute mit ihren Gedanken und mit ihren Waffen beitragen, wird nicht unvortheilhaft auf die alte trägere Heimath zurückwirken. Politiſch ſind wir träge, das iſt wahr; aber nicht minder wahr iſt es, daß nur wir darauf vorbereitet ſind, als wahre Europäer die irdiſchen und überirdiſchen Phantaſieen der Aſiaten ganz loszuwerden.

1.

Nach Berlin ins Gefängniss.

1. Am andern Morgen trat der kleine Karlsruher Regierungsrath zu Flauſchmüller und mir ins Zimmer und ſagte: „Sie, Herr Arnold Ruge, reiſen

nach Berlin; die Pedelle der Univerſität werden Sie nach Mainz begleiten; und Sie, Herr Müller, ſind hiemit wieder auf freien Fuß geſetzt!"

Wir nahmen Abſchied von einander — für immer. Es hieß ſpäter, wie ich ſchon erwähnt habe, er ſei nach Griechenland gegangen und dort gefallen, ein tapfrer, liebenswürdiger Jüngling!

Ich ſtieg vor der Thür des Gefängniſſes mit den Pedellen in den Wagen und verließ die Univerſität Heidelberg als ein Gefangner des Königs von Preußen. Es war im Januar, und ich hatte mich nicht auf die Reiſe einrichten können. Alles, was ich gegen die Kälte aufbringen konnte, war ein grüner Sommerrock, den ich über meinen kurzen deutſchen Rock zog. Glücklicherweiſe war es ein ſchöner ſonniger Tag, die Thüren des Wägelchens ſchloſſen ziemlich gut und ich fror nicht ſehr.

Der Weg führte wieder über Mannheim und bei Sand's Wieſe vorbei. So gingen die trüben Gedanken, denen ich früher auf dieſem Wege nachgehangen, in Erfüllung. Mit Bedauern dachte ich an meine Freunde zurück; ich ſollte ſie nicht wiederſehn. Mit Wehmuth blickte ich vorwärts nach meinen Eltern; ſo wurde ich ihnen entriſſen.

Meine Begleiter hingegen waren guter Dinge und thaten alles Mögliche, um mich in ihre angenehme Laune hineinzuziehn: „Solche Verbindungsgeſchichten hätten nichts auf ſich; das werde ſich wohl wieder zurechtziehn.“

Als ich ſah, daß ſie ſo gut geſtimmt waren, bat ich ſie in Worms, wo man uns nicht mehr kannte, und wo wir zu Mittag gegeſſen hatten, mir Dinte und Feder geben zu laſſen, ich wolle ein paar Worte an meinen Vater ſchreiben. Dies war mir von der größten Wichtigkeit, damit nicht etwa die Zeitungen und das Gerücht die Meinigen plötzlich mit der Unglücksposſt überraſchten. Ich ſchrieb alſo meinem Vater: „Die Studentenverbindungen von Halle und Jena kämen vor einer Preußiſchen Behörde zur Unterſuchung, man habe mich deshalb nach Berlin gefordert, und dorthin ſei ich jetzt auf dem Wege. Von Berlin wolle ich ihm wieder ſchreiben, ſobald ich dazu eine Gelegenheit fände.“

Ich gab dem älteren von meinen Begleitern den Brief, und er ſchickte ihn unbedenklich auf die Poſt. Die Leute im Hauſe merkten aber doch unſer Verhältniß, und ein wohlbeleibter, feingekleideter Mann aus Mainz trat zu mir heran und fing eine lateiniſche

Unterredung mit mir an. Er wollte wiſſen, ob ich vor die Mainzer Kommiſſion geführt würde. Als ich erwiderte, man führe mich nach Berlin, fiel er lebhaft ein: „Das thut mir leid; in Mainz, glaube ich, hätte ich Ihnen nützlich werden können. Ich bin ein Gegner dieſer unſinnigen Verfolgung der Patrioten“. Darauf wandte er ſich an den Pedell und ſchärfte ihm ein, er müſſe mir in Mainz einen Mantel verſchaffen; es ſei ja eine Schande, ſo einen jungen Menſchen mitten im Winter im Sommerrocke über Land zu führen. Dies wurde ihm nicht nur verſprochen, ſondern auch gehalten, beſonders da ich meine gutmüthigen Begleiter noch erinnerte, daß man mir in Heidelberg, wie ſie wüßten, allen Verkehr mit meinen Freunden abgeſchnitten und mir nicht erlaubt habe, mich mit einem Mantel zu verſehn.

2. Aus den Händen dieſer gutmüthigen und mir wohlgeſinnten Leute kam ich nun nach Mainz in die Gewalt der Preußen, eines ganz andern, weſentlich kommandirten Geſchlechts. Ich befand mich in den Händen des Militärs. Der Befehlshaber der Feſtung war ein General von Müffling. Er ließ mich vor ſich rufen. Eine lange, ſchon etwas verwitterte Geſtalt, ſonſt natürlich eine knappe Paradepuppe Friedrich

Wilhelm's III., empfing mich in einem großen Saal:

„Sie ſind des Hochverraths angeklagt, junger Mann, das iſt ein ſchweres Verbrechen."

„„Excellenz werden nicht glauben, daß man in Heidelberg einen Hochverrath gegen die Krone Preußen ausführen könne.""

„Sie wollen ſagen, die Klage ſei unbegründet? Darnach ſieht mir die Sache nicht aus."

„„Welchen Angriff auf den König oder den Staat hätte ich von Heidelberg aus machen können?"".

„Nun, ich will es wünſchen, daß Sie die Herrn in Berlin überzeugen. — Ich habe Sie an die Kommandantur in Erfurt zu ſenden. Sie werden mit dem Herrn Lieutenant von Ranzau reiſen", — dieſer ſtand neben mir — „in dem Sie einen gebildeten jungen Mann und guten Geſellſchafter finden werden. Dies will ich für Sie thun". — Er hielt einen Zettel in der Hand, der mir von meinem Wormſer unbekannten Freunde zu kommen ſchien, denn ich hatte wohl geſehn, daß dieſer meinem Begleiter noch etwas aufgetragen und ein Briefchen in die Hand gegeben hatte. — „Ich hoffe nämlich, Sie werden keinen ver-

geblichen Verſuch zur Flucht machen. Sonſt haben wir auch Ketten."

Damit richtete er ſich lang auf, drehte ſich herum und ging ab. Das Bewußtſein, daß er Ketten habe, ſchien ihm ordentlich etwas Erhebendes zu ſein. Mir hingegen war die Wendung, womit er mir, ohne es zu wollen, einen gelungnen Fluchtverſuch wünſchte, nicht entgangen. Ich blieb mit dem Lieutenant von Ranzau allein. „Nun, wir werden uns ſchon vertragen", fiel dieſer ein, „wir reiſen ſogleich ab. Ich habe Ihnen auf Befehl des Herrn Generals einen Mantel beſorgt. Wollen Sie mir nun Ihr Wort geben, mir nicht zu entfliehn, ſo können wir ganz angenehm und ohne Aufſehn zuſammen reiſen. Ich nehme Poſt und wir fahren die Nacht durch."

Ich konnte unmöglich ausweichen, reichte ihm alſo die Hand und gab ihm mein Wort, ſein Gefangner zu bleiben.

In der Poſtkutſche nach Frankfurt machten wir nun Bekanntſchaft, und zwar erzählte er mir, wie er Bonaparte's Schlachten ſtudirt habe und was Alles daraus zu lernen ſei. In Frankfurt angelangt, begaben wir uns in einen Gaſthof, bis die Pferde

kamen, und miſchten uns ohne Weiteres unter die übrigen Gäſte im großen Zimmer, wo wir uns mit Burgunder und Beefſteak auf die Nachtreiſe vorbereiteten. Wir waren ganz gute Freunde geworden. Ich ſprach ein paar Worte mit ihm und ging hinaus; er folgte mir nicht, und — da wäre ich nun frei geweſen, hätte ich ihm mein Wort brechen wollen. Wie leicht konnte ich zu Bunſen's nach den Pulverweiden entkommen! ich wußte hier genau Beſcheid, und Bunſen's würden mir gewiß fortgeholfen haben; aber auch abgeſehn von meinem gegebnen Worte, war der Fall doch immer wieder der nämliche, wie in Heidelberg; ja, er war nicht ſo gut, denn ich mußte meine Bücher und Wäſche im Stiche laſſen, und was konnte ich thun, als nach Frankreich gehn? wozu ich keine Luſt hatte — Straßburg war mir noch in abſchreckender Erinnerung — kurz, ich wollte es lieber darauf ankommen laſſen, was aus der Geſchichte würde, obgleich ich ſie für gefährlich genug hielt. Sonderbarer Weiſe war ich unter einem gewiſſen Gefühl, daß es der Heimath zuginge, obgleich ich direkt ins Gefängniß und wer weiß, wohin? aus dem Gefängniß geführt wurde. Dies Gefühl iſt inſofern gerechtfertigt worden, als ich, wie ich dies ſpäter er-

zählen werde, aus dem Gefängniß ſelbſt eine Heimath ganz eigner Art machte.

Ich war wohl etwas länger ausgeblieben, als mein Reiſegefährte erwartet hatte; denn ich ſah ihn unruhig auf- und abgehen, als ich wieder in den Saal trat:

„„Sie haben doch nicht erwartet?!“ — — redete ich ihn an.

„„Nun nein!““ erwiderte er. „„Aber es iſt eine verwünſchte Verantwortlichkeit, und ich war ganz in Ihrer Hand, nachdem ich Ihnen unbedingt vertraut.““

„Ich habe Ihnen freiwillig mein Wort gegeben; ſeien Sie unbeſorgt!“

„„Das werde ich von jetzt an allerdings ſein““, erwiderte er mit äußerſt feierlicher Miene.

Wir fuhren nun in die Nacht hinein und ſetzten unſre kriegeriſche Unterhaltung fort. In Heſſen irgendwo, mitten im Walde, zerbrach uns der Wagen.

„„Da hätten wir auch in Frankfurt ſchlafen können und wären nicht ſpäter nach Erfurt gekommen““, brummte er, als uns nach drei bis vier Stunden der Poſtillion mit einem friſchen Wagen abholte und aus dem Schlafe blies.

In Erfurt war der Hauptmann von Fehrentheil[1]), ſo viel ich wußte, Platzkommandant. Er war in die Verſchwörung verwickelt. Es ging mir durch den Kopf, ich würde ihn vielleicht ſprechen können und im Stande ſein, ihm einen Wink von der Lage der Sachen zu geben, ſo weit ich mir dieſe aus den Verhaftungen zuſammenſetzen konnte, von denen wir in Heidelberg durch die Zeitungen oder brieflich gehört hatten. Er mußte wo möglich noch ſchlimmer daran ſein, als wir, wenn er einmal in die Hände der Gewalt fiel. Es waren vornehmlich Hallenſer verhaftet. Dieſe wußten wahrſcheinlich ſeinen Namen nicht. Wir Jenenſer hingegen hatten durch Weſſelhöfft öfter von ihm gehört. Konnte ich ihn vollends allein ſprechen, ſo war zu überlegen, was wir beide thun ſollten. Statt Frankreich fiel mir jetzt Amerika ein. Konnte er nicht zu Bolivar und ich nach New-York gehen? Aber die Sache verlief hier anders, als in Mainz; ich ſprach Niemand; nur einige Bewaffnete von niederm Range machten ſich, wahrſcheinlich auf Fehrentheil's Befehl, mit mir zu thun. Der Wagen war in die Citadelle gefahren; bei einem Kugelhaufen nicht

[1]) Im zweiten Theil iſt er irrthümlich Oberſt Fährentheil genannt worden.

weit von mir erblickte ich einen ſtattlichen Mann im Soldatenrock, der einige Befehle an Untergebne austheilte und von Zeit zu Zeit unruhig nach unſerm Fuhrwerk herüberblickte. „Wer iſt der Offizier?“ fragte ich meinen Begleiter.

„„Es iſt der Hauptmann von Fehrentheil““, erwiderte er, ging auf ihn zu und verſchwand mit ihm in einer Hausthür. Nur der Unteroffizier blieb bei mir, zwei Bewaffnete löſten ihn nach einer halben Stunde ab, führten mich auf die Hauptwache, und ohne daß es mir möglich geweſen wäre, ein Wort an Fehrentheil zu richten, und ſogar ohne Abſchied von meinem Mainzer Lieutenant und — ohne Mantel ging die Reiſe weiter.

Es iſt leicht begreiflich, warum der Hauptmann von Fehrentheil mich nicht ſehen wollte. Sprewitz war ſchon hier durchgekommen, ſeinen Namen und ſein Verhältniß zum Bunde mußte er kennen. Es leidet keinen Zweifel, daß er wohl Gefahr in dieſen Verhaftungen erblickte, aber ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, ſeine näheren Bekannten würden nicht ſprechen.

Einige Meilen hinter Erfurt erblickte ich eine weiße Linie über das ſchwarze Feld, und wir fuhren

ins beſchneite Land hinein. Zufällig war der Wagen breit, und ich beredete die guten Scythen, die mich bewachten, ſich beide zu mir auf den Rückſitz zu ſetzen und mich unter den Schutz ihrer Mäntel zu nehmen.

Es war nicht recht von dem Herrn von Ranzau, daß er mir den Mantel vergaß; hatte ich ihm doch mein Wort nicht vergeſſen!

3. In Wittenberg gab es einen unerwarteten Auftritt. Ich war mit meinen Erfurter Begleitern im Wirthshauſe. Während ich eine Suppe verzehrte, drückte mir ein junges Mädchen, das ſie gebracht hatte, einen Zettel in die Hand. Ich öffnete ihn und fand einen Brief von Wilhelm Pirſcher an die, welche nach ihm kommen würden, „um nach Sodom und Gomorrha abgeführt zu werden", wie er ſich wegwerfend über die Metropole der Polizei ausdrückte.

„Alſo auch Du biſt gefangen, mein liebenswürdiger Freund!" dachte ich, „aber ſo nehmen die Leute Theil an uns, die wir ihnen doch ganz fremd ſind; was werden ſie erſt thun, wenn ſie erfahren, daß wir uns für ſie verſchworen, und wenn man uns die Köpfe abſchlägt!"

Ich fragte das Mädchen unbefangen, wie viel

junge Burſchen ſchon durchgeführt wären, und konnte faſt alle aus ihrer Beſchreibung erkennen. „Hm! ſo ſieht es alſo aus!“

Die Soldaten ſtörten unſer Geſpräch nicht. Da trat der Platzkommandant von Wittenberg herein, ſeinen Dreimaſter auf einem Ohre, ein kleiner Tilly, kommandirte mitten unter den Gäſten den Unteroffizier und den Gemeinen, die mich nach Berlin begleiten ſollten, vor ſich hin und ließ ſie ihre Gewehre laden.

Dies machte nicht wenig Aufſehn; und er ging ſtolz von dannen. Der Staat war gerettet.

Die beiden Träger der geladnen Gewehre waren aber herzensgute Seelen und thaten Alles, was ich wünſchte. Ich beredete ſie leicht, nachdem ich ihre Kaſſe, die ſie für mich und für ſich hatten, berechnet, in Potsdam über Nacht zu bleiben. Wir ließen uns ein Zimmer mit drei Betten geben, ein hübſches Feuer im Windofen machen und ein zweckmäßiges Abendeſſen mit franzöſiſchem Rothwein auftragen. Die ganze Lebensart gefiel meinen Begleitern ſehr gut, und als man ihnen in Berlin Vorwürfe darüber machte, erklärte der Unteroffizier einfach, ich hätte es befohlen, worüber die Pförtner der Stadtvogtei außer ſich geriethen.

4. In Berlin waren wir in ein großes mächtiges Gefängniß hineingefahren, ganz den Verhältniſſen dieſer Hauptſtadt des dritten europäiſchen Gefängniß-wärters angemeſſen. So hätte ich mir die Sache ungefähr vorgeſtellt, auch ohne ſie geſehn zu haben. Man ſetzte mich aber nicht in ein eigentliches Gefängniß, ſondern in ein Gerichtszimmer, wo der grüne Tiſch immer gedeckt ſtand, ſchlug mir ein Feldbett daneben auf und ließ mich einen Tag und eine Nacht mit meinem Koffer allein, ohne mich eines Wortes zu würdigen.

„Was haben ſie nur vor?“ dachte ich, „und ob dies die Art und Weiſe iſt, wie hier die Gerechtigkeit mit Einem umgeht? Die Alten nannten ſie blind, dieſe iſt auch noch ſtumm. Was für Menſchen und was für Zuſtände!“

Als es wieder dunkel geworden war — es mochte wohl ſechs Uhr ſein, trat ein hagerer Menſch, der eine Art Barett auf dem Kopf hängen hatte, zu mir herein und ſagte ſchadenfroh grinſend: „Man wird Ihnen eine feſtere Wohnung anweiſen, folgen Sie mir!“ Einige Diener hoben meinen Koffer auf und trugen ihn hinter mir her.

Die Reiſe ging über endloſe Gänge und Treppen,

endlich ins — Freie, was ich am allerwenigſten erwartete. Ich hatte mehrere Stufen hinabzuſteigen; es war der Lärm der Straße, in den ich hinaustrat. Ein offner Wagen hielt bereit; mein Koffer flog hinten hinein; ich wurde zwiſchen zwei Neufchateller Jäger geſetzt: der Wagen holperte über dem vorweltlichen Berliner Pflaſter dahin.

„Man führt mich aus dem Gefängniſſe fort. — Aber wohin? — Wir ſind auf der Straße, das iſt klar! die Menſchen bei mir im Wagen reden nicht und antworten nicht auf meine Fragen — — hm!“ —

„Zuerſt — und eine gute Strecke — geht es immer zwiſchen Häuſern hin, da wird wohl irgend ein andres Gefängniß kommen; — aber nein! das Pflaſter hört auf, es beginnt ein Sandweg; — aber es ſind immer noch Oellampen am Wege entlang, und aus zerſtreuten Häuſern ſcheinen Lichter; — dann kommt das Thor der Stadt. — Jetzt plumpſen wir ins Dunkel hinein und fahren — offenbar in einem Walde. In einem Walde? — Auf einem elenden Sandwege — gleich vor den Thoren Berlins? — Das iſt doch ſeltſam! — Was meinte der grinſende Menſch mit ſeiner feſtern Wohnung? — Wollen ſie mich etwa hier im Walde erſchießen und einſcharren

laſſen? Es ſieht darnach aus. — Hm! da wäre der arme Pirſcher wohl ſchon beſorgt und alle meine andern Freunde, von denen ich in Wittenberg durch das Mädchen hörte!"

„Mich aus Berlin heraus, aus dem Gefängniß heraus, in den Wald hineinzufahren! und mitten in der Nacht mit zwei Neufchateller Scharfſchützen! hm!"

Ich dachte in allem Ernſt, die Berliner Juſtiz könne mit der Hinrichtung beginnen. Da die Neufchateller nicht ſprachen, wandte ich mich jetzt an den Kutſcher: „Wo geht die Reiſe hin, Kutſcher?"

„„Nach Köpnick!""

Ich verſtand Käben-Eck, und war ſo klug, als vorher, denn was mochte Käben-Eck für ein Winkel ſein? Die ganze Geſchichte war, wie in einem Schauermärchen; unſern nächtlichen Weg regierten geheimnißvoll tückiſche Mächte.

Als ich entdeckte, daß meine Neufchateller kein Deutſch verſtanden, band ich Franzöſiſch mit ihnen an, und nun ſagten ſie: „ihnen ſei zwar das Reden mit mir verboten worden, ſie ſeien aber nicht gemeint, das zu halten", und ſo erfuhr ich denn von ihnen, das Köpnicker Jagdſchloß ſei zum Gefängniß eingerichtet, und die Unterſuchungskommiſſion ſäße dort.

Der Weg führte uns an die breite Spree dem Schloß gegenüber, und viele Lichter ſpiegelten ſich im Waſſer — die Lichter der Gefangnen und ihrer Wächter! Dann polterten wir über eine lange hölzerne Brücke und hielten bald vor dem Schloßthor, wo der Kutſcher ſeine Peitſche knallen ließ, um ſich, d. h. mir Einlaß in „die feſtere Wohnung“ zu verſchaffen.

2.

Auftritte in Köpnick.

1. Ein Unteroffizier kam heraus und fragte, wer wir ſeien, worauf die Neufchateller ſich durch Zeichen deutlich zu machen ſuchten. Nun wurde der Offizier geholt, der es dann zu einer dienſtmäßigen Verſtändigung brachte. Die Wache trat unter Waffen, das Thor flog auf, und wir fuhren über den Schloßhof vor die nämliche Thür, durch die einſt Friedrich II. und ſein armer Freund Katte eingetreten waren. Ein großer viereckiger Vorſaal, mit hübſchen Flieſen belegt, führte zu vielen Thüren, vor denen Schildwachen aufgeſtellt waren. Die Decke war mit Gemälden verziert, die gut erhalten zu ſein ſchienen, und nicht

unangenehm ins Auge fielen; ſie waren aus dem Mythenkreiſe der Artemis. Hier wurde ich eine Zeitlang aufgehalten. Ich beſah die Bilder und wurde endlich von einem Menſchen im blauen Oberrock aus dem Traum geriſſen, der mir zurief: „Hier iſt Ihr Zimmer, treten Sie gefälligſt herein!“

Es war ein Eckzimmer zu ebner Erde. Man ſtellte mir ein Licht auf den Tiſch, und meinen Koffer, verſchloſſen wie er war, an die Wand. Ich verlangte den Schlüſſel. Man verweigerte ihn. Ich verlangte Wäſche, ein Paar lange wollne Strümpfe und eine wollne Jacke, die darin ſein müßten. Man öffnete, holte die Sachen heraus, ſchloß wieder zu, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche und ließ mich allein, ohne weiter ein Wort mit mir zu wechſeln, als daß der Schaffner mir ankündigte, was er mir zu eſſen geben werde.

2. Das Zimmer wurde von innen geheizt; ich hatte alſo das Feuer zu unterhalten. Die Diane mit dem Hunde und einer Nymphe, die an der Decke in einem zierlichen Gypsrahmen gemalt war, konnte ich erſt am Tage ordentlich betrachten. Wohl vierzehn Tage ließen die Herren mich hier allein und ohne die mindeſte Auskunft über ihre Berechtigung, mich

gefangen zu halten. Sie hatten mich hinter Schloß und Riegel, das genügte ihnen. Seit Heidelberg war ich nun ein Gefangner, aber der Karlsruher Regierungsrath und der General von Müffling waren die Einzigen, von denen ich, vorläufig, gehört hatte, weswegen man mich gefangen führte; das Köpnicker Gericht fühlte durchaus keine Verpflichtung gegen mich, ſich ſofort über die Klage, die Beweiſe, oder über ſeine eigne Befugniß gegen mich auszuſprechen. Dazu wurde ich noch von meinen Büchern abgeſperrt, damit ich mich nicht unterhalten und beſchäftigen könne. „Schreibzeug und Bücher wären eine Vergünſtigung, auf die ich fürs Erſte noch keinen Anſpruch hätte."

So fing man zwar nicht mit dem Erſchießen, aber doch mit der Strafe an, und zwar überließ man es ganz und gar, wie unter der ſpaniſchen Inquiſition, meinem eignen Gewiſſen, mir zu ſagen, wofür dies die Strafe ſei.

3. Da ſtand mein Koffer, darin waren meine Bücher. Sollte nicht eins oder das andre zu kriegen ſein? Ich verſuchte, wie feſt der Deckel ſchlöſſe, und entdeckte, daß ich den Stiefelknecht in die Ecke hineinſchieben und ſo einen Hebel anſetzen konnte, der

mir ziemlich viel Raum gab; und zu meiner großen Freude erwiſchte ich den Ariſtophanes, der gerade obenauf lag, zog ihn hervor und ſetzte mich an einen kleinen Tiſch in die Fenſterniſche. Dieſer hatte eine Schublade, und wenn die Schlüſſel an der Thür raſſelten und die Feinde hereintreten wollten, fuhr der Ariſtophanes raſch in dieſen Verſteck hinein. So unterhielt ich mich vortrefflich. Mehrere Tage blieb ich ungeſtört. Eines Morgens aber, nachdem ich mein Feuer angeſchürt, zog ich meine langen wollnen Strümpfe über die Unterhoſen und hüllte mich in meine wollne geſtrickte Jacke, die ich von meiner guten Mutter hatte. So ſetzte ich mich in meine Niſche und vertiefte mich gänzlich in den alten Schalk, dergeſtalt, daß ich von Zeit zu Zeit in ein lautes Gelächter ausbrach. Dabei entdeckte ich, daß ich nicht nur vor der Thür, ſondern auch vor dem Fenſter eine Schildwache hatte. Dieſe rührte ſich nämlich und ſchrie mir zu, ich ſolle nicht lachen, worauf ich natürlich keine Rückſicht nahm. Der arme Teufel hatte ja keine Macht, ſeine Tyrannei durchzuſetzen. Ich las ihm vielmehr einige prächtige Stellen auf griechiſch vor, und war neugierig, was er nun weiter beginnen würde. Er rief um Hülfe. Nun erſchien

ein Abgeſandter von der Wache, dem er den Fall vortrug. „Du haſt ganz recht gehandelt, mein Sohn", ſagte der Vater von der Wache, „ich will es melden."

Es verging eine geraume Zeit, und ich las weiter; da raſſelten die Schlüſſel an der Thür, der Ariſtophanes flog in den Tiſchkaſten, und eine Geſellſchaft von Perſonen, die mir außer dem Aufwärter alle unbekannt waren, traten ins Zimmer. Ich erhob mich in meinem ſeltſamen Aufzuge und erwiderte ihre Verbeugungen. Dann ſahen ſie einander an, nicht wenig erſtaunt über meine langen Strümpfe und meine Jacke, und wußten nicht, ob ſie lachen, oder ſich das Lachen verbeißen ſollten. Endlich aber half keine Politik länger, und das ganze Zimmer, ich ſelbſt mit eingeſchloſſen, wenn auch aus andern Gründen, brach in ein lautes Gelächter aus. Sonderbarer Weiſe machte ſie aber mein Gelächter wieder ernſthaft. Sie hielten mich offenbar für verrückt, und ein dünner ſchwarzer Menſch im blauen Frack trat auf mich zu und fragte: „Sind Sie nicht wohl?"

„„Ich bin nicht krank.""

„Worüber lachten Sie, als Sie allein waren?"

„„Ueber Xanthias.""

„Wer iſt Xanthias?“

„„Ein Sklave des Dionyſos.““

„Und der iſt Ihnen ſo lächerlich?“

„„Ja!““

„Wollen Sie in den Garten gehn?“

„„Gewiß!““

„Nun, da ziehn Sie ſich an; in einer halben Stunde wird man Sie rufen.“

Meine Antworten hatten den Herrn Univerſitätsrichter Krauſe, den ich ſpäter in dieſem Dandy kennen lernte, nur noch mehr darin beſtärkt, daß ich verrückt ſei, oder auf dem Wege, es zu werden, denn wie kam ich dazu, über einen Sklaven des Dionyſos zu lachen?

So brachten mich Xanthias und die Fröſche des drolligen Ariſtophanes an die friſche Luft. Man hatte in meiner Abweſenheit das ganze Zimmer durchſucht, um den Xanthias zu finden, über den ich gelacht haben wollte. Aber als ich zurückkehrte, fand ich ihn wohl verborgen in ſeiner Schublade.

4. Ich las meine Komödien, ich war eingeſperrt, und wurde von Zeit zu Zeit in die Kaſtanienallee des Schloßgartens geführt. So verging eine Woche nach der andern. Welch ein Verfahren! und worauf

können es dieſe Menſchen nur abgeſehen haben? Was iſt das für ein Volk, wo man ein ſolches Verfahren ein rechtliches nennt? Sie rechtfertigen wahrlich unſre Verſchwörung noch durch die Art und Weiſe, wie ſie ihr den Prozeß machen! aber meine Gedanken blieben in meinem Kopfe und im Gefängniß vergraben; ich war in ihrer Gewalt, wir waren es alle; wo hätte eine Stimme für uns laut werden, eine Feder ſich regen, eine Hand ſich erheben ſollen? Die Deutſchen waren Sklaven und wollten es ſein.

Was iſt zu thun? dachte ich. Man muß auch die ſchnödeſte Lage des Lebens zum Guten wenden und zu benutzen ſuchen. Sie denken mich durch Einſamkeit zu peinigen, da ſollen ſie ſich ſchneiden! ich will mir dieſe unſterblichen Kunſtwerke ſo aneignen, als wäre ich ein Zuſchauer im Theater von Athen, und wenn es lange dauert, werde ich ſie Wort für Wort auswendig wiſſen.

Dies verſetzte mich in eine heitre Stimmung, obgleich ich auf der andern Seite unſer tragiſches Ende für ausgemacht hielt. Dieſe Stimmung gab mir aber eine eigenthümliche Entſchloſſenheit und ſchlug ſehr bald in einen Auftritt aus, der damals einiges Aufſehn erregte und den Herr Krauſe nach

dem Vorfall in meinem Zimmer wohl nicht erwartet hatte. Jedoch ich komme erſt ſpäter dazu, ihn zu erzählen.

5. Alſo nach Verlauf einiger Wochen wurden meine griechiſchen Studien in der Fenſterniſche an der Spreeſeite des Schloſſes durch eine Forderung vor das Gericht unterbrochen. Es beſtand höchſt einfach aus jener dünnen Figur, die mir den Garten angeboten hatte, und einem kleinen Schreiber. Ich wurde eingeladen, mich zu ſetzen, und die beiden Diener der richterlichen Gewalt dieſes wohlkommandirten Staates nahmen ſich nicht die Mühe, mir zu ſagen, wer ſie ſeien, ſondern verhörten luſtig darauf los.

Ich erwiderte, ich hätte wohl gemerkt, daß ich mich jetzt etwa vierzehn Tage in der Nähe von Berlin irgendwo gefangen befinde, hätte aber nicht die Ehre, die Herren zu kennen und wiſſe auch nicht, wer ſie berechtige, mich zu fragen.

Nun wurde mir die Kabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm's III. vorgeleſen, worin er dem Berliner Criminalgericht in der Form einer eignen Commiſſion in Köpnick die Unterſuchung gegen den Jünglingsbund übertrug. Die Commiſſion beſtehe

dann aus den Herren ſo und ſo, zu denen auch der Herr Univerſitätsrichter Krauſe aus Berlin und der Jüngling gehöre, die ich beide vor mir habe. Ich erwiderte, ich ſei ganz in ihrer Gewalt und befände mich alſo vor einem geheimen Ausnahmsgericht, das weſentlich eine Inquiſition und eine willkürlich eingeſetzte ſei.

Das ſei allerdings der Fall, hieß es, und hier zu Lande Rechtens. Darauf wurde mir als Anklage mitgetheilt, „es liege wohlbegründeter Verdacht vor, daß ich einem geheimen politiſchen Bunde angehöre.“

Als ich erwiderte, ich hätte immer gedacht, zu einer Anklage gehöre vor allen Dingen ein Ankläger, man möge ihn vorführen, erklärte man mir, dies Verfahren ſei das ſogenannte Anklageverfahren, es ſei in den diesſeitigen Staaten nicht Sitte und ich habe nur einfach meine Schuld zu bekennen. Deſſen weigerte ich mich.

Von dieſer Unterhaltung wurde nun aufgeſchrieben, was der Herr Univerſitätsrichter für gut fand, dem beiſitzenden Jüngling in die Feder zu ſagen. Alsdann fragte er mich, ob ich mich denn über die Burſchenſchaft erklären wolle? Ich ſagte: Im Allgemeinen ſehr gern, doch werde ich auf beſtimmte

Perſonen und Verhältniſſe nicht eingehen. Hierzu wurde mir nun Dinte, Feder und Papier gegeben. Dies benutzte ich zugleich, an meine Mutter zu ſchreiben, und obgleich ich mich in dem Briefe von dem Geſetz der Gewalt auf das wahre Recht berief, das die Menſchen befreie, ſo ließ man ihn dennoch durchgehen, und meine Mutter antwortete mir: „Sie zweifle nicht, daß ich Recht habe und ſchließlich auch Recht kriegen werde.“

Meine Mutter hat es nun zwar nicht erlebt, denn ſie ſtarb 1847; aber ſie würde es erlebt haben, wenn ſie nur einige Monate ſpäter geſtorben wäre.

6. Was ich über die Burſchenſchaft und ihre Nothwendigkeit und Berechtigung aufſchrieb, war natürlich nicht, was die Herrn wiſſen wollten. Eines Tages wurde ich alſo wieder vorgefordert und fand in einem Zimmer, worin Studentenſchläger und Piſtolen an den Wänden umherhingen, eine lange grüne Tafel mit einer Anzahl unbekannter Geſichter beſetzt; nur Krauſe und ſein junger Schreiber waren mir vorgeſtellt worden. Krauſe wandte ſich ſofort an mich, ſagte ein paar Worte über meine Schrift und fragte dann, ob ich weiter nichts zu ſagen habe, als

was dieſe Abhandlung enthalte. Ich erwiderte: Nein, weiter nichts!

Es kam mir vor, als würde hier Komödie mit mir geſpielt und als ſollte ich den Leuten, die da umherſaßen und mir wieder nicht vorgeſtellt waren, als ein Wunder vorgezeigt werden.

Einer von ihnen, ein kleiner unanſehnlicher Menſch am andern Ende des Tiſches, nahm nun das Wort und rief mir zu: „Ein gebildeter junger Mann, wie Sie, ſollte mehr Achtung vor der Wahrheit haben!“

Ich ſtand auf, ſah ihn ſcharf und verwundert an und rief aus: „„Wer ſind Sie? ich kenne Sie nicht! aber es ſitzt kein Menſch an dieſem grünen Tiſch, der mir gegenüber das Recht hätte, von der Wahrheit zu reden! Was kümmert Sie die Wahrheit? Haben Sie ſie je geſucht und je auch nur das Geringſte zu ihrer Förderung gethan? Oder habe ich es hier mit einem großen Philoſophen zu thun? Das kommt mir nicht ſo vor, denn die Wahrheit iſt es, die die Menſchen befreit, nicht die ſie in die Kerker wirft. Wir hingegen, ſo jung wir ſind, haben alle unſre Kräfte an dieſe Wahrheit geſetzt und uns nicht einen Augenblick bedacht, uns ihr mit Leib und Leben zu widmen. Reden Sie mir nicht von Wahrheit!““

Es war mir ganz einerlei, ob ich ſie aufbrächte oder nicht, da ich meinen Kopf doch für verloren hielt.

Der Eindruck dieſer Anrede war höchſt eigenthümlich. Der kleine Mann am andern Ende des Tiſches erröthete und ſchwieg, die Andern ſahen zum Theil lächelnd vor ſich nieder.

Krauſe nahm nun wieder das Wort und fuhr heraus: „Wenn Sie uns weiter nichts zu ſagen haben, ſo verlaſſen Sie uns nur!“

Worauf ich verächtlich und aufgeregt erwiderte: „„Nichts lieber als das!““

Ich wurde in mein Gefängniß zurückgeführt und ging lange in großer Bewegung auf und nieder. Ich hatte ihnen meine Meinung geſagt, aber irgend eine Rache von ihrer Seite war nun wohl zu erwarten, wer der kleine Menſch auch ſein mochte, dem ich die Wahrheit ſo ſcharf in den Bart geworfen hatte.

Die Rache ließ nicht lange auf ſich warten.

3.

Zurück nach Berlin.

1. Am andern Morgen packte man mich und meinen Koffer wieder auf einen Wagen und fuhr

mich nach Berlin in das große Stadtgefängniß zurück, wo ich in ein schauerliches Loch geworfen wurde. In der Wand waren große dicke Eisenringe, um die Einwohner dieser Zelle gelegentlich daran festzuschließen; das Fenster war so hoch, daß man es nicht erreichen konnte und stand offen, schiefe Bretter, durch die man nur den Himmel sah, und Eisenstäbe verwahrten es; ein Stuhl, ein Tisch und ein Bett waren die Ausstattung dieser neuen Behausung. Als es still wurde, kam eine Ratte aus einem Loch am Fenster vor und fraß an dem Talglicht, das im Fenster stand, das Glasfenster war herausgenommen, auf den Boden gesetzt und an die Wand gelehnt. Ich hob es auf und besah es. Da fand ich den Namen meines Freundes „Heinrich Geßner" auf die Scheibe geritzt.

Also Heinrich, den freien Schweizer, haben sie auch holen lassen und in dies abscheuliche Loch geworfen? Hm! so theilte ich denn doch nur ein allgemeines Menschenloos und es war mit dieser schnöden Wohnung nicht einmal auf eine Strafe abgesehn; es mochte reiner Zufall sein, daß ich hineingerathen war.

Wie dem auch sei. Die Sache wurde schlimmer,

als ich mir's hätte vorſtellen können. Kaum war ich zu Bett gegangen und warm geworden, ſo fielen Wanzen in ſolcher Menge und mit ſolchem Heißhunger über mich her, daß ich erwachte und ſehr bald in Verzweiflung aus dem Bett ſprang. Da ſtand ich im Hemde, im Dunkel der kalten Zelle! Was konnte ich thun? Ich rückte mir den Wachstuchtiſch in die Mitte des Zimmers, ſetzte mich darauf und hüllte mich in meine Kleider ein, um mich dort vor den ſcheußlichen Thieren zu ſichern. Ich ſchlief auch ein. Aber die Wanzen krochen in dickem Geſchwader an den Wänden hinauf, an der Decke entlang, ließen ſich von der Decke auf mich herabfallen und biſſen mich bald wieder wach. Da ſaß ich nun und vertheidigte mich ſo gut ich konnte gegen meine zahlreichen unermüdlichen Feinde, dieſe widerwärtigen Bundsgenoſſen der beleidigten Staatsgewalt, und hörte alle Viertelſtunden das verwünſchte Glockenſpiel, das auf einem der benachbarten Kirchthürme im Gange war und mir dieſe grauenvolle Nacht mit unerbittlicher Pünktlichkeit in kleine, mir aber unendlich lange Viertelſtunden theilte.

Wenn ich einnicken konnte, war es gut; wenn ich aber wach ſein mußte — und dies war immer

die längſte Zeit — um das Glockenſpiel und das Niederkleckſen der Wanzen zu hören, die bei mir vorbeiſchoſſen, dachte ich theils an den armen Heinrich Geßner, der vor mir in dieſem Höllenneſt ebenſo gequält worden war, theils auf Mittel, wie ich mich der böſen Feinde erwehren könne. Ich hatte gehört, ſie könnten den Geruch von Kampfer nicht vertragen. Als daher der Wärter mit dem Frühſtück kam, ließ ich mir einigen Kampfer kaufen und ſtreute das Bett damit aus, um es den Tag über recht davon durchziehen zu laſſen.

Es half aber nichts. Kein Kampfergeruch ſchützte mein hochverrätheriſches Blut gegen dieſe königlich geſinnten Wanzen. Ich mußte mich noch einmal auf den Tiſch flüchten, und diesmal war ich ſo müde und erſchöpft, daß die Leute mich des Morgens feſt eingeſchlafen auf dem Tiſche ſitzen fanden.

Sie bedauerten mich und ich fragte, ob nicht Einer von der Commiſſion in Berlin ſei, den man rufen könne, ich wünſche ihm die Sache vorzuſtellen.

2. Ein freundlicher, ſehr ruhiger blonder Mann, der Polizeirath Deder, erſchien und hörte mich wohlwollend an, beſah ſich das Bett und das Zimmer

und ſagte dann: „Ich werde Sie hier wegnehmen und nach der Hausvogtei führen laſſen.“

Er fuhr dann fort: „Erinnern Sie ſich nicht, mich ſchon geſehen zu haben?“

„„Ei freilich! nicht wahr, Sie waren in Köpnick einer von den vielen mir Unbekannten an der langen grünen Tafel, wo man mich zuletzt vor das Gericht führte, ohne mir zu ſagen, wer alle die Herrn Beiſitzer ſeien?““

„Sie wußten alſo nicht, wer der kleine Mann Ihnen gegenüber war, den Sie wegen der Wahrheit, die er nicht entdeckt habe, ſo hart anließen?“

„„Wie ſollte ich wohl?““

„Es war Se. Exzellenz, der Herr Miniſter von Kamptz!“

„„Das war der Herr von Kamptz?““

„Wir dachten alle, Sie kennten ihn, und er ſcheint es ſelbſt gedacht zu haben. Es kommt aber auf eins heraus, da wir Andern ihn alle kannten. — Ich glaube übrigens, Sie nehmen Ihre Sache zu ernſthaft. Nach Allem, was vorliegt, und es liegt wohl Alles vor, iſt ſie keineswegs ſo ernſthaft, als der Herr von Kamptz ſie gern machen möchte, er, der immer Verſchwörungen und Aufruhr vorhergeſagt

hat. Obgleich Sie ihn alſo perſönlich angriffen, ſo iſt eine ſolche verzweifelte Stimmung, wie Sie ſie damals zeigten, gerade das, was er gern bei Ihnen und allen Ihren Freunden finden möchte. Er benutzt Sie nun als ein Beiſpiel eines höchſt gefährlichen Fanatismus, und Sie würden ihm gewiß den Gefallen nicht gethan haben, ihn ſo heftig anzulaſſen, wenn Sie dies gewußt hätten. Ueberlegen Sie ſich die Sache! — ich darf Ihnen dies in Ihrem eignen Intereſſe ſagen — und geben Sie Ihre verzweifelte Anſicht dieſer Angelegenheit auf."

„„Sie glauben alſo auch nicht, daß man mich mit dieſem Wanzenloch hat quälen wollen?""

„Man hat kein Recht, irgend einen Gefangnen, am wenigſten einen in Unterſuchungshaft befindlichen, mit Wanzen zu quälen, und ich werde die Zelle reinigen laſſen. Daß man Sie aber nicht quälen will, beweiſe ich Ihnen ja damit, daß ich Sie herausnehme und anders unterbringe."

„„Ich danke Ihnen; die Sprache, die Sie reden, hätte ich hier nicht zu hören erwartet.""

„Ich thue nur meine Pflicht, und habe Ihnen nichts als die reine Wahrheit geſagt."

„„Das glaube ich, und habe alle Urſache, es zu wünſchen.““

„Das iſt mir lieb. Wenn Sie ſpäter irgend etwas wünſchen, laſſen Sie mich's wiſſen. Sie können ſich Bücher aus der Leihbibliothek kommen laſſen, ich werde die Erlaubniß ertheilen.“

Der brave, wohlwollende und verſtändige Mann ſah mich theilnehmend, faſt bewegt an; dann reichte er mir die Hand und verließ mich. Kurz darauf wurde ich nach der Hausvogtei geführt.

3. Der Aufſeher dieſes Gefängniſſes war ein alter Unteroffizier außer Dienſt, ein biedrer grader Mann, Namens Riez, der den ruſſiſchen Feldzug unter York mitgemacht und ſich dabei natürlich den Rheumatismus geholt hatte. Als ich zu ihm in ſein Zimmer trat, ſah er mich an und rief aus: „Wie ſehn Sie aus? Sehn Sie mal in den Spiegel.“

Das Geſicht und der Kopf waren mir geſchwollen, ich erkannte mich nicht wieder, ſo hatten die Wanzen und das kaltfeuchte Loch, aus dem ich herkam, mich zugerichtet. Auch dem guten Deder war dies wohl nicht entgangen, aber er hatte es vermieden, davon zu ſprechen.

„Nun, ich will Sie an die Sonne ſetzen und bald wieder geſund machen", ſagte Riez.

Als ich nach einigen Tagen weſentlich wieder hergeſtellt mit ihm auf der Bank im Sonnenſchein ſaß, erzählte ich ihm die Geſchichte mit Kamptz.

„Sind Sie das geweſen? ha! ha! ha! er iſt heilfroh, daß er Euch im Sack hat; Ihr hättet auch nicht in die Falle gehn ſollen; nun iſt er was geworden und Ihr müßt dafür büßen. Man ſagte in der Stadt, er wäre nach Köpnick geweſen und hätte ſich alle die jungen Leute wie eine Menagerie beſehn. Mit Einigen wäre er aber übel angekommen. Der ihm die Wahrheit gegeigt hat, das ſind Sie alſo geweſen! Hm! hm! Nun kann ich mir auch Ihren dicken Kopf erklären. Mit einem Andern, den er ebenfalls ermahnen wollte (dies war Pirſcher), iſt es ihm ähnlich ergangen. Er mußte von ihm hören: „„Sie ſind weder mein Vater, noch mein Vormund, was wollen Sie hier?"" Der Vorfall hat in Berlin viel zu reden gegeben, und man hält es gar nicht mit der neuen Excellenz, die ſich ſo undelikat und unberufen in dieſe Sache gemiſcht hat."

„„Das habe ich auch Deder angemerkt, obgleich er es nicht ausdrücklich ſagte.""

„Der iſt rein, wie Gold, und thut viel Gutes in ſeiner beſcheidnen Weiſe.“

Ich blieb ziemlich lange hier, ließ mir Bücher von der Leihbibliothek kommen und las alle Novellen Walter Scott's, die bis dahin erſchienen waren.

Ich war in ein Gefängniß gerathen, in dem ſchon andere politiſch Verfolgte verweilt hatten, das ſah ich an einer Inſchrift über der Thür, die ſo hieß:

Die Mauer nicht den Kerker macht,
Den Käfig nicht das Gitter;
Wem frei und froh die Seele lacht,
Iſt kein Gefängniß bitter!

4.

Wieder nach Köpnick.

1. So waren meine Köpnicker Ariſtophanes-Sitzungen unterbrochen worden, und ſo fand ich mich plötzlich in ein ganz neues Fahrwaſſer geworfen. Die geſchichtlichen Bilder des ausführlichen Schotten enthielten viel Anregendes, das mir grade in meiner Lage doppelt reizend war. Ich hatte Zeit, mich darin zu vertiefen, und ich benutzte ſie, als wenn immer der nächſte Tag nicht mehr ſicher wäre. Drei Bände

der Waverley-Novellen verſchlang ich in Einem Tage; ich wollte ſie alle geleſen haben, ehe man mich wieder fortſchleppte und Deder's Erlaubniß ein Ende nahm. Dies gelang mir nun auch vollſtändig, ja ich behielt noch Zeit übrig, zum Ariſtophanes zurückzukehren und ihn mit meinen Heidelberger Anmerkungen, die der gute Simon mir ſorgfältig mit eingepackt hatte, wiederholt durchzuleſen. Die ganze Köpnicker Geſchichte war mir aus dem Kopfe gekommen, und der alte Riez pflegte den Heißhunger zu bewundern, mit dem ich die Bücher verſchlänge; da endlich, es waren mehrere Monate vergangen, packte man mich wieder in einen Korbwagen und führte mich fort. Es war ſchon Frühling geworden, als ich wieder durch das Köpnicker Feld, zum Köpnicker Thor hinaus und endlich durch den Wald fuhr, in den ich zuerſt in jener ſchauerlichen Januarnacht mit den Neufchateller Jägern eingetreten war. Jetzt labte er mich nur mit ſeinem belebenden Duft, den ich wie einen Heiltrank genoß, nachdem ich ſo lange im Kerker vergraben gelegen und von dieſer Natur und ihrer Friſche abgeſchnitten geweſen: was war der Walddufft für eine Labung! Kein Menſch kann dieſen Genuß

ermeſſen, der nicht durch lange peinliche Entbehrung ſeine Sinne auf die freie Waldluft geſchärft hat.

So war der Frühling herbeigekommen; wir waren im Mai, alſo etwa im fünften Monat dieſer meilenlangen peinlichen Unterſuchung über eine Thatſache, die ſich in wenig Worten zuſammenfaſſen ließ, — als es den Herren in Köpnick wieder einfiel, ſich meiner zu erinnern.

2. Man ſetzte mich in den Schloßflügel, der dem Gange in der Kaſtanienallee gegenüberlag, wo wir eine Stunde friſche Luft ſchöpfen durften. Das Zimmer war lang und geräumig, hatte aber einen eigenthümlich dumpfigen und fauligen Geruch. Ich bemerkte dies dem Wärter. Er erwiderte: „Deswegen habe man auch Feuer in dem Windofen gemacht, das würde bald gute Luft bringen“. Er warf noch ein paar Stücke trocknes Fichtenholz in den Ofen; das Feuer praſſelte und die Thür bupperte vom Zuge. Nun, das mag wohl helfen, dachte ich, und machte mich an die Fenſter, die ſich öffnen ließen. Von Außen waren ſie mit ſchräge über einander geſtellten Brettern verſchlagen, um die Ausſicht auf den Kaſtaniengang im Schloßgarten abzuſchneiden. Ich entdeckte aber ſofort, daß verſchiedene Aſtlöcher und Un-

ebenheiten der Bretter eine Ueberſicht des Weges geſtatteten, auf dem meine Freunde ſich zu ergehn hatten, und war nicht wenig erſtaunt, gleich die erſten, die draußen waren, ſelbviert erſcheinen zu ſehn. Sie folgten dann zu dreien, ſelbander und einzeln, wie es grade kam, alle nacheinander. Einzeln waren nur noch wenige. Die verſchiedne Gemüthsverfaſſung drückte ſich in ihrem Auftreten deutlich aus. Einige hielten ſich kühn und trotzig, andre waren niedergeſchlagen, einige gleichgültig, andre ganz guter Laune. Ich konnte aus dieſer Aufführung mit vollkommener Genauigkeit abnehmen, wie viel von dem Bunde und wie viel Namen meiner Freunde dem heimlichen Gericht im Schloſſe bekannt ſein mußten.

Alſo hatte Deder doch wohl Recht; ſie wußten Alles, und nur wenige Perſonen waren und ſind ihnen entgangen. Dieſe Auskunft über die Lage der Sache war mir äußerſt wichtig und beſchäftigte mich den erſten und den folgenden Tag faſt ausſchließlich. Daß ich dem Polizeirath Deder nicht ganz getraut hatte, als er mir verſicherte, es läge wohl Alles vor, war natürlich; meinen eignen Augen konnte ich nun aber freilich nicht mißtrauen: der Bund war von allen Seiten ſo weit beleuchtet, daß ich nichts Weſent-

liches mehr zu verbergen hatte, außer etwa die Namen derer, die nicht in den Händen der Gewalt waren.

Was mich nachdenklich und beſorgt machte, war die Erſcheinung meines Freundes Adolf Sprewitz, der in Simon's Mantel gehüllt zum Vorſchein kam und ſichtbar leidend war. Was konnte ihm fehlen?

Aber was hatte ich Alles geſehen! Da waren alſo Weimaraner, Lippe-Detmolder, Rudolſtädter, Sachſen, Mecklenburger, ein Schweizer und ſogar ein Oeſtreicher — nur die Würtemberger und Bayern fehlten, dieſe Abtrünnigen! — ſonſt war ganz Deutſchland unter Preußen im Gefängniß vereinigt. Hatten wir die Einheit in der Freiheit nicht bewirkt, ſo hatten wir doch die Einheit im Gefängniß erreicht. Es war nicht die Mainzer, es mußte die Berliner Commiſſion ſein; es war nicht die Bundeseinheit, es war die preußiſche Einheit, die ſich in dieſem Eifer, den Büttel für Alle zu machen, ausdrückte. Glücklich waren die Unterthanen der Kleinen, die nur hergeliehen wurden, z. B. von Mecklenburg und Schwarzburg-Rudolſtadt. Sie kamen mit ſo viel Wochen, als wir mit Jahren Gefängniß davon.

Aufgeregt von Allem, was ich mir aus meinen

Beobachtungen zuſammenſetzen mußte, wanderte ich durch mein langes Zimmer und beachtete es kaum, daß der kleine Ofen glühend heiß wurde und eine ungewöhnliche Hitze verbreitete, obgleich ich ihn nicht überheizt hatte. Endlich fiel mir ein, daß doch mein Bett zu nah beim Ofen ſtände, und ich fuhr es aus ſeiner Ecke weg bis etwa zur Mitte der langen Wand. „Aber was in aller Welt kann der rothe Haufe in der Ecke ſein, den das Bett verdeckt hatte?“ — Ich unterſuchte ihn und entdeckte mit Widerwillen und Entſetzen, daß es ein Haufe geronnenen Bluts war. Wie kam er hieher? Wie war es möglich, daß man ihn nicht entfernt hatte? — Ich hörte ſpäter, man habe bei den Herbſtübungen der Truppen hier ein Lazareth gehabt, und bei der Gelegenheit ſei wohl das Blut dahin gekommen — hm! — Jetzt wurde mir aber auch der Ofen bedenklich, deſſen Röhre glühend roth geworden war. Der Ruß war angebrannt, die Flamme ſchlug oben zum Dach hinaus und die Wache in der Nähe machte Lärm über das Feuer. Man kam herbei, und als die Thür aufging, ſah ich erſt, in welch einem Qualm ich ſteckte.

Ganz erſtaunt über dieſen Zuſtand kam ein unterſetzter blonder mir unbekannter Mann von freund-

lichem Anſehn, der ſich mir als den Aſſeſſor irgend eines Oberlandsgerichts, jetzt Mitglied der Commiſſion, vorſtellte und Lange hieß, auf mich zu und fragte, warum ich nicht ſchon längſt um Hülfe gerufen hätte?

Ich erklärte ihm den ganz unerhört widerwärtigen Zuſtand des Zimmers und wurde ſogleich in ein andres Gefängniß geführt, wo ich von dem Schwindel, dem Ekel und der Aufregung, die ich erfahren, allmälich wieder zu mir kam und dann in einen tiefen betäubenden Schlaf fiel.

3. Als ich am andern Tage in die Allee geführt wurde, fiel mir ſogleich Sprewitz wieder ein, und ich wandte mich ganz unbefangen an die Schildwache, die am Ende des Ganges aufgeſtellt war, und fragte nach dem Manne im langen ſchwarzen Mantel, und was ihm wohl fehle.

„Das wiſſen Sie nicht?" ſagte er. „Der arme Junge — er iſt wohl der Rädelsführer geweſen — hat ſich ein Tiſchmeſſer vom Mittagseſſen zurückbehalten, es ſcharf gewetzt und ſich dreimal bis ans Heft in die Bruſt geſtoßen. Dann hat die Wache auf dem Gange ihn röcheln hören, die Leute ſind mit dem Doktor gekommen, und jetzt kann er ſchon wie-

der an die frische Luft und ohne Beistand umhergehn."

Ich mußte ihn verlassen, um keinen Verdacht zu erregen, that es aber auch, um den Eindruck dieser furchtbaren Nachricht einiger Maßen zu verwinden. Am Ende mußte ich das Unternehmen bewundern: „das sieht ihm ähnlich, er ist tapfer, kalt und entschlossen!" — „Nun erklär' ich mir's auch, warum sie mir damals im Januar das Rasirmesser wegnahmen!" — „Nun wir aber einmal verloren sind, ist es besser, von der Hand der Gewalt, als von unsrer eignen Hand zu fallen. Selbst der tapferste Tod von eigner Hand wird ihnen nicht so viel Schaden thun, als unsre Hinrichtung, die wir uns ja nur für die Versprechungen, die Gesetze und den Volkswillen der Befreiungsjahre verschworen haben; und wenn jeder Nacken, der sich der herrschenden Lüge und Gewalt nicht beugen will, vom Schwerte des Henkers bedroht wird, dann mag das Volk wohl endlich aus seinem Schlafe aufgeschreckt werden. Konnten wir für seine Befreiung nicht handeln, so können wir doch dafür leiden und mit einem männlichen Untergange, den wir einer feigen Unterwürfigkeit vorziehn, den Menschen unsrer Zeit ein Beispiel geben!"

Als ich wieder zu meiner Schildwache herunterkam, erzählte ſie mir noch von einem jungen Offizier, Namens Buſch, der ſich im Gefängniſſe den Schädel gegen die Mauern eingerannt und auf der Stelle todt geblieben ſei. — „Wäre es möglich, daß der Bluthaufe von geſtern ſein Blut wäre! und daß dieſe Barbaren das Gefängniß immer in dieſem Zuſtande gelaſſen hätten?!“ dachte ich.

4. Aus dem Garten wurde ich ins Schloß vor den Aſſeſſor Lange geführt. Er begann mit einer Rede, die ſich auf Nachrichten von Krauſe ſtützte, der mich wegen des Ariſtophanes, den er nicht entdeckte, für halbverrückt, und wegen des Auftrittes mit Kamptz, den er nicht verſtand, für einen Tollpatſch ausgegeben hatte; außerdem theilte er mir mit, daß Alle bis auf mich und Wislicenus ausgeſagt hätten, was ſie wüßten.

Ich erwiderte, in meiner Lage, wo ich nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten hätte, denn ich wolle den Folgen unſrer Verſchwörung nicht aus dem Wege gehn, wie ſie auch ausfallen möchten, hätte ich weiter keine Rückſicht weder gegen den Miniſter Kamptz, noch gegen Herrn Krauſe zu nehmen, und da ich ihm von dieſer Seite ſo wohlwollend geſchildert worden wäre, ſo wolle ich nun auch meine Ge-

ſinnung gegen ſie und mein Urtheil über ihren Charakter und ihre geiſtige Nichtigkeit nicht zurückhalten. Lange und der Schreiber-Jüngling machten neugierige Geſichter und unterbrachen meine Strafrede durchaus nicht.

Als ich zu Ende war, bemerkte Lange, ob ich nicht doch vielleicht zu hart über die beiden Herren geurtheilt hätte?

„Nachdem ſie unverſchämt genug geweſen ſind, ſo über mich zu urtheilen, wie ſie nach Ihren einleitenden Worten gethan haben müſſen — dieſe Nullen in der Menſchengeſchichte, dieſe leeren Philiſter?“

Lange und ſein Schreiber konnten ſich nun nicht länger halten und ließen ihrer Heiterkeit über die Bezeichnung meiner beiden Vogelſcheuchen freien Lauf.

Ich ließ mich aber nicht ſo leicht begütigen und fuhr fort: „Es iſt ſchon ſchlimm genug, in den Händen ſolcher Menſchen zu ſein, aber noch ſchlimmer iſt es, in den ganz unmenſchlichen Händen einer Juſtiz zu ſein, die ihren Zweck durch Lügen und erdichtete Vorſpiegelungen zu erreichen ſucht und auch die beſten ihrer Diener zu Mitſchuldigen ihrer Gewiſſenloſigkeit, ihrer Hinterliſt und ihrer Unſittlichkeit macht. Erſt ſetzt ſie ihre Opfer gefangen; dann quält ſie ſie ſechs

Monate lang mit einſamer Haft und raubt ihnen ſelbſt ihre eignen Bücher. Hat dieſe ungerechte Gerechtigkeit ihre Opfer auf dieſe Weiſe mürbe gemacht und zur Verzweiflung, ja zu dem Wunſche, nur abgethan zu werden, gebracht, dann legt ſie ihnen noch Schlingen und verführt ſie durch Vorſpiegelungen und falſche Angaben zu dem Unnatürlichſten aller Dinge, zu dem Entſchluſſe, ſich ſelber anzuklagen, um nur durch die wirkliche Strafe dieſer Strafe vor aller Verurtheilung, der Qual einer endloſen einſamen Einkerkerung zu entgehn. So ſpielen die heimlichen Gerichte unſrer Tage ihren Schlachtopfern mit, die, ſo wie ſie, ſchuldig oder unſchuldig, in ihre Hände fallen, ſofort alle ihre Rechte verlieren und in dem ungleichen Kampfe gegen Staatsgewalt und ausgelernte Advokatenliſt nothwendig erliegen müſſen."

Lange wurde jetzt ſehr ernſthaft, biß ſich auf die Lippen und ſah mich fragend an; denn dies war doch offenbar nur die Einleitung zu dem, was ich zu ſagen hatte. Ich ſetzte auch wirklich hinzu: „Ich wiſſe ſehr gut, wie die Unterſuchung ſtehe, daß zwar genug und genug über den Bund ausgeſagt worden ſei, um keine Thatſache von Bedeutung zurückzulaſſen, daß aber die Verſicherung, die der Herr Aſſeſſor mir ſo eben ge-

geben, alle, außer mir und Wislicenus, hätten ihre Theilnahme eingeſtanden, einfach eine falſche Vorſpiegelung ſei". Ich zeigte ihm nun, wie ich das, nachdem, was ich geſtern geſehn, wiſſen könne.

Er erröthete und ſagte: „Erſtens ſei es allerdings wahr, daß ihm Krauſe eine falſche Vorſtellung von mir beigebracht. Die begründe ſich aber auch auf die Akten" — die er emporhob —

„„Die Krauſe"", fiel ich ein, „„dem Referendarius hier in die Feder diktirt hat — ganz nach ſeinem dummen Verſtande und ſchlechten Geſchmack.""

„Dann ſei es aber ganz und gar nicht im Intereſſe der Unterſuchung", fuhr Lange fort, „daß ich dies alles geſehen hätte."

„„Ich habe auch das Intereſſe dieſer Unterſuchung nicht zu beſorgen"", fiel ich ein; „„muß Ihnen aber geſtehen, daß ich alle Urſache hatte, wie Sie auch ſelbſt wiſſen, Ihnen das nicht zu glauben, was ich meinen eignen Augen nun wohl glauben muß; und ſo habe ich denn nicht den mindeſten Grund mehr, Ihnen irgend welche Thatſachen zu verheimlichen, die den Bund betreffen. Verfahren Sie daher, nachdem der Zufall, wider den Willen der Juſtiz, den Weg der Wahrheit mit mir eingeſchlagen hat, auch Ihrer-

ſeits ehrlich mit mir, wenn Ihre unglückliche Stellung Ihnen das anders erlaubt."

„„Das thut ſie"", ſagte er ſehr aufgeregt, „„und ich werde Ihnen das beweiſen, junger Mann. Es kann nicht fehlen, daß wir in dieſen Verhandlungen, in denen ich meinen Auftrag allerdings einen unglücklichen nenne, einander näher kennen lernen; und ich habe es nach Ihrer offenen Erklärung über den Gegenſtand der Unterſuchung nicht zu unternehmen, Sie auf irgend eine Weiſe anders, als vollkommen offen und ehrlich zu behandeln. Denn wenn Sie auch, von einer allzutragiſchen Auffaſſung Ihrer Lage verleitet, in mancher Hinſicht zu weit gegangen ſind und Anklagen gegen Menſchen und Staatseinrichtungen erhoben haben, die Sie ſchwerlich durchzuführen im Stande ſein möchten, ſo haben Sie doch, durch Ihre volle Offenheit und durch Ihr heutiges Benehmen überhaupt, mir eine ganz andere Meinung von ſich beigebracht, als ich bisher hegen mußte. Zum Theil gehört das hier Verhandelte nicht zur Sache. Wir wollen alſo von dieſer Unterredung nur das aufnehmen, was den Bund und Ihr Verhältniß zu demſelben angeht. Im Uebrigen biete ich Ihnen an, ſich ganz frei und nach eignem Gefallen ſchriftlich über

die Sache, Ihre Aufnahme, die Würzburger Verſammlung, der Sie beigewohnt, und die Folgen davon auszulaſſen.""

Ich willigte ein; er gab mir Feder, Papier und Dinte, und ich entwarf nun im Stile Walter Scott's, den ich nicht umſonſt geleſen haben ſollte, die Auftritte, die mir zur Bezeichnung unſrer Verbindung geeignet ſchienen, weitläuftiger, als ich es im zweiten Bande dieſer Erinnerungen gethan. Dies gilt namentlich von der Würzburger Verſammlung, deren Einzelheiten ich damals natürlich lebhafter vor Augen hatte, als achtunddreißig Jahre ſpäter.

5. Einige Zeit darauf, nachdem Lange dies geleſen hatte, ließ er mich eines Sonntags zu ſich in ſein Zimmer kommen, empfing mich ſehr freundlich und hatte eine vertrauliche außergerichtliche Unterhaltung mit mir. Er ſagte mir, ich habe ihm durch dieſe Darſtellung, die im Weſentlichen mit denen meiner Freunde ſtimme, viel Mühe erſpart, und die Sache ſei damit auf dem ſchnellſten Wege ſo weit erledigt. Er habe mir nun verſprochen und wolle mir ſein Wort halten, mich, wie ich es in jeder Hinſicht verdiene, ganz offen zu behandeln. Da bitte er mich aber, ihm zu glauben, daß die Gerichte unmöglich auf

Todesſtrafe gegen uns erkennen könnten (mit den Mitgliedern der Armee ſei dies etwas andres), noch viel weniger, daß ein ſolches Erkenntniß gegen uns vollzogen werden würde. Darnach wäre man an entſcheidender Stelle, bei allem Unwillen über den Bund, durchaus nicht geſtimmt. „Ich will und darf Ihnen ſo viel ſagen", fügte er hinzu, „daß zwar eine mehrjährige Freiheitsſtrafe gegen Sie erkannt werden wird, daß aber am Ende auch dieſe noch gemildert werden mag. Thun Sie nun Ihrerſeits nichts, um irgend einen perſönlichen Haß auf ſich zu laden. Sagen Sie kein Wort, das nicht zur Sache gehört — es verhallt hier ja doch ſo gut als unvernommen — und drücken Sie ſich auch da nicht unnöthig gewaltſam und aufgeregt aus. Es würde zwar im juriſtiſchen Verlauf der Sache nichts ändern, Ihnen aber möglicher Weiſe ein unangenehmeres Loos zuziehen, wenn das Miniſterium des Innern und der Juſtiz Sie und Ihre Freunde an die Feſtungen vertheilt, wo man Sie gefangen halten wird."

Er gab mir bei dieſer Gelegenheit mein Heft über Luden's Politik zurück, das man mir weggenommen hatte, und erklärte ſich mit Luden's Anſichten im Ganzen einverſtanden. Wir ſprachen auch noch über

den Männerbund, wo er denn der Anſicht von Sprewitz und der des Würzburger Tages nicht beitreten wollte, obgleich ſich ſpäter gezeigt hat, daß außer Karl Follen, dem Müller Salomo, dem Hauptmann von Fehrentheil und dem Lieutenant Buſch nur Studenten im Bunde waren.

Ich kann nicht umhin, dieſem geraden und menſchlich geſinnten Manne, wenn er noch lebt, nach ſo viel Jahren noch meine Hochachtung auszudrücken; wenn er geſtorben iſt, ſein Andenken zu ehren. In der gehäſſigen, ungerechten, völlig ungebundnen und aller Verantwortung vor der Welt und der öffentlichen Meinung enthobnen Stellung eines Mitgliedes der heimlichen Unterſuchungsgerichte jener finſtern Zeit, ſich ſo männlich, ſo frei von kleinlicher Empfindlichkeit, ſo menſchlich und ſo wahr zu zeigen, wie Lange dies that — und ich zweifle nicht, daß alle meine Leidensgefährten, die noch am Leben ſind, mir beiſtimmen werden — das iſt eine Probe, welche nur beſſere Menſchen zu ihrer Ehre beſtehen, in der aber alle gemeinen Seelen zu gehäſſigen Tyrannen werden.

5.

Wiedersehen einiger Freunde.

1. Ehe ich dies Geſpräch mit Lange hatte, zu einer Zeit alſo, als ich noch unter dem Eindruck meiner eignen Vorſtellungen von dem Verlaufe dieſes Verfahrens gegen uns ſtand, traten eines Tages Lange und Krauſe zu mir in meine Zelle, die über dem Pferdeſtalle und nicht grade die angenehmſte war, und redeten mich ſo an: „Sie ſind, das wiſſen wir, männlich geſinnt und geſunden Geiſtes“ (die Ariſtophaniſche Verrücktheit war alſo überwunden); „wollen Sie nun uns und einem Ihrer eignen Freunde einen weſentlichen Dienſt leiſten?“

Ich erwiderte wirklich erſtaunt: „„Ich hätte nicht gedacht, meine Herren, daß ich in der Lage wäre, Ihnen einen Dienſt zu erweiſen.““

„Das iſt nun aber der Fall“, fiel Lange ein, „wir wünſchten gar ſehr, daß Sie Ihren Freund Huhold, der ſich einer krankhaften Stimmung hingegeben hat, von dieſem Uebel befreien möchten, und ſind überzeugt, daß Sie es können, wenn Sie nur wollen.“

„Wir zweifeln aber auch nicht daran, daß Sie uns dieſen Dienſt erweiſen werden“, fiel Krauſe ruhmredig ein.

„Wollen Sie mit Huhold zuſammen wohnen und ſich erinnern, was ich Ihnen ſo eben über ſeine Stimmung mitgetheilt habe?“ unterbrach ihn Lange.

„„Sehr gern!““ antwortete ich, „„er iſt ein guter, hübſcher Junge.““

Huhold wohnte neben mir an in einem großen, etwas düſtern Zimmer, deſſen Fenſter, eben weil ſie auf den Schloßgarten und die Allee gingen, mit feſten, ſchräg übereinander genagelten Brettern verſchlagen waren, die natürlich wieder ſo geſtellt waren, daß wir nur den Himmel durch ſie ſollten ſehen können. Das Zimmer wurde geöffnet; und die beiden Herren führten mich hinein, ohne Huhold vorher von dem unerwarteten Beſuch benachrichtigt zu haben.

Der Auftritt war ergreifend. Huhold mit langen, unordentlichen Locken, nachläſſig angezogen, ſaß in der äußerſten Ecke des langen Zimmers am Fenſter. Er erwartete nichts Ungewöhnliches und ſchaute theilnahmlos drein. Als er mich aber gewahr wurde, ſprang er auf, eilte auf mich zu und warf ſich mir in die Arme mit dem Ausruf: „O, Jüngling, ſo

müſſen wir uns wiederſehn!“ Er verbarg ſein Geſicht an meiner Schulter, und ich flüſterte ihm ins Ohr: „„Nimm Dich zuſammen, bis ſie fort ſind! Bereite ihnen keine Augenweide!““

Als Huhold aufſah, waren ſie ſchon fort, und das Schloß raſſelte hinter uns zu.

Ich begleitete ihn zu ſeinem Sitz, bewillkommte ihn noch einmal und ſagte dann: „Aber wie ſiehſt Du aus?! Dein Haar hängt Dir ungepflegt um den Kopf, und Du fühlſt Dich ganz feucht an! Sie haben uns in der Spree ein Bad eingerichtet. Das iſt eine Wohlthat und eine Erfriſchung! Wenn wir's haben können, wollen wir's doch gleich heute noch benutzen!“

„„Nein, o nein! Dazu bin ich gar nicht aufgelegt. Dies abſcheuliche feuchte Loch iſt mir wohl ſchädlich geweſen, aber nun noch mehr Waſſer, und darüber die Sonne verlieren?! Nein! — Ach, es ſind nun ſchon ſechs Wochen, und ich habe immer noch keine Antwort auf meine Eingabe an den König um Entlaſſung. Meine Mutter iſt todtkrank; ich muß ſie noch einmal ſehn; und nun laſſen ſie mich ſechs Wochen ohne Antwort! Glaubſt Du nicht, daß ſie mich reiſen laſſen werden?““

„Eingabe an den König!? — Antwort? — Reiſen-

laſſen? — Wo ſteht Dir der Kopf, lieber Kerl? Ja, ſie werden uns reiſen oder vielmehr abſegeln laſſen, ſie werden uns die Köpfe abſchlagen, aber die Unſrigen und die Freiheit ſehen wir nie wieder!"

„„Glaubſt Du das? Da freilich begreif' ich's, daß ich keine Antwort bekomme.""

„Du hätteſt ihnen gleich gar nicht das Wort drum gönnen ſollen! Ich wundre mich nur noch, daß ſie uns die freie Luft im Schloßgarten und das Bad in der Spree geſtatten, ſtatt uns gleich im Gefängniß verkommen zu laſſen."

„„So habe ich die Sache nie angeſehen!""

„Aber Du kannſt Dir doch die ganze Verſchwörung und den rachſüchtigen Despotismus, in deſſen Händen wir uns befinden, nicht wegträumen! Es bleibt uns jetzt nichts übrig, als männlich und ehrenvoll zu Grunde zu gehen."

Dies war freilich ein eigner Troſt; aber ich habe nie gefunden, daß einer ſo wunderbar und ſo plötzlich gewirkt hätte. Huhold war wie verwandelt. Die ſchlaffe Gefühlsſchwelgerei ſchlug ſofort in Muth und männliche Haltung um. Es fiel ihm nicht ein, vor der Hoffnungsloſigkeit, die ich ihm vorhielt, zu erſchrecken, im Gegentheil, der Gedanke an den Tod für

die gute Sache war ihm etwas Erhebendes. Ich machte ihn noch einmal auf ſeine vernachläſſigte Kleidung und Erſcheinung aufmerkſam. Das ſei doch nicht die Art, wie wir unter ſo ernſten Umſtänden auftreten müßten. „Waſch' Dir doch den krankhaften Schweiß von den Händen und von der Stirn und ſcheitle Dein ſchönes Haar, wie Du es ſonſt zu thun pflegteſt! Ich kannte Dich wahrhaftig kaum wieder, als ich hereintrat."

Er wuſch ſich, ſcheitelte ſeine braunen Locken, legte einen glänzend weißen Kragen an und willigte ſogar ein, mit ins Spreebad zu gehen.

Nun zog ich ihn auf: er würde alle Mädchen unglücklich machen, die ihn in ſeinem Glanze ſähen. „Aber um von vernünftigeren Dingen zu reden", fuhr ich fort, „da habe ich gleich zwei Pläne gefaßt, als ich Deinen Namen hörte; der erſte iſt: wir leſen den Sophokles zuſammen, ich habe ihn mit; der zweite iſt: und treiben dazwiſchen gymnaſtiſche Wettſpiele. Ich kenne Dich als einen guten Griechen und Turner."

„„Haſt Du nur ſo etwas treiben können? Aber das iſt ein herrlicher Einfall! nur weiß ich nicht, was wir hier für Gymnaſtik vornehmen wollen?""

Ich holte einen geraden Stock hervor, der mir ſchon lange gedient hatte, hielt ihn auf der flachen Hand im Gleichgewicht, warf ihn herum auf die andere Spitze und brachte ihn wieder ins Gleichgewicht, ohne ihn fallen zu laſſen. „Dies treibe ich eifrig, und dabei habe ich mehr Bewegung, als Du gleich denken wirſt. Nun verſuch's einmal! Und wir wollen's dann in die Wette treiben.“

Als es ihm wider Erwarten gelang, wurde er eifrig im Einüben, und ſehr bald war ein Wettkampf im Gange, in dem ich nicht immer ſiegreich blieb. Dann ging es ans Stoßfechten, wozu wir zuerſt unſere Stöcke benutzten, aber noch paſſendere Holzrappiere anzuſchaffen beſchloſſen.

Als wir müde waren, wurde ſogleich der Sophokles hervorgeholt, und wir waren ſchon tief hinein, als man uns zum Ausgehn, und wenn wir wollten, zum Bade abholte.

Huhold's ganze Erſcheinung war ſo plötzlich umgewandelt, daß dies ſogar den untergeordneten Gefängnißgeiſtern auffiel, und daß Lange nachher in der oben angeführten Unterredung ſein Erſtaunen darüber nicht verbergen konnte.

2. Die Bäder in der Spree waren nicht blos

eine große Erquickung, ſondern gaben auch gleich zu einem höchſt eigenthümlichen Auftritt Gelegenheit. Ich beſinne mich jedoch nicht, ob Huhold mit dabei war. Das Badehaus war rund herum ein Lattenverſchlag, durch den der Fluß frei hindurchſtrömte, mit einem geebneten Bretterboden, der tief genug hinabgetrieben war. So hatten wir die freie Ausſicht über den Waſſerſpiegel des Fluſſes, der hier ſelten von Schiffen oder einigen Fiſcherbooten befahren wurde. Die großen Schiffe waren ſtille Gäſte; die kleinen Fiſcherboote hingegen deſto lebhafter. Vier bis ſechs Fiſcherinnen in breitkrempigen ſchwarzen Hüten, rothen Röcken und weißen Hemdsärmeln ruderten ihre Boote raſch den Strom hinab; vermuthlich brachten ſie Fiſche nach Berlin zu Markte; dabei pflegten ſie zu ſingen, und es fiel uns auf, daß ſie unter Andern Goethe's Lied:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand,
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luſtig Band u. ſ. w.

mit vernehmlicher ſehr heller Stimme vortrugen.

Nun mußten ihnen wohl die Flußtyrannen befohlen haben, ſich von unſerm Badehauſe entfernt zu halten; denn ſie waren mit den Soldaten und andern

Scythen, die uns bewachten, auf dem Kriegsfuß. Einige Boote kamen mit Geſang herbei. Unſere Wächter fingen an zu winken; da hörte der Geſang auf und die Fiſcherinnen ſchalten: „Schande über Euch! die ganze Welt weiß es: die Schlechten bewachen die Guten! Ja, droht nur, 's hilft Euch ja doch nichts, Ihr Bettelvögte!“ Wir lachten wie die Kobolde im Waſſer. Dies freute die Fiſcherinnen und ärgerte die Waffenknechte. Sie drohten, ſie würden ſchießen laſſen. Da ſtanden die tapfern Strahlauerinnen hoch auf im Boote und ſchrieen: Schießt zu! Ihr —kerle! — Dann erfolgte ein allgemeines Hohngelächter, ſie ſetzten ſich wieder zu ihren Rudern, ſtimmten ihr Lied von den kleinen Blumen, kleinen Blättern wieder an, und das Boot ſchoß pfeilgeſchwind um das Gefängnißſchloß herum.

3. Eine Zeitlang, aber dieſe Zeit verging uns raſch, lebten wir äußerſt glücklich in unſerm düſtern Käfig zuſammen. Ueber unſern Wettſpielen und dem Sophokles vergaßen wir die ganze Gefangenſchaft und den ganzen Gerichtsqualm. Vielleicht ging den Herrn im Schloß unſre Auswanderung nach Griechenland zu weit, vielleicht war es Lange's Wohlwollen, der uns nur beſſer unterbringen wollte; genug, dieſe

Olympier erſchienen wieder einmal plötzlich und trennten uns. Huhold ſollte zu Schliemann, einem Jenenſer Freunde von mir, den er aber nicht kannte, ich zu alten Hallenſer Bekannten, Bonge, Springer und Hagemeiſter verſetzt werden. Huhold war außer ſich über die Ankündigung und rief aus: „O, Sie werden uns doch nicht ſchon wieder trennen!“ Aber die Gefängnißdiener hatten unſre Koffer ſchon aufgehoben, und ich behielt nur wenige Augenblicke zum Abſchied von meinem liebenswürdigen Gefährten. Ich tröſtete ihn: „Schliemann iſt ein braver Junge; haltet Euch an die Griechen, wie wir es gethan. Leb wohl!“ Wir ſchieden beide ſehr bewegt von einander und hatten Mühe, unſre Aufregung zu verbergen.

Ich trat zu Lange heran und fragte leiſe: „Aber konnten Sie uns denn nicht zuſammen laſſen?“

Er verſetzte, man habe uns nicht länger in dem dumpfen Gefängniß laſſen wollen; und da ſei kein andrer Ausweg geweſen, ſo leid es ihm auch gethan, uns wieder zu trennen.

Ich habe den ſanften, freundlichen, geſcheidten Burſchen nie wieder geſehen, aber oft an ihn gedacht und ſpäter von Ledebur gehört, er ſei ein Fels der Kirche geworden. Da bedauere ich nur, daß er nicht

Papſt werden kann, der doch der richtige Abſchluß des aſiatiſchen Glaubensreiches iſt und das Ideal aller Kirchenſäulen ſein muß.

Wie ſchade, daß der Jünglingsbund nicht einige Grade ſüdlicher zur Welt gekommen iſt; wir hätten dann ſicher den künftigen Papſt unter uns gehabt.

4. Meine neuen Leidensgefährten wohnten im zweiten Stock des Schloſſes in einem ſehr geräumigen Zimmer, deſſen zugenagelte hohe Fenſter auf die Spree, die hier einen belebten Entenpfuhl abgab, und auf den Sand und den Wald dahinter hinausſahen — für eine königliche Ausſicht ein ſehr beſcheidner, für uns kein unerfreulicher Anblick, für mich, nach meinen bisherigen Ausſichten, ein ſchwelgeriſcher Genuß.

Aber meine bisherige Lebensart, die ſelbſtgenügſame Vertiefung in die unſterblichen Alten, wurde nun auf einige Monate unterbrochen. Ich konnte meinem eignen Kopfe nicht rückſichtslos nachgehn und mußte mit den Wölfen heulen.

Vier ſind eine unterhaltende Geſellſchaft; wir hatten uns lange nicht geſehn und viel zu erzählen. Natürlich wurden die verſchiednen Anſichten über unſre gegenwärtige Lage ausgetauſcht. Könnte man doch von dem Gefängniß ſagen, es ſuche uns die

Vergangenheit und die Zukunft abzuſchneiden und uns mit dem ewigen Einerlei der Gegenwart allein zu laſſen. Denkt der Gefangne an die Abſchließung von der lebendigen bewegten Welt, ſo muß ihm der Zwang furchtbar peinlich und das ewige Einerlei furchtbar langweilig werden. Für den, der ſich nicht mit ſich und der Förderung ſeiner Gedanken in Wiſſenſchaft und Kunſt beſchäftigen kann und ganz von der Anregung durch die Außenwelt abhängt, muß daher das Gefängniß eine grauſame Qual ſein. Wer hingegen ſich aus der gemeinen Bewegung der Dinge zurückzieht und ganz in die Bewegung des Geiſtes vertieft, dem entſchlüpft die Zeit in der Abſchließung der Gefangenſchaft mit doppelter Geſchwindigkeit. Ihn überraſcht der Abend, und er ſucht es der Nacht abzugewinnen, was ihm der Tag verſagte; denn ein unendliches Feld des Wiſſens hat ſich vor ihm aufgethan, und die Lorbeern der großen Männer, die in der Einſamkeit des zurückgezogenen Geiſtes neue Welten entdeckt und von ihrer Höhe aus die Menſchheit beherrſcht und geleitet, laſſen ihn nicht ſchlafen.

Wer ſich in die Wiſſenſchaft vertieft, verkürzt ſich die Zeit; wer ſich in ein bewegtes Volksleben wirft und in einer Zeit des allgemeinen Umſchwungs mit-

wirkt und ſie auf ſich wirken läßt, der verlängert ſein Leben bedeutend; jeder Tag drängt ſich ihm voll von Ereigniſſen und die Zeit ſchwillt ihm unter den Händen an. Die Zeit meiner Gefangenſchaft iſt mir im Fluge vergangen; das Jahr 1848 zog, wie ein reiches Menſchenleben, langſam an mir vorüber.

In einer Geſellſchaft von Vieren war das Zurückziehn in die metaphyſiſche Welt des Geiſtes nicht möglich und ſchon ein Stück Außenwelt ins Gefängniß mit aufgenommen. Wir verfielen ſehr bald auf das Gerichtsverfahren, dem wir unterlagen; und Bonge bemerkte, daß das Urtheil in unſrer Sache eben ſo lange, vielleicht doppelt ſo lange auf ſich warten laſſen werde, als das Ende der Unterſuchung. „Ihr müßt nur bedenken, daß der Berichterſtatter all den endloſen Kram durchzuleſen und über jeden Einzelnen einen eignen ausführlichen Bericht auszuziehn hat.“

„„Eine ſchöne Ausſicht““, brummte Hagemeiſter, „„drei Jahre gefangen zu ſitzen, ohne auch nur zu erfahren, wozu ſie uns verurtheilen werden!““

5. Ich theilte mit, was Lange mir geſagt. Bonge aber war beim Oberlandsgericht in Breslau thätig geweſen und verſtand ſich ſchon auf dergleichen Dinge. Er ſagte: „Das kann Lange gar nicht wiſſen.

Es iſt allerdings wahr, daß die Gerichte und vornehmlich ihre Vorſitzenden auf den Wind von Berlin achten; aber das Meiſte hängt von dem Vortragenden ab und ſehr viel von der beſondern Stimmung des Oberlandsgerichts, dem die Akten zugeſchickt werden. Am beſten, glaub' ich, würden wir in Breslau fahren. Die Geſetze ſind aber über dieſen Punkt ſo widerſprechend und unklar, daß man die, welche Schärfungen ſein ſollten, als Milderungen benutzen kann. Dies ſind die thörichten Kabinetsordres des dicken Wilhelm aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution. Dieſe können nun eben ſo leicht bei Seite geſetzt, als benutzt werden; und wir können gar nicht wiſſen, was für uns das Beſte iſt. Hör' nur mal zu. Um das Geſetz zu ſchärfen, verordneten dieſe Duſel zehn- bis zwölfjährige Gefangenſchaft für ſtaatsgefährliche Verbindungen mit geheimen Obern. Nach dem urſprünglichen Geſetz ſteht aber das Schwert ſchon auf Mitwiſſenſchaft von einer hochverrätheriſchen Verbindung und ſicherlich auf alle Verſuche zum Hochverrath. Was aber Verſuch ſei und was noch nicht Verſuch, iſt ſchwer zu ſagen. Wenn ſie nun unſre Verbindung einen Verſuch nennen und finden, daß jene Schärfungen, die wider den Willen des ſogenannten

Geſetzgebers Milderungen geworden ſind, auf uns keine Anwendung haben, ſo, ſiehſt Du wohl, werden ſie uns zum Tode verurtheilen. Wie will Lange wiſſen, welche Anſicht der Sache bei der Abſtimmung durchdringen wird?"

Ernſt Hagemeiſter war gar kein Freund dieſer Erörterung, die er offenbar ſchon kannte, und ſagte: „„Ich glaube doch, daß Lange das wiſſen kann.""

Bonge erwiderte: „Weil Du es wünſcheſt!"

„„Dann aber würde auch die Regierung ſo unpolitiſch nicht ſein, ein Todesurtheil gegen uns zu beſtätigen!"" ſagte Hagemeiſter, „„es wäre eine jammervolle Politik!""

„Jammervoll für uns, da haſt Du Recht", ſchraubte ihn Springer, „für ſie nur grauſam; und ich bin ſehr geneigt, an ihre Rachſucht zu glauben."

Ich merkte ſogleich, daß beide es auf Hagemeiſter abgeſehn hatten, und half ihnen natürlich nach Kräften, beſonders mit der Abſchreckungstheorie, die ohne Widerrede noch im Schwunge wäre, denn bei jeder Hinrichtung ließen ſie in die Zeitungen ſetzen: „vom Leben zum Tode gebracht, ihm ſelber zur Warnung, andern zum Beiſpiel!"

„Du ſiehſt", erläuterte Springer, „ſie köpfen die

Leute, blos um ſie zu warnen; das iſt ungefähr, wie man einem mit dem Zaunpfahl winkt: und es hilft."

Ernſt Hagemeiſter blieb aber unerſchütterlich bei dem Glauben an „ihre richtige Politik", und wenn er unſern Beweiſen über „ihre verkehrte Politik, gegen die wir uns ja grade verſchworen hätten", nichts entgegenſetzen konnte, ſo wiederholte er, als ächter Prieſter, einfach ſeinen Glauben.

6. Die Scherze mit unſerm Freund Hagemeiſter erſtreckten ſich aber auch auf minder ernſte Gegenſtände. So war er, als richtiger Diener im Weinberge des Herrn, trotz aller Segnungen, die er im Himmel zu erwarten und zu verkündigen hatte, doch ein entſchiedner Freund eines guten Tiſches. Ich ſtelle mir vor, die Herrn finden in den Freuden der Tafel einen Vorſchmack der Freuden des Paradieſes, ſind aber der Meinung, ſie müßten hier mitgenommen werden, weil ſie dort aufhörten. Nun waren wir hier in einer Art innern Vorhalle des Paradieſes, wo von einem guten Tiſch nicht mehr die Rede ſein konnte, obgleich fünfzehn Silbergroſchen zu unſrer Verpflegung ausgeworfen waren. Dies ſetzte Hagemeiſter in Verzweiflung, und er beklagte ſich jeden Mittag bitterlich über die ſchlechte Koſt. Wir wollten kein Gewicht

darauf legen; das Essen sei hier nicht besser zu erwarten. Er sei verwöhnt.

„Ich verwöhnt!“ rief er aus; „ich esse Alles, wenn es nur gut zubereitet ist.“

„„Und wenn Du nichts andres hast, ißt Du auch das schlecht Zubereitete““, erwiderte Bonge.

„Ei was!“ fiel Springer ein, „wer wird sich zum Sklaven der Küche machen! Freiheit und Schwarzbrot!“ —

„— und Wurst!“ setzte Hagemeister hinzu. Schon der Gedanke an trocknes Schwarzbrot widerstand ihm als eine Speisekeţerei.

Hagemeister's Unschuld an dem ganzen Hochverrath und seine falsche Stellung in der Gefangenschaft für eine Sache, die ihm wesentlich fremd war und ihn doch von den Fleischtöpfen Neuvorpommerns trennte, eröffneten uns eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung. Manchmal aber rissen wir ihn mit fort, und er fand es selbst drollig, wenn er uns so gut unterhielt, wie mit seinem klassischen Zusatz: „und Wurst!“ zu Schwarzbrot und Freiheit. Denn er hatte bei all seinem angebornen Unterthanen- und gediegnem Philisterthum eine Art Humor darüber.

7. Ruhig und gravitätisch pflegte seine hohe wohl-

genährte Geſtalt auf- und abzuwandern und ſich mit Schaudern die ſittliche Verderbtheit vorzuwerfen, zu der er ſich habe hinreißen laſſen, indem er einem Bunde beigetreten ſei, der den Regierungen gegenüber alle Eide für unverbindlich und nichtig erkläre, weil dieſe Regierungen zuerſt ihr Wort gebrochen. Mit Recht — denn er verabſcheue dieſe Unſittlichkeit — habe Lange dem Schreiber in die Feder geſagt: „Hier traten Herrn Hagemeiſter die Thränen in die Augen."

„„Das ſind Krokodilsthränen geweſen"", rief Springer aus; „„haſt Du ihm denn nicht Dein Wort gegeben, mit uns nicht über die Unterſuchung zu ſprechen? Du haſt Dich alſo nicht nur nicht gebeſſert, ſondern biſt noch ärger geworden; denn jetzt willſt Du ein treuer Unterthan ſein und biſt dennoch treulos, ja treulos ohne alle Verführung, denn wir wollen ja Deine Bekehrung gar nicht wiſſen.""

„Es iſt auch nur ein lauter Monolog; wovon das Herz voll iſt, geht der Mund über."

„„Ein lauter Monolog an drei Zuhörer iſt doch ſicherlich eine Mittheilung.""

Hagemeiſter pflegte dann, als wenn nichts geſagt worden wäre, ſeine phlegmatiſche Aufregung und äußerſt ruhige Entrüſtung auszupredigen und auszu-

wandern und nach einiger Zeit die gewöhnliche Frage aufzuwerfen: „Nun, wie iſt es? machen wir nicht eine Partie L'hombre?“

8. Die L'hombre- oder Boſtonpartieen verzehrten in der That unſre meiſte Zeit; und kaum konnte man zu einigem Leſen und Schreiben kommen.

Ich erinnre mich nicht mehr, was ich ſelbſt niedergeſchrieben, wohl aber, daß Springer ein Spottgedicht auf den König verfaßte, worin er Seine Majeſtät als Regimentsſchneidermeiſter darſtellte, und daß eines Tages plötzlich die Mitglieder der heimlichen Vehme erſchienen und Alles, was wir geſchrieben hatten, mit Beſchlag belegten und zu den Akten nahmen.

Springer wurde über ſein Gedicht eigens verhört und erzählte von Drohungen mit verlängerter Haft, die es ihm eingetragen. Bonge bemerkte ihm aber ganz ruhig: nur die Veröffentlichung, nicht die Abfaſſung ſolcher Verſe könne man ihm gedenken. Im Gegentheil, wir hätten uns zu beſchweren; denn das Wegnehmen unſrer Papiere ſei eine reine Gewaltthat und ein ganz gewiſſenloſer Raub.

„Ich habe das auch erklärt“, ſagte Springer; Bonge und ich thaten das Nämliche, haben aber nie erfahren, ob das Oberlandsgericht uns Recht gegeben.

Einmal eingeſperrt, und du biſt ein Paria! war der Grundſatz jener Zeit.

9. Im Januar 1824 hatte man uns verhaftet, etwa im December kam die Unterſuchung zu Ende. Bei dem Schlußverhör legte mir Lange die Frage vor: Warum wir uns gegen die beſtehenden Regierungen verſchworen hätten?

Ich erwiderte nach meiner damaligen Ausdrucksweiſe: weil ſie wider Gott und Natur ſeien. Lange lächelte und ſagte: „Aber warum faſſen Sie das ſo ſchroff? Laſſen Sie uns doch Ihre Meinung etwas weniger anſtößig ausdrücken!“

Dies geſchah; aber die Täuſchungen der gerechten Erwartungen des Volks, die Nothwendigkeit, Deutſchland zu den Früchten ſeiner Anſtrengung von 1813 und 1815 zu verhelfen — Alles dergleichen machte die Sache am Ende nicht minder arg, wenn auch minder ſchroff. Von Worthalten konnte man, ſo lange Friedrich Wilhelm III. lebte, ohne Hochverrath nicht reden.

6.

Die Hausvoigtei und die Reise nach Colberg.

1. Als dies Verfahren zu Ende war — und dieſe Förderung, daß eine Sache, die in vierzehn Tagen zu beendigen geweſen wäre, in einem ganzen ausgeſchlagenen Jahre nur noch ſo weit zu Ende kam, verdankten wir entſchieden Lange — wurden wir alle bis auf Sprewitz, Robert Weſſelhöft und Fehrentheil auf der Hausvoigtei verſammelt. Hier fanden wir zu unſrer Erbauung unſern Köpnicker Oekonomie-Inſpektor als Mitgefangnen. Er hatte etwas zu tief in die Verpflegungskaſſe gegriffen und ſah ſich durch dies naheliegende Verſehn mit einem Male in die Oppoſition geworfen.

War das nur eine Laune des neidiſchen Geſchicks, die den Gefangenwärter ſo plötzlich in einen Gefangnen verwandelt hatte, ſo überraſchten uns hier nun auch die Zeitungen — der ganze Jahrgang war uns ausgefallen — mit höchſt anziehenden Neuigkeiten über die ſogenannten Weltgeſchicke.

Ludwig XVIII., der dumme Büttel Spaniens, war im September geſtorben, nachdem er über und

über verfault und zum Abſcheu ſeiner Umgebung geworden war. Ihm war alſo nun die reine Verſtocktheit im Bourbonenthum, Karl X., gefolgt.

„Das iſt gut! ſo mußte es kommen!“ ſagten wir zu einander; „der thut ihnen keine Butter an den Kohl, und der reine Wahnwitz von Gottes Gnaden iſt alſo Trumpf in derſelben gewaltigen Stadt, welche die Revolutionen von 1789 und 1793 hervorgebracht hat! in Frankreich platzen die Gegenſätze ſchroff aufeinander; das muß mit der Zeit einen Ausbruch und eine neue Entwicklung geben.“

Der alte Riez, der Aufſeher der Hausvoigtei, der uns den Zeitungsſtoß angeſchafft hatte, war ganz erſtaunt, daß uns dieſe alten verlegnen Nachrichten, die alle Welt ſchon wieder vergeſſen habe, ſo ſehr in Aufruhr ſetzten. „Kinder“, ſagte er, „die Franzoſen haben wir todt gemacht; von denen iſt nichts zu hoffen. Sind ſie doch, wie die Schafe, für Ferdinand VII. nach Spanien gezogen, während ſie's mit den Spaniern gegen ihren Schuft von einem Könige hätten halten ſollen, um wieder zu Ehren zu kommen.“

Der brave alte Unteroffizier! ſo dachten damals aber viele Leute, ja die meiſten; denn der Menſch iſt nur zu geneigt, mit dem alten Goethe zu glauben,

das Niederträchtige ſei das ewig Mächtige, und was heute obenauf iſt, werde es auch morgen ſein.

2. Die Hausvoigtei diente zum Gefängniß für „die Privilegirten“. Zu denen gehörten die Beamten, alſo auch die Nachtwächter und — merkwürdiger Weiſe — auch die Juden. Da war es denn gekommen, daß ein Nachtwächter mit einem Juden, Namens Deſſauer, hatte zuſammengeſperrt werden müſſen. Der Jude war beſchuldigt, dem Fürſten W... bei der Gewaltthat gegen ein Frauenzimmer geholfen zu haben. Seine Durchlaucht gehörten ſicherlich auch zu „den Privilegirten“, befanden ſich aber nicht unter den Gefangnen, ſondern unter den Freien, und waren offenbar zu vornehm, um wegen eines ſo niedrigen Unternehmens eingeſperrt zu werden. Der Jude hingegen war das Opfer ſeiner uneigennützigen Dienſtfertigkeit geworden und hatte nicht nur ſeine koſtbare Freiheit darüber eingebüßt, ſondern mußte nun auch noch ſein Gefängniß mit dem Nachtwächter theilen. Dies war ihm äußerſt unbequem. Denn der Nachtwächter führte den Namen in der That, er war nicht gewohnt, zeitig zu Bett zu gehn, und wenn Deſſauer Abends ſchlafen wollte, ſo machte der Nachtwächter ſich erſt an's Leſen und war nicht zu bewegen, ſein

Licht auszulöſchen. Dies gab jeden Abend einen Heiden- oder vielmehr einen Judenlärm, bis endlich einmal der alte Riez die Geduld verlor, ſein Fenſter aufriß und über den Hof ſchrie: „Deſſauer, hören Sie uff, oder ich laſſe Sie in's Hundeloch ſchmeißen!“ worauf Deſſauer erwiderte: „Bitte ganz gehorſamſt, Herr Inſpektor!“ und verſtummte. Deſſauer war offenbar in der guten Geſellſchaft der Hauptſtadt, oder wie Pirſcher ſich ausdrückte: Sodoms und Gomorrhas zu Hauſe, hatte feine Redensarten an ſich und zeigte Bildung; nur daß er Ovid über die Liebeskunſt denn doch mißverſtanden und die Treuloſigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht, die der leichtſinnige Römer empfiehlt, bis zur Gewaltthat getrieben haben mußte, wenn anders die Klage gegen ihn begründet war.

3. Wir Studenten verkehrten hier ungehindert mit einander; und dadurch kam noch mancherlei zur Sprache, was wir früher nicht erfahren hatten. Mein Freund Lange wußte darum, daß Bonge zuerſt Diez' Angabe beſtätigt habe, was Bonge mir noch nicht mitgetheilt hatte. Daß Sprewitz mit ſeiner Rolle des Stifters bald ſehr unzufrieden geworden war, wußte ich ſchon von Heidelberg und Frankfurt her; daß er ſich nun in Köpnick in dieſem Sinne herausgelaſſen,

hatte der Eine oder der Andre erfahren. Von Landsermann hörten wir, daß er trotz seines Zerfalls mit der ganzen Richtung des Bundes sich auf seine „gebesserte Gesinnung" nicht berufen habe. Hagemeister war aber keineswegs der einzige, der „die Thorheit seiner Jugend" mit der Weisheit des Spießbürgers verurtheilte. Clemen, der kühne gescheidte Jüngling, der die hallischen Korps in den Bann brachte, Clemen war gänzlich abgefallen und hatte die Herrn vom Köpnicker Gericht mit reuigen Selbstbekenntnissen und einer gründlichen Verurtheilung der Burschenschaft und ihres ganzen Treibens, ja, ihres Princips „der thörichten Schwärmerei für Einheit und Freiheit des Volks" erbaut. „Diesem unreifen Geist der Jugend" hatte er unter Anderm „die Goethische Humanität mit ihrer Freiheit von aller Politik" entgegengehalten, dabei aber von dem Spiegel jener verderbten und gemeinen Zeit geschwiegen, den der große Dichter nur zu geneigt ist, uns ebenfalls für das Menschliche und Wahre zu verkaufen.

Diese Selbstverurtheilung hatte so eingeschlagen, daß Clemen in den Kreisen der Demagogenverfolger förmlich ein Gewährsmann und in der Verurtheilung des Zeitgeistes auf den Hochschulen Tonangeber ge-

worden war. Die Herrn in Köpnick hatte ſie ſo freundlich geſtimmt, daß ſie uns mit Goethe's Werken verſahen, damit dieſer glänzende Geiſt des untergegangenen Deutſchlands uns das wilde ungeſchlachte Blut ausſauge. Wir hatten ihn, von der Güte der Herrn angenehm überraſcht, ſehr harmlos genoſſen; wußten wir doch nichts von der Quelle, aus der dieſe Güte floß. Jetzt fiel es uns bei, wie es wohl gemeint geweſen ſein möchte.

Clemen erſchien nicht unter uns. Außer Lange war Pirſcher, Springer, Rump, Huhold, Schliemann, Hagemeiſter, Bonge und ich zugegen. Willer kam ganz zuletzt.

Ich erinnre mich nicht mehr, wer uns von Clemen's Selbſtanklagen Nachricht gebracht, vermuthe aber, daß es Willer geweſen. Er hatte in Köpnick eine Zeitlang mit ihm zuſammen gewohnt. Willer war nicht im Entfernteſten bekehrt worden, fühlte aber eine große Hochachtung vor Clemen. Clemen's Aufſätze wurden bedeutend genannt, und im gewiſſen Sinne waren ſie es allerdings. Die Bekehrung dieſes jungen Mannes überraſchte uns aber nicht wenig. Bonge ſagte: „nun, wenn das möglich iſt, ſo iſt Alles möglich!“

„„Da hat er aber ſeinen Beruf verfehlt““, fiel Springer ein, „„er hätte Advokat werden ſollen.““

4. Clemen war etwa zwei Jahre in ſeinem Vaterlande Lippe-Detmold und Bielefeld unter ehrbaren Leuten geweſen und hatte dort ſo viel ſtille Unſterbliche entdeckt, daß er in dieſen Selbſtanklagen vernichtet und bewundernd vor „ihrem Wiſſen und ihrer bürgerlichen Brauchbarkeit“ niederfällt, anbetet und ſeine auf der Univerſität verlorne Zeit beweint.

Mir fällt nämlich, wie ich dieſes niederſchreibe, Doctor Ilſe's meilenlanges Buch „über die Geſchichte der politiſchen Unterſuchungen von 1819 bis 1842“ in die Hände; und da erzählt denn Seite 45 der gute Ilſe, die Mainzer Central-Commiſſion ſei von Clemen's Selbſtbekenntniſſen förmlich begeiſtert geweſen, habe ſie durch und durch zu ihrem Glaubensbekenntniß erhoben, — „Clemen's Anſichten fänden ſich in ihrem Berichte oft wörtlich wiederholt, die Uebereinſtimmung ſei frappant“ — und ein Heft derſelben der Bundesverſammlung zu Frankfurt als Beilage zu ihrem erſten Hauptbericht mit eingereicht. Seite 239 bis 256 iſt ſodann die ganze Beilage abgedruckt. Ilſe hat hier nun aber vergeſſen, was er Seite 45 ſchon verrathen, fügt nur N. N. als Unter-

ſchrift bei und bemerkt dazu: „Wir laſſen den Namen ungenannt, weil, wenn wir nicht irren, der Verfaſſer jetzt ein ſehr tüchtiger Gelehrter von ganz andrer Anſchauung iſt.“

Was dieſe andre Anſchauung gegenwärtig auch ſein mag, mit Wehmuth habe ich hier die raſche Entpuppung des freien Jenenſer Jünglings zum Lippe-Detmolder Philiſter geleſen, um ſo mehr, da ſich noch immer der beredte feine Sinn und der durchdringende Geiſt meines jungen Helden darin wieder erkennen laſſen. Freilich verläßt ihn der Geiſt bei der Lobrede auf das Geiſtloſe und die Form bei der Ehrfurcht vor der Formloſigkeit. Es konnte nicht anders ſein; als er die Erbweisheit von Lilliput-Detmold über die Athenienſiſche Demokratie, den Polizeiſtaat jener Zeit über die unſterbliche Mutter aller Europäiſchen Freiheit im Denken und im Staate zu erheben unternahm, mußte er irre reden: der Geiſt wird Fuſel, hat aber immer noch Kraft genug übrig behalten, um die ganze Mainzer Central-Kommiſſion, mit dem Herrn von Blittersdorf an der Spitze, in dem Strom dieſer freiwilligen Erniedrigung zu berauſchen.

Aber der Doctor Iſe iſt im Irrthum, wenn er die Wendung der Menſchen gegen den Aufſchwung

der Freiheitskriege und Preußens einzig und allein der Politik Metternichs und der Rheinbündler zuſchreibt; es iſt, wie auch heutiges Tages wieder, vielmehr ein innerer Abfall des freien nordiſchen Geiſtes von ſich ſelbſt geweſen, der unſer großes Volk lahm gelegt und der Verachtung Europas blos gegeben hat. Das Zuſammenbrechen Clemen's zu dieſer Stunde der Prüfung wiederholt nur in dem einzelnen Fall die Sündfluth jenes Abfalls von ſich ſelbſt. Leider gab es einen ſolchen Geiſt.

Und hierin liegt die traurige Bedeutung dieſer Selbſtbekenntniſſe unſres früher ſo hoch verehrten Freundes. Sein Abfall von ſich ſelbſt ſtellt ſich in ihnen dar als ein wahrer Katechismus des deutſchen Chineſenthums, das freilich, wie der Doctor Ilſe ganz richtig bemerkt hat, in Oeſtreich gipfelt. Gewürzt finden wir nun dieſes Chineſenthum mit der alten, uns bekannten Würze, mit dem alten Goethe und all dem langweiligen Kunſtqualm des unpolitiſchen Müßiggangs unſrer Vorzeit, ferner mit dem Haß gegen unſre unſterbliche Philoſophie, die wir jetzt, ſchon bei jedem Dummkopfe gewohnt ſind, die damals aber noch neu war, und mit der Lobpreiſung der unphiloſophiſchen, d. h. der ungeſchulten, dem Zufall über-

laſſenen Fachgelehrſamkeit, wobei unſerm Renegaten des Chineſenthums die Pandekten und die alte Grammatik der klaſſiſchen Philologen einfallen, die allerdings Ideale eines unverdauten Sammelſuriums aufzuweiſen haben.

Doch er verdient, ſelbſt gehört zu werden. Er beginnt:

„Die Frage nach den Quellen und dem Urſprunge ſolcher geheimen Verbindungen und Geſellſchaften, wie ſie gegenwärtig zur Unterſuchung einer hohen Staatsbehörde vorliegen, nach Allem, was ihr Entſtehn und ihren Fortgang mit veranlaßt und befördert, wird jedem Gebildeten und Redlichen für das Wohl, namentlich der heranwachſenden Generation, aber auch des ganzen bürgerlichen Zuſtandes von der höchſten Wichtigkeit erſcheinen."

„Es iſt auch mir ein ſehr befriedigendes und wohlthuendes Geſchäft, dasjenige, was ich nach den an mir und Andern gemachten Erfahrungen während meines akademiſchen Lebens, ſo wie nach der ſpäterhin mir gewordnen Ueberzeugung zur Beantwortung dieſer Frage beitragen kann, hier pflichtgemäß und gewiſſenhaft und der Wahrheit gemäß auseinander zu ſetzen."

„Das Grundübel liegt nach meiner Ansicht in der politischen Richtung, welche das Leben der studirenden Jugend seit der Entstehung der Burschenschaft genommen hat, wodurch der Geist einer gründlichen, gelehrten Bildung gestört, das ruhige und stille Bestreben nach Wissenschaft und dadurch nach Charakterfestigkeit und bürgerlicher Brauchbarkeit gehemmt und das jugendliche Gemüth aus dem geräuschlosen und dem Empfangen der Weisheit allein günstigen Kreise der Schule, worin es durch edle und geliebte Lehrer einem mit Gott und der Welt versöhnten Leben zu einer segensreichen Wirksamkeit in der menschlichen Gesellschaft zugebildet wurde, hinübergezogen wird in eine fremde Sphäre, worin es, statt einer stillen, bildenden Einkehr bei sich selbst, aus sich heraustritt, und statt sich durch ungestörte Studien zu einer achtbaren Wirksamkeit in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens vorzubereiten, mit diesen und seinen Ordnungen zerfällt und statt zu lernen, zu begreifen und sich an dem Bestehenden durch Achtung und Liebe heranzubilden, sich mit demselben innerlich entzweit und dadurch auch zum äußern thätlichen Abfall vorbereitet und geneigt gemacht wird. Das Element,

worin ſich dieſes Uebel bewegt und entwickelt, iſt ohne Zweifel die Burſchenſchaft."

Dies iſt ſchulmeiſterlich genug und nicht gerade fein, aber doch in anregenden Gegenſätzen ausgedrückt, was „die hohen Behörden" in Köpnick und Mainz ohne Zweifel hören wollten. Das Bekenntniß fährt fort:

„Oberflächlichkeit der Studien und der Bildung iſt eine ſehr häufige Folge des burſchenſchaftlichen Lebens geweſen; das bürgerliche Leben mit ſeinen Einrichtungen und Geſchäften wurde nicht genug geachtet, als daß man ſich mit ganzem Eifer dazu hätte vorbereiten ſollen. Dies war für Juriſten und Philologen eine gefährliche Klippe. Jene, welche vom Staat, ſeiner Verwaltung und Einrichtung weit richtigere Begriffe zu haben glaubten, als in den beſtehenden Inſtitutionen zur Anwendung gebracht worden ſeien und auch von der Idee einer mündlichen Juſtizpflege ergriffen waren (!), mochten ſich weder um römiſches Recht, noch um die übrigen juriſtiſchen Doktrinen bekümmern (?), ſondern thaten es mit einigen Vorleſungen über Geſchichte, Naturrecht und was dahin gehört, kurz ab, zufrieden, in den Burſchenſchaften ein Recht nach ihrer Idee zu hand-

haben; und von den Philologen verließen Viele den Weg der gelehrten Forſchungen und der klaſſiſchen Studien, welcher doch eigentlich der unſrer Nation eigenthümliche (?) von ihr mit ſo vielem Ruhm betretene iſt, um ſich in den Spekulationen der neuern Philoſophie zu verlieren — —"

Freilich verliert man ſich, wenn man auf den Beifall von Geiſtern ſpekulirt, wie die Mitglieder der Mainzer Centralkommiſſion; ſonſt giebt es nur Eine Art und Weiſe ſich nicht zu verlieren, ſondern ſich ganz in Beſitz ſeiner ſelbſt zu ſetzen und das iſt — die Spekulation der deutſchen Philoſophie, die uns bei Weitem eigenthümlicher und ein ganz andrer Ruhm iſt, als die klaſſiſche Philologie, worin Engländer und Holländer ganz gut mit uns wetteifern können.

Nächſt der ſpekulativen Philoſophie, die übrigens wahrlich kein Fehler der Burſchenſchaft war, ſie hatte ja Hegel förmlich in Verruf gethan, kommt die romantiſche Lyrik vor die Schranken; und ſie, die Lützower Heldin, die auf der Tyrannenjagd fiel, wird in ihrem glorreichen Leichentuch verurtheilt, ſie, die doch wahrlich ein ewig denkwürdiger Fortſchritt über die Liebes- und Geſpenſter-Lyrik des alten, herzloſen,

gemeinen Deutſchlands und ſicherlich noch mehr über die Zoten der Korpslieder genannt werden muß. Aber Clemen iſt unerbittlich. „Die politiſche Tendenz läßt ſich, abgeſehen von der Konſtitution der Burſchenſchaft, ſehr leicht aus den Liedern und Geſängen, die bei ihr im Gange ſind, entnehmen, und aus welchen mir, bei ſpäterm und reiferm Nachdenken, zuerſt deutlich geworden, daß dieſes ganze Weſen eines wahren und haltbaren Grundes ermangle. Indem man unter allen jenen poetiſchen Produktionen faſt nicht eine einzige findet, welche einen harmloſen, kindlichen, zufriednen und befriedigten Geiſt athmet, oder in welcher ſich ein mit dem Leben und den Menſchen verſöhntes Gemüth abſpiegelt, welche alſo ein rein menſchliches Gepräge an ſich trüge, haben ſie vielmehr alle die offenbare Abſicht, die Grundſätze von der Einheit des deutſchen Volks und Vaterlands, von der Wichtigkeit der Jugend für Herbeiführung beſſerer Zeiten nnd Ordnungen — zu verbreiten und zu befeſtigen. Sie ſind faſt alle aus einem gehäſſigen, ergrimmten, zornmüthigen, oder doch beengten Herzen hervorgegangen, und wie ſehr auch dadurch der gründlichen, wahrhaft menſchlichen Bildung geſchadet wird, wie ſehr ſich Einſeitigkeit und Unrichtigkeit des Ur-

theils durch das burſchenſchaftliche Leben verbreiten, davon iſt mir immer ein auffallender Beweis das in dieſem Kreiſe faſt allgemein verbreitete Urtheil über Goethe geweſen, dieſen divino maestro deutſcher Nation, welcher, weil er in erhabner und ſeliger Ruhe ein ſchönes Daſein genießt und nichts von Volksthümlichkeit, von Politik und Staatsweisheit in die Welt ſchreibt und ſchreit, herabgewürdigt und verachtet wird, und bei dem jungen Geſchlecht ſo gut wie gar nichts gilt!

Und mit Recht! Andre Zeiten, andre Lieder! Die Zeit, den Don Juan zu ſpielen und die lockern Weiber von Weimar auf den Olymp zu bringen, war vorüber. Der Sänger, der das neue Deutſchland hinriß, ſang uns nicht, wie er in den Schooß ſeiner Schönen ſinkt und natürlich mit der Welt verſöhnt iſt, ſondern wie er auf dem Schlachtfelde der Freiheit niederſinkt, ein Jüngling aus unſern Reihen, ein beneidenswerther Unſterblicher! Der alte Goethe dagegen fuhr mit Extrapoſt nach Böhmen und erklärte den Freiwilligen, die gegen den Korſen zu Felde zogen: „Der iſt euch zu groß, den werdet ihr nicht ſtürzen!“ — ein bedauernswürdiger Unſterblicher! Seine Zeit war um. Wir wären elend zu Grunde gegangen, wäre ſie es nicht geweſen!

Ich will Clemen glauben, daß er Menzel's und Börne's Ausstellungen, die später kamen, mit dem „Reinmenschlichen in Goethe" beseitigt hat; dagegen fürchte ich, hat er Pustkuchen Recht gegeben; und wenn eins zu dem andern kommt, so werden es erst die leidigen Philosophen sein, die dem **divino maestro** Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne seine Schwächen zu verkennen.

„Nach dem burschenschaftlichen Leben auf der Universität", fährt Clemen fort, „bildet sich in den Köpfen der Mitglieder desselben auch das Bild des Staatslebens mit seinen Institutionen."

„Wie dort in Einer Form sich Alle bewegen, so soll auch, nach ihrer Meinung, die ganze Welt nur Eine Staatsform haben; wie dort ein jeder an den Bestimmungen und Berathungen über das Leben und seine Einrichtungen Theil nimmt, so soll auch im Volke, meinen sie, jeder Bürger das Recht haben, mit seiner Meinung hervorzutreten, seine Weisheit in politischen Dingen zu Tage zu legen und vor ihren Richterstuhl Angelegenheiten und Einrichtungen zu ziehen, über welche die höchste Einsicht und die vielseitigste Erfahrung nur mit der größten Vorsicht und Umsicht zu bestimmen sich erlauben mögen!"

Digitized by Google

Er meint die Staatshämorrhoidarien und ist offenbar der Ansicht: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.

„Es werden ohne Weiteres", wirft er der Burschenschaft vor, „die griechischen und römischen Freistaaten zum Muster genommen und die Bürger derselben in ihrer ganzen Glorie und Machtvollkommenheit bewundert; wie dieselben aber bei all dieser Demokratie und Selbstregierung zum Spielwerk ihres eignen Unverstandes und der Absichten egoistischer herrschsüchtiger Menschen, häufig Schreier aus der untersten Volksklasse geworden, und dadurch um allen Frieden, alle Ruhe und Sicherheit im Innern gekommen sind, dieses einzusehen und richtig zu würdigen, reicht denn die oberflächliche Kenntniß und Forschung nicht hin." —

— „Es geht alle Ehrfurcht und Achtung für Dinge, welche die Weisheit von Jahrhunderten und die bewährtesten Menschen sanktionirt haben, verloren, und während man Alles, was von den Regierungen für das Wohl des bürgerlichen Zustandes geschieht, bemäkelt, herabsetzt und darüber aburtheilt, während man strengere Maßregeln, welche das Heil des Gan-

zen nothwendig macht, in dem gehäſſigſten Lichte zu betrachten ſich gewöhnt, entfremden ſich nach und nach die Gemüther der bürgerlichen Ordnung, bekommen die unrichtigſte Vorſtellung von den Abſichten der Regierungen und verlieren den Haltpunkt alles Edlen und Schönen im menſchlichen Gemüthe, nämlich Ehrfurcht und Achtung, Schonung und Liebe gegen das, was im Leben beſteht."

Soll einmal die Unterwürfigkeit, die Gewaltherrſchaft der hohen und allein einſichtigen Männer, die zu dieſer Herrſchaft angeſtellt ſind, ſoll die demüthige Sklaverei geprieſen und gerechtfertigt werden, ſo, das muß man geſtehn, thut es Clemen mit Methode.

Athen iſt durch die Demagogen zu Grunde gegangen! wäre Lippe-Detmold an Athens und Clemen an Alcibiades' Stelle geweſen, die Spartaner hätten nie geſiegt; aber leider hätte dann Lippe-Detmold, der ruhige Bürger, der brauchbare Geſchäftsmann, der Philolog, der die Grammatik nicht über die Politik verſäumt, die Ruhe, die Liebe, die Ehrfurcht hätten geſiegt, und wenn Athen Lippe-Detmold geweſen wäre, wo hätte dann Clemen ſeinen Ariſtophanes dieſen ehrfurchtloſen, politiſchen Grillenfänger, ja, wo hätte er den Schüler der Griechen, wenn auch ohne

allen politiſchen Verſtand, den reinmenſchlichen Goethe, dieſen **divino maestro** der Deutſchen, hernehmen ſollen? Wenn Münch-Bellinghauſen, Metternich und Blittersdorf Athen „mit höchſter Einſicht und vielſeitiger Erfahrung“ vor der Demokratie bewahrt hätten, ſo fehlten uns heute freilich die Perikles, die Themiſtokles, die Demoſthenes; auch Sokrates, „aus dem niedern Volke geboren“, hätte ſein bürgerlich unbrauchbares, philoſophiſches Schlaraffenleben nicht führen können! Was wäre aber erſt aus dem Bierbrauer Cromwell und aus dem republikaniſchen Litteraten Milton geworden, der ſogar gegen den König ſelbſt zu ſchreiben wagt, „ohne alle Ehrfurcht und Achtung, ohne Schonung und Liebe gegen das, was im Leben beſtand“, wenn ſie Clemen unter die Köpnicker Feder gekommen wären!

Aber leider ſind es nicht die Fehler der politiſchen Griechen, oder die Tugenden der großen Unbekannten aus Lippe-Detmold, die Clemen ſeine Selbſtbekenntniſſe in die Feder gehaucht, es iſt der Verrath an ſich ſelbſt, an ſeiner eignen guten Jugend, an der Philoſophie und an der Republik, dem er ſich hingiebt; und ſeine Verehrung vor dem Pedanten, dem Philiſter und dem geiſtloſen Gelehrten iſt nur die

Lüge, die ein Geiſt ohne Ehre und Kraft in ſeiner Gebrochenheit ihm vorſpiegelt. Er iſt ein ganz andrer Verräther, als Diez; Diez verrieth nur das Geheimniß des Bundes; er verräth Alles, was den Menſchen ehrt und erhebt; und während in Spanien das heilige Amt von dem Ketzer die traurige Selbſtanklage und das Bekenntniß eines fertigen Glaubens erzwang, haben wir hier in Deutſchland das Schauſpiel, daß der Ketzer ſich und ſeine ganze Seele freiwillig aufgiebt und den hohlen, geiſtloſen Larven des gemeinen Bedientenſtaates ſeiner Zeit eine ausführliche Dogmatik dieſes Bediententhums erſt einbläſt, die ihnen vorher noch nicht klar geworden war.

Eine Beurtheilung des Geiſtes dieſer Zeit iſt ganz etwas Andres, als eine Verleumdung deſſelben vor dem Angeſicht ſeiner bitterſten Feinde. Dazu kommt noch, daß dies Köpnicker Gericht zwar weder ein ordentliches Criminalgericht alten Stils, noch ein offnes gerechtes Gericht auf dem Forum des Volks war, daß es zwar eine Inquiſition war, aber nur eine Inquiſition über die Thatſachen und die Zwecke der Verbindung und es mit unſerm Glaubensbekenntniß, oder gar mit unſrer Beſſerung nicht zu thun

hatte; es ließ uns unſre Anſicht, es hatte nichts dagegen, daß wir ſie behaupteten.

Die andre Erſcheinung, daß der Menſch bei einem Standpunkt nicht ſtehn bleibt, daß der Mann über den Studenten hinausgeht, iſt freilich ganz in der Ordnung: über einen Standpunkt hinausgehn, heißt aber nicht, ihm die Unwahrheit andichten, die ihm nicht zukommt, ſondern die Wahrheit entwickeln, die in ihm liegt. Die Ehre, die Tugend, der Sinn für das Vaterland, das Gefühl und das Wollen der Freiheit ſind keine Verirrungen, ſind keine Unwahrheiten, und wehe dem, der ſie dafür ausgiebt! Sie ſind die Wahrheit des Einzelnen und des Volks, der Einzelne und das Volk, beide haben dieſe Wahrheit zu entwickeln und ſelbſt ihren unreifen Keim in höchſter Ehre zu halten. Wenn ſie es verſäumen, ſo vernichten ſie ſich ſelbſt, wenn ſie es ausführen, ſo wird die Bewunderung der Welt ihnen nicht fehlen. Ich habe den Gegenſatz gegen dieſen Trieb zu unſterblichem Ruhme mit der Unverſchämtheit hingeſtellt, mit der er ſich ſelber entblößt, unſern eignen Bannerträger, der unſer Palladium freiwillig in den Koth ſtößt; denn ſolche Gegenſätze treiben die Gedanken der Menſchen auf die richtige Bahn.

Es ist bekannt genug, daß ich selbst nicht bei der Burschenschaft stehn geblieben bin; es ist mir aber nie in den Sinn gekommen, ihr wahres Wesen zu verkennen und die schöne Begeisterung zu verwerfen, die ich in ihr fand. Noch in einem andern Punkte muß ich ihre Ehre retten. Sie hat das Gemüth in einem ganz andern Sinne der Wissenschaft zugeführt, als es irgend eine Studentenverbindung vor ihr gethan, und sie hinderte ohne allen Zweifel viel weniger an wissenschaftlicher Beschäftigung, als die Korps dies thaten. Nur das Eine ist wahr, statt zur spekulativen Philosophie zu führen, wie ihr diese Selbsterkenntnisse schuld geben, war ihr Hegel schon wegen seines unglücklichen Angriffs gegen Fries in den Tod verhaßt.

Es ist aber auch nicht wahr, daß der romantische Geist der Freiheitskriege, der die Gedanken seiner Anhänger zum Theil aufs Mittelalter und die Vorzeit zurückwarf, wissenschaftlich unfruchtbar geblieben wäre. Der Rückgang auf die altdeutsche, ja noch weiter auf die altindische Litteratur hat eine Grammatik erzeugt, die erste, die den Namen der Grammatik verdient. Gegen die tiefen Blicke, welche die Sprachvergleichung seitdem in den Ursprung, den Zusammenhang, den

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bau und das Weſen der menſchlichen Sprachen eröffnet hat, ſind die alten klaſſiſchen Grammatiken ein geiſtloſer unverdauter Wuſt. Reiſig's — Clemen nennt ihn mit Recht einen Mann von Geiſt — lateiniſche Grammatik machte davon durchaus keine Ausnahme. Ich habe ſie gehört, aber keineswegs bewundert.

Ebenſo wenig hat die Rechtswiſſenſchaft durch den Zug des altdeutſchen Geiſtes gelitten. Ja, ſogar die einzig richtige Entſtehung und Ausübung des Rechts, ſeine Entſtehung aus dem Volksbedürfniß und dem Volkswillen und ſeine Ausübung durch geſchworne Ausſchüſſe des Volks haben wir erſt wieder von unſern germaniſchen Vorfahren lernen müſſen. Beides lernt ſich nicht aus der alten Jurisprudenz, wohl aber aus der durch unſre eigne politiſche Bewegung erſt verſtändlich gewordnen römiſchen Rechts- und Staatsentwicklung. Jedermann weiß, daß auch dieſe Forſchungen jenem Geiſt unſrer Wiedergeburt unendlich viel verdanken.

Wie die Sprachforſchungen, das erſtgeborne Kind jener vaterländiſchen Richtung, die Geſchichte, die Mythologie, die ethnologiſchen Zuſammenhänge, ja ſelbſt die, ſonſt unnahbaren Uranfänge der Geſchichte

erleuchtet haben, das überſehen wir freilich erſt jetzt, und finden unſre kühnſten Hoffnungen übertroffen. Die Philoſophie, nicht die Jagdhunde der Mainzer Central-Commiſſion, hat die Leiſtungen des Geiſtes, der durch die Wiedergeburt Deutſchlands angeregt wurde, aufzugreifen und zu neuen Syſtemen des Denkens zu verwenden. Die ohnmächtige Anklage hingegen, die in den zwanziger Jahren gegen dieſen Geiſt erſcholl, iſt zum Geſpött geworden, mit dem wir bald unſer Papier nicht mehr beſchmutzen und unſern Odem nicht mehr vergiften werden. Hier hat einmal die Geſchichte gerichtet; und es wird bald noch beſſer kommen!

5. Mit dem Anfange des Jahrs 1825 wurden wir an die verſchiednen Feſtungen vertheilt; wir ſollten unſre Strafe „vorläufig antreten"; das Urtheil wurde aber erſt 1826 geſprochen und wir durch das Oberlandsgericht in Breslau meiſtens „wegen Theilnahme an einer verbotenen, das Verbrechen des Hochverraths vorbereitenden geheimen Verbindung und deren Verbreitung" zu einer 15jährigen Gefangenſchaft verurtheilt. Willer und Sprewitz waren Mecklenburger, und beide in Frankfurt a. M. verhaftet worden, aber die Preußen beſtraften ſie, offenbar aus

Liebhaberei, damit ſie doch überall beſtraft würden; denn die Juſtizkanzlei in Güſtrow hatte entſchieden, „daß im Grunde gar kein Corpus delicti ermittelt und alle Ausſagen in Köpnick, als vor nicht gehörig beſetztem Kriminalgericht abgegeben, werthlos ſeien.“ Die Mecklenburger gaben den Köpnickern eine wohlverdiente Maulſchelle und ſchienen nicht abgeneigt, dem Herrn von Kamptz den ganzen Kram zu verderben. Später, als ganz und gar nicht mehr ermittelt war, bequemten ſie ſich denn doch zum Verurtheilen und erkannten nun etwa ein Drittel der Preußiſchen Strafe. Das Verfahren Schwarzburg-Rudolſtadts gegen Emil Schwarz, ſeinen einzigen Hochverräther, war aber eine unverkennbare Verhöhnung der Lärmtrompeter in Berlin und Mainz. Er wurde zu dreimonatlicher Einſperrung verurtheilt, und dieſe dann von der Rudolſtädter Regierung in Hausarreſt verwandelt. Bayern endlich, wie gewöhnlich in offner Auflehnung gegen Preußen, hob die Unterſuchung auf, und ließ die Gefangnen frei, die ſich nun natürlich nur vor der Preußiſchen Grenze zu hüten hatten, um nicht gewillert und geſprewitzt zu werden.

Die Würtemberger Gerichte erkannten auf zwei-

bis dreijährige Festungsstrafe. Die Untersuchung gegen Adolf von Sprewitz, Robert Wesselhöft, den Müller Salomo und den Hauptmann von Fehrentheil wurde noch bis 1826 verschleppt. Das Ende vom Liede war, daß der Männerbund in Nebel aufging und sogar Preußen der Quälerei müde wurde.

Wir also und die Ausländer, die ohne alles Verdienst als Preußen beglückt wurden, mußten die Sündenböcke für die Faulheit jenes Zeitgeistes abgeben. Alle andern kamen mit einem blauen Auge davon.

6. Als wir von Berlin fortgeführt wurden, waren wir noch im Dunkeln über unser Schicksal. Selbst das Urtheil, als es endlich erfolgte, klärte uns wenig auf; drei Jahre vergingen uns auf der Festung, bevor wir erfuhren, daß wir im Ganzen sechs Jahre eingesperrt bleiben, also noch zwei Jahre Gefangenschaft ausstehen sollten. Das Jahr der Untersuchung wurde uns nämlich nicht als Strafzeit mit angerechnet.

Daß die größere Gesellschaft, in der ich bisher gelebt, aufhörte, war mir recht; sie hatte ohnehin nur meine Auswanderung in das metaphysische Reich des Geistes unterbrochen; an diese reicht kein Kerker

heran; die eingeſperrte Geſellſchaft aber machte ihn nur um ſo fühlbarer; und ich war feſt entſchloſſen, dieſe Auswanderung wieder aufzunehmen, wie lange es auch währen möchte.

Ich wurde mit Schliemann zuſammen nach Colberg geſchickt. Da Stettin auf dem Wege lag, ſo fuhren wir bis dahin in größerer Geſellſchaft, und ich hatte unter andern wieder meinen alten Freund Willer zum Reiſegefährten. Willer hatte, wie ich ſchon erwähnt habe, eine Zeitlang mit Clemen zuſammen gewohnt, und erzählte mir, dieſer erkläre Ariſtophanes für den größten Dichter. Da Willer ebenfalls ſehr genau in dem großen Komiker zu Hauſe war, ſo gab uns dies einen unerſchöpflichen Stoff zum Reiſegeſpräch. Gleich das Urtheil unſers gemeinſamen Freundes wurde ein Gegenſtand des Streites. „Ich bin gewiß ein recht partheiiſcher Verehrer des Dichters", ſagte ich, „und wüßte nicht, welche Luſtſpiele ich den ſeinigen vorziehen ſollte; aber ſo groß er in ſeiner Art iſt, was kommt dabei heraus, ihn allen, auch den Dichtern von einer ganz verſchiednen Gattung vorzuziehn? Ich will ihn gern den größten Komiker nennen; aber es leuchtet mir nicht ein, daß er darum nun der größte Dichter ſei.

Dazu kommt, daß ich mir noch nicht klar darüber bin, welchen Platz das Komiſche unter dem übrigen Schönen einnimmt, ja nicht einmal darüber, ob es überhaupt zum Schönen zu rechnen ſei, und wenn dies der Fall iſt, warum und in wie fern?"

„„Da könnte man am Ende zweifeln, ob er überhaupt noch ein Dichter ſei.""

„Ich zweifle nicht, ob er ein komiſcher Dichter iſt, aber ich zweifle, ob das Komiſche unter das Ideale fällt."

„„Du biſt doch noch immer der alte unverbeſſerliche Sophiſt, Jüngling! und disputirſt Einem das Blaue vom Himmel herunter.""

„Da thuſt Du mir doch wieder gröblich Unrecht, lieber Willer. Ich ſcherze wahrlich nicht mit dieſen Dingen, im Gegentheil, ſie beunruhigen mich, weil ich nicht ganz damit im Klaren bin, und bis jetzt auch nirgends einen Aufſchluß darüber habe finden können."

Der ganze Unterſchied war der, daß Willer und Clemen romantiſche Neigungen hatten; ich aber entſchieden philoſophiſche. Klar war ich mir damals nur über meine Unklarheit, nicht über dieſen Unterſchied. Während ich mich lange mit den Kategorien

der Aeſthetik und der Logik geplagt habe, iſt es den Romantikern ſo ſüß geworden, daß ſie feſt überzeugt ſind, Logik und Aeſthetik als eine angeborne Gabe des Geiſtes zu beſitzen. Mit dem „größten Dichter“ ſind ſie mir ſpäter an allen Ecken begegnet, dem Einen iſt es Shakespeare, dem Andern Homer, wieder einem Andern Sophocles, Göthe, Cervantes. Dabei laſſen ſie den Unterſchied der Gattung, der Stellung des Dichters zur Geſchichte und den Begriff der Dichtkunſt ſelbſt einfach weg. Wie könnte man da ihrem Glauben wohl beikommen?

Hier kam ich auch wirklich mit meinem Freunde Willer nicht überein. Im Einzelnen hingegen verſtändigten wir uns über Ariſtophanes' Luſtſpiele vortrefflich; und mit großem Bedauern trennte ich mich in Stettin von meinem alten Freunde und Reiſegenoſſen.

7. Schliemann war Mediziner, und im Anfange fehlte es an ſolchen Anknüpfungen, wie mit Willer. Wir fuhren von Stettin in die Wüſte hinaus. Das Land wurde immer unwirthlicher und nordiſcher. Einmal fanden wir uns mit Einbruch der Nacht in einem höchſt naturwüchſigen Dorfe. Die Schenke war Scheune und Viehſtall zugleich. Ein großes

Zimmer mit Tiſchen und Bänken ſollte erſt zum Eß- dann zum Schlafſaal dienen. Es verſteht ſich, daß nur von Strohſchütten die Rede ſein konnte; aber ſchon die Verpflegungsfrage hatte ihre Schwierigkeiten.

„Was habt Ihr?“ wurde der Wirth in der Pudelmütze, der ein Kind auf dem Arm trug, gefragt; „habt Ihr Bier?“

„„Nein, aber Branntwein.““

„Milch werdet Ihr denn doch haben?“

„„Wir haben keine Kuh.““

Endlich fand ſich Schwarzbrod und ein Pfund Butter.

„Nun wollen wir uns ein prächtiges Abendeſſen zubereiten“, ſagte der Eine von unſern Berliner Begleitern, „meine Frau hat mir einen Schweinebraten mitgegeben, den will ich uns mit der Butter aufbraten!“

Wir erwarteten ſchon, wie Ulyſſes bei den Phäaken zu ſpeiſen, als zu unſerm Schrecken der edle Waffenknecht mit dem ganzen Pfund Butter, das in der Pfanne brodelte, und dem hereingeſchnittenen Schweinebraten, der darin herumſchwamm, hereintrat. Mit freudeſtrahlendem Geſicht ſetzte er

ſeine Pfanne auf den Tiſch und ſagte: Da, eßt! aber ſo einladend die Pfanne auch roch, das Gericht war nicht zu eſſen. Er hatte offenbar gedacht, viel hilft viel, und ſo ſahen wir durch ſeinen Unverſtand die Butter ſowohl, als den Schweinebraten verdorben, die uns beide in ihrem unverſchmolzenen Zuſtande vortrefflich zu Statten gekommen wären. Nun war das Fleiſch völlig ungenießbar geworden und es blieb nichts übrig, als den Pumpernickel in die geſchmolzene Butter zu tunken und ein Glas Kornbranntwein dazu zu trinken.

Die Geſchichte gab aber mehr Stoff zum Gelächter, als zum Bedauern, und wir begaben uns auf unſerm Strohlager zur Ruhe mit Sticheleien auf die verſchwenderiſche Kochkunſt unſers Berliner Unteroffiziers.

Am andern Morgen überraſchte uns ein angenehmer Kaffeeduft. Nach unſrer übeln Erfahrung mit dem Pfannenduft von geſtern Abend waren wir zuerſt mißtrauiſch; aber die Wirthin rettete die Ehre ihrer Küche, und das Frühſtück ſollte uns für das verbrodelte Abendeſſen entſchädigen.

So war denn doch die Kultur fortgeſchritten. Im Anfang des Jahrhunderts kannten die Bauern

auf Jasmund, wie ich erzählt habe, den Kaffee noch gar nicht; jetzt verstand man ihn selbst in dieser Wildniß zu kochen und wußte ihn als Frühtrunk zu schätzen.

In andrer Hinsicht waren die Leute sehr zurück; sie brannten Kienspäne statt der Talglichter; selbst eine Oellampe war nicht im Hause; und Feuer machten sie mit Stein und Stahl, wo denn ein Schwefelfaden in der Zunderbüchse angebrannt wurde. Dies fiel mir auf. Schon als ich Schüler in Stralsund war, 1818, machte der Phosphorus (der Zünder) dem Zunder den Rang streitig. Es war dies die Zeit der feuchten Entzündung der Phosphorhölzchen. Sie wurden in kleine Fläschchen getaucht, worin sich Asbest, mit Schwefelsäure getränkt, befand und die mit einem Glasstöpsel luftdicht verschlossen wurden. Diese Zeit könnte man das Mittelalter im Feuermachen nennen. Da wir zwei solche Feuerzeuge besaßen, so boten wir aus Dankbarkeit für den unerwarteten Kaffee der Wirthin das eine davon an. So dachten wir zugleich den Fortschritt in der Kultur selbst in diese Gegenden zu verbreiten. Aber die Frau Wirthin lehnte das Geschenk ab. Sie erhielte sich Feuer in der Asche von einem Tage zum

andern, wenn es aber ja einmal abginge, wie in der letzten Nacht, ſo wäre die Zunderbüchſe da, ſonſt hätten ſie eigentlich nichts anzubrennen; und wenn die rothen Stifte, die wir ihr anböten, aufgebraucht wären, könnten ſie doch nicht nach Berlin gehn, um neue zu holen. Kurz, unſre Neuerung wollte nicht faſſen, und es gelang uns nicht, die Leute von ihrer „Liebe und Ehrfurcht gegen das Beſtehende“ abwendig zu machen und in unſre eben ſo unnöthigen, als gefährlichen Pläne zu verwickeln. Die Welt überſtürzte ſich aber dennoch, und verfiel bald ſogar auf das Reibeverfahren, welches noch unendlich gefährlicher war. Nun konnte Jedermann überall ein Feuer anzünden, und das Unglück blieb auch wirklich nicht aus. Der erſte oder einer der erſten Erfinder der Streichhölzchen wollte eine Sendung derſelben mit der Poſt von Halle nach Berlin befördern. Durch das Rütteln und Schütteln entzündeten ſich die Päckchen, und in der Gegend von Bitterfeld wurde der ganze Poſtwagen ein Opfer dieſes Umſturzes der alten beſtehenden Ordnung im Feueranzünden. Er ging mit allen Briefen und Päckchen im Feuer auf. Es verſteht ſich, daß „die hohen Behörden in ihrer Umſicht und Weisheit“ die Streichhölzer verboten;

und verboten waren ſie, in Dresden z. B., noch 1841, obgleich ſie natürlich von Jedermann benutzt wurden. Die Streichhölzer waren mächtiger, als die hohen Behörden und ihr Verbot; ſie ſetzten ſich durch: und die Welt iſt darum nicht abgebrannt.

Schliemann war unwohl und litt einigermaßen von den Unbequemlichkeiten dieſer Reiſe nach unſerm Sibirien. Ich hingegen war rüſtig und geſund, und als ich Nachmittags ein muntres Reitpferd vor unſerm Wirthshauſe angebunden fand, gerieth ich in große Verſuchung, auf ihm davonzureiten und irgendwo an der Oder ein Fiſcherboot nach Schweden hinüber zu miethen — zu miethen? leider hatte ich keinen Pfennig Geld. Ich klopfte das Pferdchen, als hätte es mich ſchon aus dem großen Gefängniß meines Vaterlandes entführt, und ging wieder ins Haus, um mein Verhängniß zu erfüllen.

An's Vaterland, an's theure, ſchließ Dich an,
Oder laß Dich anſchließen, gleichviel;
Hier ſind die ſtarken Wurzeln Deiner Kraft.

Und das muß wahr ſein, ich bin der Letzte, es zu leugnen. Was auch daraus geworden iſt, ich bereue es noch heute nicht, daß der kleine Renner mich

nicht entführt hat. Wie hätte ich frei werden ſollen, wäre ich nicht im Gefängniß geblieben?

Der Winter war gelind, es lag ſelbſt in Hinterpommern kein Schnee, und wir erreichten Colberg, ehe er fiel.

7.

Unsre Einrichtung.

1. Wir wußten ſehr wohl, daß Colberg ſich nicht vortheilhaft unter den verſchiednen Feſtungen auszeichnete, und daß in den Citadellen von Stettin oder Magdeburg eine viel gelindre Gefangenſchaft zu erwarten geweſen wäre. Die Sache begann aber doch noch bunter, als wir erwartet hatten.

Auf der Kommandantur empfing uns der Platzmajor, Hauptmann Stael von Holſtein, ein kleines, kränkliches, ärgerliches Männchen. „Der iſt alſo unſer künftiges Schickſal — hm!“ — Er war ein ſehr vermögender Mann, trieb alſo ſein Geſchäft nicht aus Noth, ſondern aus Neigung. Auf einem Ritt war er mit dem Pferde geſtürzt, und litt noch immer an der gebrochnen Rippe. Die Gefangnen behaupteten, dieſe Pein mache ihn eiferſüchtig auf jeden,

der frei davon wäre, und er laſſe darum ſeinen Unmuth an ihnen aus, wo er nur könne. Vielleicht thaten ſie ihm Unrecht; er hatte förmlich eine Philoſophie des Gefangenwärters; aber wahr iſt es, er war giftig und zänkiſch, was die Soldaten ſträflich nannten; und wenn er zufällig nicht ſo ſträflich ſein konnte, als er wohl gewünſcht hätte, weil der alte General von Funk es verbot, ſo hielt er doch eine kleine Rede, worin er zeigte, was nach ſeiner Meinung eigentlich hätte geſchehen ſollen. Er führte uns ſelbſt auf das Thor, wo der alte Aufſeher der Staatsgefangnen ſeine Wohnung hatte, wies uns den obern Stock an, der völlig wüſt war, er enthielt nur zwei leere Bettſtellen, und ſagte: „Hier werden Sie wohnen. Sie mögen zuſammen bleiben! Sie erhalten 5 Sgr. auf den Tag zu Ihrer Verpflegung."

„„Und damit haben wir uns auch einzurichten?""

„Wenn Sie das nöthig finden."

Der alte Unteroffizier fiel ein, er werde einen Tiſch und zwei Brettſtühle heraufſetzen.

Stael von Holſtein machte uns eine Verbeugung, wobei ihm die böſe Rippe ſchmerzen mochte, denn er griff mit der Hand darnach, und ging mit dem Unteroffizier die Treppe hinunter.

Aus dem Hinterfenſter erblickten wir die Oſtſee. Sie rollte ihre winterlichen Wellen unwirthlich genug, erinnerte mich aber dennoch angenehm an die Winterfahrten meiner Heimath. Da war es wieder das Meer, das freie Meer mit ſeinen ſchäumenden muntern Wellen.

„Wir ſind hier aber kläglich eingeſchifft", begann mein Gefährte; und als unſer Wirth mit dem Tiſch und den Stühlen erſchien, eröffneten wir eine ausführliche Unterhandlung mit ihm, worauf er ſehr eintönig erwiderte: „Sprechen Sie mit dem Herrn Platzmajor."

Als wir bemerkten: „der ſchiene nicht eben verſchwenderiſch geſtimmt zu ſein", gab er uns zu verſtehn, wir hätten ihm auch nicht ſo kurz entgegentreten ſollen.

Endlich erfuhren wir, die Kommandantur werde allerdings wohl Stroh in die Betten gewähren. Er ſelbſt verſtand ſich dazu, ein Betttuch herzugeben; dies wurde über das Stroh der Kommandantur gedeckt; und damit mußten wir uns nun die Nacht behelfen, ſo gut es gehn wollte.

Das Klima von Colberg iſt im Januar nicht grade das mildeſte, und es waren wohl wenig Leute

in Pommern dieſe Nacht ſo kühl gebettet, als wir. Aber nach dem Ausdruck des Herrn Platzmajors konnten wir uns ja beſſer einrichten, wenn wir es nöthig fanden. Dieſe Nacht waren wir aber noch nicht eingerichtet und froren gehörig. Dazu war Schliemann unwohl.

Dies konnte ſo nicht fortgehn. Wir verlangten den Platzmajor zu ſprechen.

„Sie haben uns einzuſperren, Herr Hauptmann, aber Sie haben doch nicht das Recht, uns erfrieren zu laſſen. Auch hat man uns bei den Kloaken der Stadt an die Luft geführt, während Sie doch gewiß beſſere Luft eben ſo bequem gelegen haben."

Der Herr Hauptmann Stael von Holſtein erwiderte hitzig und ſcharf: „Sie ſind hier zur Strafe, nicht zum Vergnügen!"

„„Unſre Strafe iſt Gefangenſchaft, nicht daß wir erfrieren, oder in verpeſteter Luft erſticken ſollen.""

„Mit Ihnen hab' ich kein Mitleid."

„„Es wäre mir auch unangenehm, wenn ich Ihnen oder irgend jemand bedauernswürdig erſchiene.""

„Wäre ich der König, Sie ließe ich nie wieder frei."

„„Ich glaube doch, Herr Hauptmann, ſagte Schliemann, daß Sie in der Sache etwas thun müſſen. Ich bin krank in dieſer Winterzeit über Land geführt worden. Wären wir aber auch beide geſund, ſo könnten wir es doch in dieſem Klima ohne Betten nicht bleiben.““

„Ich werde Sie aufs Lauenburger Thor ſetzen. Dort können Sie Sich gut heizen laſſen. Weiter kann ich nichts für Sie thun!“

Mit dieſem Beſcheid waren wir noch gnädig entlaſſen. „Wir müſſen uns wirklich ſelbſt Betten anſchaffen, ſo gut wir können,“ ſagten wir zu einander, „aber wie?“ Wir überlegten's. Ich beſaß eine goldne Taſchenuhr, ein Geſchenk meines Vaters, die ich ſo weit bei allen Klippen vorbeigeſteuert hatte; und Schliemann glaubte etwas aufbringen zu können; aber das ging nicht ſogleich. Das Gerücht von unſrer Lage mußte ſich jedoch verbreitet haben; denn der Dr. Simon, ein Arzt in der Stadt, ſchickte Schliemann Betten. Er ſei mit ſeinem Vater bekannt, und thue dies mit Freuden, da er höre, daß es nöthig ſei.

Schliemann theilte nun mit mir ſeinen Vorrath, denn der gute Simon hatte reichlich geſpendet, und

wir froren nicht länger. Hoffentlich hat dem Herrn Hauptmann Stael von Holſtein darum ſeine Rippe nicht ärger geſchmerzt.

2. Das Lauenburger Thor war ein Blockhaus über der Wölbung im innern Feſtungswall, welche zum Thor diente. Es enthielt zwei Zimmer, ein ſehr kleines nach Norden mit der Ausſicht aufs Meer und ein größeres nach Süden. In das kleine wurden wir nun eingepfercht. Unſre Koffer ſtellten wir aufeinander. Ein Bett ſtand der Quere und füllte die ganze Wand, das andre der Länge und erreichte den Ofen, der die Ecke bei der Thür ausfüllte. Wenn wir am Tiſche ſaßen, nahmen wir den ganzen Raum zwiſchen Bett und Tiſch ein. Der Tiſch ſtand vor dem zweiten Fenſter, die Koffer vor dem erſten.

Der Platzmajor beſuchte uns: „Nun, hier werden Sie nicht mehr von der Kälte leiden, und Hausrath, wie ich ſehe, haben Sie mehr, als Sie ſtellen können!“ [1])

1) Den Theil dieſer Erinnerungen, der meinen Freund Schliemann ſo genau mit betrifft, wie unſre gemeinſame Gefangenſchaft, hab' ich ihm vor dem Druck vorgelegt, und ihn um Berichtigung und Ergänzung gebeten, wo es ihm nöthig ſchiene. Er ſchreibt zu dieſer Stelle:

Darin hatte er freilich Recht, und er wußte recht gut, daß er es war, der uns mit unſerm Ueberfluß ſo in Verlegenheit ſetzte.

„Ob Stael von Holſtein das Alles ſo geſagt hat, wie Du es ihm in den Mund legſt, das weiß ich in der That nicht mehr. Seine Geſinnung aber war ſo, daß er es hätte ſagen können, darum iſt es in ſeinem Charakter. Du wirſt Dich erinnern, wenn er ſeinen Winterſchlaf hielt, wie wir es nannten, und Lieutenant Sanft für ihn regierte, daß alsdann immer Alles friedlich herging. Sobald er aber Frühlings zum Vorſchein kam, wie der Dachs aus ſeinem Loche, ſo gab es gleich Streit und Lärm. Einmal hatte ich Roſenſtöcke und Stachelbeerbüſche, die Gärtner Nürnberg uns heraufreichte, auf den Wall vor unſer Fenſter gepflanzt. Sanft ließ es geſchehn und ſagte nichts dazu. Stael von Holſtein machte ſpäter einen wüthenden Lärm darum. Schließlich aber blieben die Büſche dennoch ſtehn“ — und die Feſtung wurde dadurch nicht ſchwächer.

Ich bemerke: Was ich den Herrn Hauptmann Stael von Holſtein ſagen laſſe und eben ſo was ich ſpäter dem würdigen Häniſch in den Mund lege, ſind ohne alle Färbung von meiner Seite die eignen Worte der beiden Männer, was ich ſonſt natürlich nicht immer behaupten will, am wenigſten wenn ich lange Reden und Unterredungen nach Anlage, Charakter und Umſtänden wieder hergeſtellt habe, deren Treue im Allgemeinen keiner der mitwiſſenden Freunde oder Gegner beſtreiten wird die aber darum nicht für wortgetreue Aufzeichnungen ausgegeben werden.

Einzelne, einſchneidende Schlagwörter behält man aber wörtlich im Gedächtniß und dahin gehören die Ausſprüche, mit denen mich der Herr Hauptmann Stael von Holſtein über meine neue Lage unter ſeiner Aufſicht aufklärte.

Digitized by Google

Es iſt ſchon ſchlimm genug gefangen, aber nun auch noch im Gefängniß eingepfercht zu ſein, und auf eine Zeit, von der wir das Ende nicht abſahn, das war eine Bosheit, die wir ſchweigend hinnahmen, die uns aber empfindlich genug quälte, und leicht zu großem Unheil hätte ausſchlagen können.

Schliemann zog ſich dieſe Lage mehr zu Gemüth, als mir lieb war; denn ich wollte es mit aller Gewalt dahin bringen, von der Gefangenſchaft und ſelbſt von dieſer Einengung abzuſehn, und mich der monatelang unterbrochnen Beſchäftigung mit den Griechen ganz wieder zu überlaſſen.

„Welch ein abſcheuliches Loch, und welch eine Bosheit, uns hier ſo einzupferchen und dann noch mit unſerm Ueberfluß von Hausrath zu verhöhnen!“ rief Schliemann aus.

Dazu kam ſein Unwohlſein. Er litt vornehmlich an rheumatiſchem Zahnweh, und obgleich er nicht eigentlich bettlägerig war, ſo gab er doch ſeinem Unwohlſein nach, machte ſein Bett zum Sopha, und raffte ſich nicht immer zum Spaziergange in der kalten Luft auf. Seine Neigung, ſich dem Gefühl mit wenig Widerſtand zu überlaſſen, verſchlimmerte nur ſeinen kränklichen Zuſtand. Wo wollte das hin-

aus? Dieſe Gefahr, der mein Leidensgefährte ausgeſetzt war, und mein eignes Geſundheitsgefühl, mit dem ich trotz alledem und alledem etwas durchſetzen und vor mich bringen wollte, reizten mich zum Widerſpruch an.

Ich fand das Zimmer zwar klein, aber ungemein hell; die ganze Außenwand wäre ja wie Ein Fenſter; zum Arbeiten ſei es groß genug; und Bewegung müſſe man ſich draußen machen, wo wir vier Stunden des Tags auf der Sohle des Walls auf- und niederlaufen durften. „Ich werde jeden freien Augenblick bei jedem Wetter draußen zubringen," ſagte ich, „und alle übrige Zeit den Büchern zuwenden. Thu' das nämliche. Nur ſo können wir geſund bleiben und, was noch mehr iſt, im Gefängniß frei ſein!"

Schliemann nahm meinen Widerſpruch ſehr übel auf, und war ſelbſt durch meine Familienverhältniſſe, die meine Gefangenſchaft ſo grauſam verſchärften, und die ich ihm natürlich mitgetheilt hatte, nicht zu bewegen, mir ein Recht zuzugeſtehen, ſeiner Niedergeſchlagenheit entgegen zu treten. Zum Theil lag dies in ſeinem Unwohlſein; und gefühlvolle Briefe ſeines Bruders, der Prediger war, machten das Uebel noch ärger.

Ich ſprach ſchroff und hart über dieſe höchſt gefährliche Gemüthsverfaſſung in einer Lage, wo wir uns nur durch die äußerſte Tapferkeit und durch geizige Benutzung der Vortheile, die ſie böte, aufrecht erhalten könnten; ich meinte die Zeit zum Arbeiten drinnen und die freie Luft auf dem Feſtungswalle. Dabei griff ich ſeinen Bruder wegen ſeines ſchädlichen Einfluſſes durch Mitleidsäußerungen, ſtark an, und verletzte ihn ſo ſehr in ſeinem gemüthlichen Treiben, daß er mich einen groben Flegel ſchalt, worauf ich nun wieder heftig antwortete. Der Streit hatte ſich durch mehrere Tage hingezogen, als es zu dieſem Ausbruche kam. Kein Menſch, der nicht mit einem widerſtreitenden Element durch enge Gefangenſchaft zuſammen gebannt iſt, kann ſich einen Begriff davon machen, zu welcher Erbitterung ein ſolcher Streit gedeihen will, ein Streit, der nicht zu heben iſt, der, wie man ſelbſt glaubt, zu nichts führen kann, und dem gleichwohl nicht auszuweichen iſt. Die Leidenſchaft ſteigerte ſich und, wie natürlich, auf der ſchwächeren Seite am höchſten; und als es nun zum Ausbruch kam, wurde ein förmliches Duell daraus, wobei Schliemann, um das Gleichgewicht der Kräfte wieder herzuſtellen, ein anatomiſches Meſſer aus ſei-

nem Beſteck riß, und mir's in den Oberarm ſtieß, daß das Blut aus dem Aermel ſtrömte.

Ich war entſchieden der ſchuldige Theil, ſchon weil ich der geſunde und der ſtärkere war, und ihn billig hätte ſchonen ſollen. Ich nahm alſo meine Wunde ruhig hin, faßte ohne Mühe das Meſſer, und warf es unter's Bett. Dann zog ich den Rock aus und hielt ihm mein Taſchentuch hin, womit er mir den Arm verbinden ſollte, wir dürften uns nicht bloßgeben, wenn die Wache käme, nach der die Schildwache, die den Lärm gehört hatte, ſo eben rief. Aber mein armer Freund war außer ſich vor Aufregung. Ohne Zweifel hatte er ſich meine Wunde gefährlicher vorgeſtellt. Blaß und faſt ohnmächtig ſaß er auf dem Bett, und ich hatte ihn nur erſt zu pflegen, und mit Waſſer zu beſprengen, ehe er mir den Verband anlegen konnte. Kaum war dies geſchehn, ſo ſtürzte die Wache herein: „Was iſt hier vorgefallen, meine Herren?“ fragte der Wachthabende.

Als wir beide ſehr ruhig und heiter verſicherten, es ſei gar nichts vorgefallen, was ihn beunruhigen könne, ſchloß der Unteroffizier, der übrigens ein guter Freund von uns war, ſehr verwundert die Gefängnißthür wieder zu.

Wir kamen nun allmälich aus dem Wahnſinn der Leidenſchaft ganz wieder zur Beſinnung, wuſchen die Blutlache vom Boden weg, legten das Meſſer wieder in's Beſteck, und hatten eine lange Unterredung mit einander, in der wir unſre Freundſchaft für immer befeſtigten.

Schliemann hatte mir durch ſeine verzweifelte Vertheidigung eine beſſre Meinung von ſich beigebracht, und er ſeinerſeits glaubte mir, daß ich's bei all meiner Grobheit im Grunde gut mit ihm gemeint habe. Er ſagte: „Ich gebe Dir auch Recht in Deiner Anſicht von unſrer Lage; aber Du biſt mir mit Deiner Kur doch zu ſchonungslos zu Leibe gerückt. Nun, wir wollen von jetzt an treu zuſammen halten; und ich bin entſchloſſen, mich Deiner Auffaſſung anzuſchließen, ſie iſt ebenſo richtig, ſchon vom ärztlichen Standpunkt iſt das klar, als es Dein raſcher Entſchluß war, unſern ganzen Streit und vollends die unglückliche Wunde, die ich Dir geſchlagen, der Kenntniß unſrer gemeinſamen Feinde zu entziehen. Habe herzlichen Dank dafür!"

Wir umarmten uns und ſchloſſen einen Freundſchaftsbund, den wir unſer ganzes Leben hindurch gehalten haben.

Solche Schwierigkeiten hatte die Einrichtung auf dem Lauenburger Thor; und doch war dies im Grunde erſt der Plan dazu.

3. Die nächſte Frage war, wie wir mit unſerm Gelde auskommen ſollten. Man hatte uns eine Wirthſchaft empfohlen, wo wir für einige Silbergroſchen unſer Mittagseſſen holen ließen. Dazu verſuchten wir das Commisbrod der Soldaten, das 2½ Silbergroſchen koſtete, machten aber bald die Entdeckung, daß Bäckerbrod zwar mehr als um die Hälfte kleiner, aber doch eben ſo billig, weil viel nahrhafter war, und daß die Leute, die an einem ſo geringen Preiſe des Eſſens noch verdienen wollten, uns ſehr magere, wenn auch gute Hausmannskoſt zukommen ließen. Nun waren nebenan in dem großen Zimmer ein Lieutenant und ein Scharfrichter eingeſperrt, mit denen wir natürlich bekannt wurden. Der Lieutenant, der Schneider hieß, war ein höchſt drolliger Kauz, konnte den Schiller anführen und wußte die Rangliſte der Armee auswendig, hatte aber nicht das Talent, ſeine Einnahmen und Ausgaben in Einklang zu bringen, während er in der Theorie ein guter Wirth war, und ſich auf's Kochen verſtand. Er belehrte uns ſehr bald, wie man bil-

liger und beſſer wegkomme, wenn man ſich ſein Mittag ſelbſt koche; wir machten ſofort Gemeinſchaft mit ihm und richteten unſre eigne Wirthſchaft ein, woran aber der Scharfrichter, ein Murrkopf, ſich nicht betheiligte. Schneider erbot ſich, da er doch nichts zu thun habe, die Küche zu beſorgen.

Dies war nun zwar von der Kommandantur nicht erlaubt, ſondern ohne Weiteres angefangen worden, aber alle Unteroffiziere bis auf einen oder zwei duldeten unſre Wirthſchaft; ſie erlaubten, daß Schneider uns um zwölf unſer Mittagseſſen auf den Tiſch ſetzte. Wenn aber die Geſtrengen, die keinen Verkehr der Gefangenen unter einander duldeten, die Wache bezogen, ließ Schneider unſer Mittagseſſen ruhig auf dem Feuer ſtehen, wo wir es dann vorfanden. Einer dieſer wenigen, kleinlich und grauſam geſinnten Menſchen zeigte das eingeriſſene Unweſen dem Platzmajor an. Der aber erklärte zu unſrer großen Verwundrung, er halte ſich nicht für ermächtigt, dies zu hindern; es werde ohnehin nicht lange dauern.

Darin irrte er ſich aber; wir fanden alle Drei unſre Rechnung dabei, und es währte ſo lange, bis Schneider vom Thore entfernt wurde. Schliemann

bemerkt hierzu, die Erlaubniß ſei unter Sanfts Regierung ertheilt und dann nicht wieder zurück genommen worden.

Als nun auch der Scharfrichter entlaſſen wurde, erhielten wir endlich die vordere größere Stube, und ein Pole, Namens Prusky, die unſrige.

Von dem Scharfrichter hatte ich einen polniſchen Schafpelz gekauft. Prusky verkaufte mir im Voraus ſeine Betten und ſchaffte ſich für den Erlös Lebenswaſſer an. Unſre Wirthſchaft hatte uns erlaubt, etwas zu dergleichen Ankäufen zu erübrigen.

Den Schafpelz brauchte ich im Winter ſehr nöthig, da ich alle Morgen um drei Uhr aufſtand und bis acht Uhr kein Feuer haben konnte. Als wir nämlich unſern Plan, regelmäßig vier Stunden im Freien zuzubringen ausführten, zeigte ſichs, daß wir ſehr wenig Zeit zum Arbeiten übrig behielten; die Wache und die übrigen Gefangnen wollten unterhalten ſein und ſuchten unſre Geſellſchaft. Auch das Schachſpiel hatte uns eine Zeitlang leidenſchaftlich in Anſpruch genommen.

All dieſen Störungen wußten wir uns zuerſt nicht zu entziehn, ſo wenig ſie auch in unſern Plan paßten. Es lag zu nahe und war eine mächtige

Verführung, ſich der Unterhaltung hinzugeben, und die Zeit todtzuſchlagen, mit deren langer Weile wir geſtraft werden ſollten. Aber ich ertrug die Abſperrung von meinen geliebten Griechen nicht lange und beſchloß, um Neun zu Bett zu gehn und um Drei wieder aufzuſtehn; dies gab dann einen ſchönen freien Morgen von fünf Stunden.

Schliemann fand den Einfall zuerſt gradezu lächerlich und abenteuerlich, glaubte auch nicht daran, daß ich ihn ausführen würde. Als ich die neue Ordnung der Dinge aber unwandelbar fortſetzte, ſtand er ebenfalls früher, nämlich um vier Uhr auf; und wir hatten uns ſo eingerichtet, daß ich, — wenn die Wachthabenden es geſtatteten, was ſie in der Regel thaten — den Kaffee kochte, und er ihn um vier Uhr vorfand. Dabei hatte ich das Fenſter nach dem Feſtungsgraben, er das nach der Straße, was ſpäter, wie ich erzählen werde, ſeine Folgen hatte. Wir kehrten uns beim Arbeiten den Rücken zu und redeten mit einander eigentlich nur draußen auf dem Walle, wo wir dann die lebhafteſten Erörterungen über das pflogen, was wir drinnen geleſen hatten. Das Schachſpiel fiel von ſelbſt

weg, als die Gegenſtände unſrer Studien uns erſt recht warm gemacht hatten.

4. Seit der Entfernung des Lieutenants mußten wir nun auch unſre Wirthſchaft ſelber führen; und merkwürdig billig waren damals die Lebensmittel. Ich erinnere mich, daß wir einen ganzen Hammel, den wir einſalzten, für drei Thaler kauften, und daß ich zwei Silbergroſchen für die Stiege Eier gab. Der Bauer hatte vier Stiege, alſo achtzig Eier, die ich ihm abkaufte. Als es ſich zeigte, daß noch eine gute Anzahl drüber war, meinte er, die ſollten drein gehn, da ich ja gleich die ganze Kiepe voll genommen habe. Für Rindfleiſch gaben wir vier Silbergroſchen, für Schweinefleiſch drei Silbergroſchen das Pfund. Eines Jahrs waren aber die Kartoffeln mißrathen, und als ſie bis zu zwanzig Silbergroſchen der Scheffel ſtiegen, konnten wir ſie nicht bezahlen oder, beſſer geſagt, fanden ſie den Preis nicht werth und aßen nur Mehlklöße.

Zu der Zeit hatten wir entdeckt, daß wir beide zuſammen nur zwei Pfund Rindfleiſch auf drei Tage mit der Fleiſchbrühe und den Klößen darin brauchten, daß alle fetten Speiſen ſchädlich und zu ſchwer für unſre Lebensart waren; wir ſchafften ſie daher

ab, und aßen Tag für Tag unſre Rindfleiſchſuppe. Ja, wir kürzten ſogar noch das Klößekochen ab, kochten eine Menge auf einmal — für vier Tage — thaten ſie dann in eine Schachtel, und nahmen täglich eine gewiſſe Anzahl heraus, die dann in der Suppe nur wieder aufgeſotten wurden. Sie wurden nicht ſauer, vier Tage hielten ſie ſich.

Als wir einmal unſre Erfahrungen gemacht und uns darnach eingerichtet hatten, blieben wir merkwürdig wohl und geſund. Schliemann war wie neu geboren, es focht ihn nichts mehr an, während es ihn früher im Kopf und in den Zähnen und überall geriſſen hatte.

Aber dieſer glückliche Zuſtand wurde nicht mit Einem Satz erreicht, ſondern allmälich und mit großer Anſtrengung errungen, oft erkämpft. Das Wichtigſte war freilich die Küche geweſen; aber daneben trat eine höchſt bedenkliche Frage auf, nämlich, wie ſollten wir die Beleuchtung bezahlen, die wir Abends und beſonders Morgens brauchten? Talglichte waren für uns ein unerſchwinglicher Luxus. Es wurden alſo ein paar Lampen eingerichtet. Kleine Gläſer dienten zu Oelbehältern, und ein geſchlitztes Blech für einen breiten Docht wurde an Draht aufgehängt.

Dies gab ein helles, ſparſam brennendes Licht, und es ließ ſich erſchwingen, obgleich es in den langen Nächten faſt ſo hoch kam, als das Mittagseſſen. Zum Mittagseſſen ſchoß jeder halbmonatlich zwanzig Silbergroſchen ein und verbrannte gut und gern für funfzehn Silbergroſchen Oel in der nämlichen Zeit.

Als die Lampenfrage erledigt war und die Erfahrung gezeigt hatte, daß wir die Beleuchtung bezahlen konnten, trat die Schafpelz- und die Filzſchuhfrage auf; denn in dem ungeheizten Zimmer war es des Morgens bitterlich kalt. Als aber endlich alle Hinderniſſe eines vernünftigen und wiſſenſchaftlichen Lebens allmälich beſeitigt waren, als wir, wie Robinſon auf ſeiner Inſel, Alles von der richtigen Höhle bis zu den einfachſten Vorausſetzungen des menſchlichen Daſeins nach und nach erobert hatten; da trat wieder der leidige Platzkommandant mit ſeiner böſen Rippe ins Mittel und — verbot den ganzen Kram, auf den uns alles ankam, nämlich das Arbeiten des Morgens bei Licht.

5. Dies kam ſo. Es waren allerlei Streitigkeiten mit der Wache vorgekommen, einmal hatten wir geſungen, ein ander Mal waren wir nicht aufgeſtanden, wenn der Lieutenant ins Zimmer blickte,

der die Gefangnen von ſeinem Vorgänger übernahm; und bei dieſen Streitigkeiten wurden wir dann allemal heftig geſcholten und geärgert, ſelbſt wenn wir das entſchiedenſte Recht auf unſrer Seite hatten. Als ich z. B. bemerkte, das Singen ſei ja nicht verboten, und die Wache habe uns überhaupt nur zu hüten, nicht zu verbieten, was ihr einfiele, erwiderte der Platzmajor: „Alles was nicht ausdrücklich erlaubt iſt, iſt verboten, und Alles, was Ihnen der Poſten verbietet, haben Sie zu unterlaſſen.“

Um dieſen Erörterungen ein Ende zu machen, brachen wir allen und jeden Verkehr mit der Wache ab, wenn es nicht die entſchiedenſten Freunde waren. Dies war zugleich ein großer Zeitgewinn. Um aber die Morgenzeit zu ſichern, da uns jeder eigenſinnige Unteroffizier das Lichtbrennen verbieten konnte, ſprach ich eigends mit dem Platzmajor, ſetzte ihm aus einander, weshalb wir uns ſo eingerichtet hätten und wozu wir namentlich den frühen Morgen benutzten. Er habe doch nichts dagegen, daß wir des Morgens ſo zeitig Licht brennten? Zu meiner Befriedigung fand er nichts dagegen zu erinnern; und ich dankte ihm für ſeine Güte.

Nun ereignete ſich's aber, daß ein Lieutenant

Zimpel, der beſonders eifrig im Dienſt war, nach einiger Abweſenheit von Kolberg, die Wache bezog. Bei der Runde des Morgens früh hielt er an, und ließ die Schildwache fragen, weswegen wir Licht brennten?

Ich erwiderte: „Wir ſtudirten und thäten dies ſchon lange alle Morgen, hätten es auch dem Herrn Hauptmann Stael von Holſtein ausdrücklich angezeigt.“

Zimpel machte ſeinen Bericht an die Kommandantur, der Platzmajor leugnete, das Lichtbrennen erlaubt zu haben, erklärte auf der Wachtparade meine Angabe für eine Lüge; und es wurde ein Parolebefehl erlaſſen, die Gefangnen ſollten nicht eher Licht brennen dürfen, als bis Reveille geſchlagen würde, was geſchieht, wenn man ohne Licht leſen kann, ſo nämlich wird der Tagesanbruch erprobt.

Der Befehl wurde uns vorgeleſen, und meine angebliche Lüge war darin nicht vergeſſen.

Dies brachte mich in den heftigſten Zorn gegen den verbißnen und treuloſen kleinen Menſchen. Ich verlangte den General von Funk zu ſprechen, um mich über den Herrn Hauptmann zu beſchweren.

Der Auftritt war ein höchſt merkwürdiger. Ich ſah zuerſt natürlich den Platzmajor. Er ſprach kein

Wort. Ich ſchwieg. Schweigend führte er mich die Treppe hinauf, öffnete des Generals Zimmer, und blieb an der Thür ſtehn. Ich ging natürlich auf den alten Herrn zu, begrüßte ihn, und bat, ihm die Geſchichte vortragen zu dürfen.

Er war nicht wenig erſtaunt, daß es mir, ohne meine Einrichtung mit der Morgenlampe, im Gefängniß an ruhiger Zeit fehle; dieſe Anſicht der Lage ſei ihm neu, und doch müſſe er geſtehn, ſie ſei richtig, wenn man geſund bleiben und zugleich etwas vor ſich bringen wolle.

„Ich kann gegen dieſe Anſicht und Abſicht der Herrn Studenten nicht das Mindeſte haben, Herr Hauptmann."

„„Auch ich habe ſie ſehr gebilligt.""

„Allerdings!" fiel ich ein, „und dafür ſind wir dem Herrn Hauptmann ſehr dankbar geweſen, als wir ihm unſre Abſicht, von 3 Uhr ab Licht zu brennen anzeigten, und er darauf erwiderte, er habe nichts dagegen."

„„Iſt das wahr, Herr Hauptmann?""

„Ja, Herr General."

„Nun, dann will ich Ihre urſprüngliche Erlaubniß nur beſtätigen, und unſre Kommandantur ſoll

einem ſo vernünftigen Lebenswandel, als er hier vorliegt, auf keine Weiſe in den Weg treten."

„„Darf ich dies ſo verſtehn, Herr General, daß wir, wie bisher, den ganzen Winter von drei Uhr Morgens an Licht brennen dürfen?""

„Der Herr Platzmajor wird in meinem Namen den Befehl an die Thorwache erlaſſen."

„„Ich bin Ihnen und dem Herrn Hauptmann für Ihr gütiges Eingehn auf unſer Bedürfniß und unſern Wunſch ſehr verbunden.""

Der Herr Hauptmann Stael von Holſtein führte mich ſchweigend die Treppe hinunter. Ich wartete noch einen Augenblick; denn es war doch eigentlich eine Erörterung nöthig. Endlich begann er: „Sie haben mich hart verklagt, und wiſſen doch, daß ich es gut mit Ihnen meine!"

Ich war nicht thöricht genug, ihn zu reizen (er war empfindlich genug geſtraft) und erwiderte ſchlau: „Ich hätte nie an ſeinem guten Willen gezweifelt und bäte ihn nur, mir denſelben nun auch zu erhalten!"

Er ärgerte ſich über meinen diplomatiſchen Gebrauch der Sprache und antwortete nicht. Am an-

dern Tage erließ er dann seinen Parolebefehl, worin es hieß, auf Befehl des Herrn Generalmajors von Funk solle den Festungsstuben-Gefangnen, das war unsre Bezeichnung, Ruge und Schliemann, erlaubt sein, von 3 Uhr Morgens an Licht zu brennen, jedoch habe die Wache darauf zu sehn, daß der Lichtschein den Nachbarn nicht lästig werde.

„Der Lichtschein!“ — er war nichts anders, als der Schein des Aergers, daß der Hauptmann und nicht ich die Unwahrheit gesagt hatte und er das grobe Verbot zurücknehmen mußte. Den Nachbarn aber konnte der Lichtschein nicht leicht lästig werden, denn unser nächster Nachbar in seiner Richtung war der Sirius. Unser Häuslein lag nämlich hoch auf der Courtine der Festung und unser Fenster sah den Wall entlang, dergestalt daß wir keine andern Häuser unserm Lichtschein gegenüber hatten, als das Schilderhaus und die Häuser des Himmels.

Wir wohnten in der That den Sternen näher, als ganz Kolberg, und ich pflegte diesen Umstand hervorzuheben und die philosophische Erhebung über das Gefängniß damit in Verbindung zu bringen, wenn ich an alte Freunde schrieb. Einmal hatte ich dies auch gegen meinen alten väterlichen Freund Gilde-

meiſter gethan, und einen prieſterlich gepfefferten Verweis über meinen Hochmuth zur Antwort erhalten, den der Herr Hauptmann Stael von Holſtein, der unſre Briefe durchleſen mußte, mit großer Genugthuung genoſſen hatte. Der würdige Mann kenne mich und habe ſich ſehr richtig ausgedrückt, bemerkte er mir.

Natürlich! Wer im Gefängniß ſitzt, hat Unrecht, und vornehmlich den Predigern kommt es zu, ihm den Kopf zu waſchen.

Nur unſre Eltern und Geſchwiſter blieben uns treu; der Rector Kirchner ſtellte mich in Gegenwart meines Bruders als die Schande des Stralſunder Gymnaſiums hin, ſo ſehr hatte er ſchon damals „den heldenmüthigen Jüngling Karl Sand" vergeſſen; die ganze übrige Welt ließ uns ſchmählich in Stich. Zwei Freunde von Halle her, die aus dieſer Gegend waren, die Succos, hatten eifrig zur Burſchenſchaft gehalten und der jüngere war aus meinem nächſten Umgange. Sie kamen, ich weiß nicht in welcher Eigenſchaft, eine Zeitlang in Kolberg zu wohnen. Oft gingen ſie an unſerm Spaziergange vorbei, aber ſie kannten uns nicht mehr, ſahen weg, wenn ſie unſerm Blick zu begegnen fürchteten, und grüßten uns nicht. Sie glaubten offenbar, ſich ihre werthvolle Stellung durch

ſo gottloſe Bekanntſchaft zu verderben. Schliemann bemerkt, es habe nur Ein Succo in Kolberg gewohnt; das iſt möglich, ich habe ſie aber beide vorbeigehn ſehn.

6. Hiervon machte der alte Jahn eine Ausnahme. Er kam an den Wall heran — er war nur auf Ehrenwort gehalten, in der Feſtung zu wohnen, und ging frei umher — ſprach mit uns, lieh uns die Akten ſeines Prozeſſes, woraus man ſich von der vollſtändigen Abgeſchmacktheit aller gegen ihn erhobnen Anklagen überzeugen konnte; es wurde ihm und den Turnern, mit denen er auf Stubbenkammer geweſen war, unter andern vorgeworfen, daß ſie auf dem Rückwege von Jasmund ſich im Spiekerſchen See gebadet und dadurch öffentlichen Anſtoß gegeben hätten, während ohne Zweifel die Strandläufer und die Möven die einzigen Zeugen dieſer Ausſchweifungen geweſen ſind, denn nichts kann einſamer gedacht werden, als die Ufer des Spiekerſchen See's zu jener Zeit. Er lieh uns aber nicht nur dieſe Selbſtanklage der damaligen Machthaber, die von einem Ende zum andern aus kindiſchem Geklätſch über Jahn's Reden und Turnfahrten beſtand, ſondern auch Bücher über den Feſtungsbau und ein lithographirtes Manuſcript

eines Preußiſchen Prinzen über Strategie und Taktik. „Dieſe Bücher müßt ihr leſen, ſagte er, damit ihr doch in eurer Umgebung Beſcheid lernt und mit den Soldaten in ihrer eignen Sprache reden könnt!“ Die Bücher waren äußerſt leichte Waare und machten uns wenig Kopfbrechen. Dann verſorgte er mich mit Thierſch' Pindar, es war das Widmungsexemplar an ihn. Ich ſchrieb den ganzen Text ab, weil ich den Pindar nicht beſaß, und ihm natürlich ſein koſtbares Buch zurückgeben mußte. Auch die Nibelungen und den Schah Nameh des Firduſſi, von Görres, lieh er uns, lauter Prachtwerke, mit denen wir ſehr zart umgingen. Sie waren durch einen Feldwebel, dem er vertraut war, an uns gelangt, heimlich, ohne daß es eigentlich nöthig war, aus dieſer unſchuldigen Sache ein Geheimniß zu machen. Wir gaben die Bücher natürlich an den Feldwebel zurück. Als ich aber ſpäter in Halle Privatdocent bei der Univerſität wurde, ſandte mir Jahn, der in der Nähe von Naumburg wohnte, Boten über Boten, ich möge ihm ſeine Bücher wieder geben; und als ich dies begreiflicher Weiſe nicht konnte, ihn vielmehr, mit Berufung auf Schliemanns Zeugniß an den Feldwebel verwies, wurde er ſehr zornig und erklärte in einem Briefe an Profeſſor

Eiſelen: „meine Seele wäre ſo ſchwarz, daß ſie ſelbſt der Teufel nicht zum A . . W . . brauchen würde.“

Jahns Zorn bezog ſich aber viel weniger auf die veruntreuten Bücher, als auf meine Auflehnung gegen ſein Anſehn, die er aus meinem Briefe herausleſen mußte und zu der er in Kolberg ſelbſt den Grund gelegt hatte. Wenn es wahr iſt, daß wir Empörer gegen Königthum und Preußenthum waren, ſo that man dem alten Jahn gröblich Unrecht, als man ihn zum Hochverräther ſtempeln wollte. Er iſt in Hinſicht auf ſtaatliche Freiheit all ſein Lebtag nichts anders geweſen, als ein durch und durch königlich, ja, hohenzolleriſch geſinnter Mann, der ſich in der Welt nichts anders zu Schulden kommen ließ, als gelegentlich einige große Worte und den Wunſch, ſich durch ſeine Stichworte einen Ruhm und einen Einfluß zu erwerben. Sein Altdeutſchthum beſtand weſentlich in dieſer wohlgewürzten Grobheit und war ſeiner Preußiſchen Unterthänigkeit ſo wenig im Wege, daß er es ganz natürlich fand, in Preußiſchem Solde zu ſtehn und die Republikaner anzugreifen. Eben ſo königlich geſinnt war Ernſt Moritz Arndt. Beide haben dies 1848 im Frankfurter Parlament und ſpäter zum Erſtaunen vieler ihrer jungen Verehrer mündlich

und ſchriftlich beſtätigt. Unſerm Freunde Jahn war meine Aufklärung über ſeine unterthänige Geſinnung zu einer Zeit, wo er noch überall für einen zuverläſſigen Anführer der Volkspartei galt, höchſt unbequem; daher ſein Brief an Profeſſor Eiſelen. Er wollte aber damals noch nicht den Philoſophen und den Republikaner angreifen, der von ihm abfiel — für den Verfolgten hätte es ſich nicht geſchickt, nun Andere zu verfolgen — ſo beklagte er ſich nur über meinen Abfall als eine Schlechtigkeit des Herzens und der Geſinnung, freilich in einer etwas derben Ausdrucksweiſe. Der Witz ging herum, und wurde bekannt genug, erregte aber nur Beluſtigung; denn ich war in Halle nicht der Einzige, bei dem ſich der alte Herr um ſein Anſehn gebracht hatte. Selbſt ſein wahres Verdienſt, das um die Turnerei, litt darunter; und man iſt ihm erſt ſpäter wieder gerecht geworden.

Jahn wurde bald gänzlich von Kolberg entlaſſen, nahm Abſchied von uns, ſagte kein Wort von den Büchern und verſchwand aus unſerm Geſichtskreiſe.

7. Später änderte ſich die Stimmung. Die Leute verloren die Furcht. Außer dem alten Jahn begrüßte uns eines Tages der Bruder eines alten ungemein heitern Genoſſen von Jena her, ein Mecklen-

burger, Namens Strecker, und vertraute uns an, ſein Bruder habe ſich dadurch gerettet, daß er ſich zwei Jahre auf ſeines Vaters Glashütte verborgen. Er war nicht wenig erſtaunt, als ich ihm mittheilte, das wäre ganz überflüſſig geweſen, da er ja nie zum Bunde gehört hätte.

Darauf beſuchte uns mein Bruder Reinhold und brachte mir beruhigende Nachrichten von Hauſe. Mein Vater war Stadtſecretär in Triebſees geworden. Ich ließ mir unſern jüngern Bruder Ludwig und die beiden Schweſtern beſchreiben, die ich als Kinder verlaſſen hatte; und es war mir kein geringer Troſt, daß es zu Hauſe doch ſo leidlich ſtand und offenbar die ſchlimmſte Zeit vorüber war. Auch Schliemanns Brüder kamen.

Endlich beſuchte uns Schliemanns Vater. Der erzählte uns, wie ein Freund ihn mit traurigen Gebehrden auf die Nachricht habe vorbereiten wollen, daß ſein Sohn in Spandau erſchoſſen ſei, und er erwidert habe: „ſparen Sie ſich die Mühe; ich habe ſpätere Nachrichten von meinem Sohne ſelbſt, unmittelbar aus dem Himmel, und darin ſchreibt er mir, daß er lebe und geſund ſei.“

8. Selten erlangten wir einmal einen Stoß Zei-

tungen, und hörten ſo, was draußen in der Welt vorging. 1826, als in Petersburg die Verſchwörung von Peſtel und Murawieff ausbrach, als Nicolas nur mit Mühe die empörten Regimenter wieder zügelte, die ſchon ſeinen Abgeſandten, den General Miloradowitſch niedergeſchoſſen hatten, als alſo der Schwiegerſohn und die Tochter des Königs in ſo drohende Gefahr gerathen waren, da ſuchten gewiſſenloſe Schreiber von der Kamptziſchen Farbe, wenn nicht Kamptz ſelbſt der bisweilen dergleichen Schriftſtellerei trieb, die Petersburger Ereigniſſe mit unſrer Verſchwörung in Verbindung zu bringen. Sie konnten ihre erfundnen Enthüllungen zwar drucken laſſen, aber nicht beweiſen, und die gewiſſenloſe Darſtellung blieb ohne alle Folgen für uns. Es war dies die Zeit, wo der Schrecken, den der Männerbund zuerſt erregt hatte, verblaßt war; und die Leute, die durch dieſes Geſpenſt des Müllers Salomo zu Ehren gekommen waren, griffen eifrig nach der Gelegenheit, die ſie in dem Ruſſiſchen Aufſtande zu finden glaubten, um dem Könige einzuheizen und die Verfolgungsſucht wieder aufzuſtacheln, ſcheiterten aber vollkommen damit. „Man merkte die Abſicht und ward verſtimmt.“

Anregend war die Nachricht von der Seeſchlacht

bei Navarino. Alles ſah darin einen Triumph der öffentlichen Meinung Europas und freute ſich herzlich darüber, daß ſelbſt die Engländer, ſehr gegen die Politik ihrer Miniſter, welche die Zerſtörung der ägyptiſchen Flotte im Parlament ein „unangenehmes Ereigniß“ genannt hatten, mit fortgeriſſen worden waren.

In dieſer Zeit kamen auch die Dampfſchiffe auf, aber vergebens ſahen wir auf der Oſtſee darnach aus; es waren viel civiliſirtere Gewäſſer, wo dieſe Verwirklichung der alten Fabel von Jaſons Feuerſtieren, mit denen man jetzt die Wogen durchpflügte, zu ſehn war, und wirklich ſollte ich erſt nach meiner Befreiung das erſte Dampfboot erblicken und zwar auf dem Lago maggiore. Im Gefängniß gehörte dies zu meiner Sehnſucht; ich ſchrieb 1829 in einer Elegie [1]) dieſe Worte nieder, die ſich ſeltſam verwirklicht haben:

Dann führt wieder mein Pfad, ſeit lange zuerſt, mich zum Meere;
Und in die kühlende Fluth taucht mich ein rüſtiger Sprung.
Flieht nicht, ſpielende Wellen, o, weilt zu ſüßer Umarmung,
Daß uns, ſchwimmend geſellt, wiege das ſchwimmende Meer
Weit in die See! — Dort ſegelt — o nein, dort rollet auf Rädern,

[1]) Gedruckt im 10. Bd. meiner ſämmtlichen Werke 1847.

Dampfend, ein freier Vulkan; — führe mich, mächtiges Schiff!
Fern zur leuchtenden Insel Brittanien flieget der Wimpel;
Und bei dem freiesten Volk weil' ich ein glücklicher Gast.
Aber es zieht mir das Herz zu der Heimath trauterem Boden;
Laßt mich zurück, und des Rheins muntern Wirbel mich schaun.

Noch weiter weg waren die Eisenbahnen, — in Amerika und in England. Doch hörten wir auch schon von ihnen.

8.

Wissenschaft und Erlebnisse auf dem Lauenburger Thor.

1. Als wir uns Alles, das Lager, die Kost, den Raum, die Luft, das Licht, ja selbst die Ruhe im Gefängnisse mit beharrlicher Anstrengung errungen, als wir uns mit unsrer Umgebung auf den Fuß gesetzt, daß sie uns in der Verwerthung unsrer Zeit gewähren ließen oder gar zum Theil unterstützten, wie der alte Jahn mit seinen Büchern; gingen wir eifrig ans Werk, und jeder faßte ernstlich ein wissenschaftliches Ziel ins Auge.

Schliemann glaubte unter diesen Umständen die Medicin, die sich doch nicht aus Büchern und in

ſolcher Abgeſchloſſenheit von der Natur ſtudiren ließ, aufgeben zu müſſen, und wandte ſich ebenfalls den Alten zu. Ich rieth ihm ſehr zu, wegen ſeiner Kenntniſſe in der Chemie und wegen all der Vorarbeiten, die er ſchon gemacht, bei ſeiner Wiſſenſchaft zu bleiben, wenn er auch einſtweilen zu den Alten zurückkehrte. Er ergab ſich um ſo eifriger der Philologie, weil er einige Jahre dabei blieb, er wolle Schulmann werden. Endlich überwog aber doch die alte Grundlage und die ganz richtige Betrachtung, daß bei unſerm Bruch mit den politiſchen Gewalten der Arzt immer noch der freiſte Gelehrte ſei.

Ich ſelbſt blieb unwandelbar bei meiner urſprünglichen Abſicht, nicht ohne Ahnung der Macht und Genugthuung, welche dem Menſchen die Einſicht in die innerſte Werkſtatt alles geiſtigen Lebens gewährt.

2. Von Ariſtophanes gerieth ich zunächſt auf Thucydides, den ich zum Theil ſchon ſehr genau und wiederholt geleſen hatte. Ich wußte alſo, welch eine überlegne Staatsweisheit und welch ein Abbild hoher menſchlicher Bildung hier zu finden war. Außerdem war dies ein Schritt von dem Spaß in den Ernſt, vom Theater in die Volksverſammlung, der zu meiner damaligen Stimmung ſehr gut paßte. Denn ich war

durch meine Gefangenſchaft keineswegs ein Bewundrer meiner Gefangenwärter und der unerhörten politiſchen Rohheit eines ſolchen Volks und einer ſolchen Staatsverfaſſung geworden, wie dies zu meinem Erſtaunen andern Leuten wirklich begegnet war; und nachdem ich dreizehn Jahre in England gelebt und die Freiheit hier und die Knechtſchaft des Kontinents gründlich habe kennen lernen, beſtätige ich die Anſicht meiner Jugend in allen Punkten. Erſt die politiſche Freiheit giebt dem Menſchen ſeine Würde und dem Leben ſeinen Werth.

Zuerſt dachte ich daran, den großen Geſchichtſchreiber zu überſetzen; einige Bücher vollendete ich wirklich; dann wurde ich darin durch Studien über die Form und durch dichteriſche Verſuche unterbrochen. Ich habe aber noch ein Stück dieſer Arbeit gerettet, das ich hier mittheilen will, weil ich immer noch finde, daß es in den weiteſten Kreiſen geleſen zu werden verdient und mir dennoch nirgends in einer lesbaren, ja nicht einmal richtigen Form vorgekommen iſt. Es iſt Perikles' berühmte Rede über Athen. Wer dieſe ſchönen Worte einmal begriffen hat, wird ſie ſein ganzes Leben lang nicht wieder vergeſſen; ſie

enthalten die Gedanken eines ganzen Mannes und eines vollkommnen Menſchen.

3. Perikles' Rede, Thucydides II. 34—46.

II. 34. — — Nach der ſchönſten Vorſtadt Athens begleiten Bürger, Fremde und die weiblichen Angehörigen in feierlichem Zuge die Gebliebnen. Ihre Gebeine werden in cypreßnen Särgen hinausgeführt. Jeder Volksſtamm hat ſeinen Wagen.

Wenn die Särge beigeſetzt und mit Erde bedeckt ſind, tritt ein angeſehner Mann aus der Stadt, der dazu gewählt worden iſt, auf und hält die Rede.

Bei der erſten Beſtattung in dieſem Kriege hatte Perikles zu ſprechen. Als der Augenblick gekommen war, ſtieg er von dem Grabmal auf die hohe Plattform, die ſo aufgebaut war, daß ihn die Verſammlung möglichſt weithin hören ſollte, und ſagte:

35. „Die vor mir an dieſer Stelle geſprochen, haben meiſt den Geſetzgeber gerühmt, der die Rede eingeführt, und ihren Vortrag zu Ehren der Gefallnen eine ſchöne Sitte genannt. Mir will es faſt ſcheinen, als genüge es, Männern, die durch Thaten groß geworden, auch durch Thaten Ehre zu bezeigen, wie ihr ſie hier, in dieſem öffentlichen Begräbniß, vor Augen habt, und als ſei es nicht gerathen, die Ver-

dienſte ſo vieler Männer der mehr oder minder guten Darſtellung eines Einzelnen auszuſetzen. Denn es iſt nicht leicht, da angemeſſen zu ſprechen, wo man kaum die wirklichen Thatſachen aufzufaſſen und feſtzuſtellen im Stande iſt. Der unterrichtete und wohlmeinende Zuhörer wird leicht finden, daß die Auffaſſung hinter ſeinen Wünſchen und ſeiner Sachkenntniß zurückbleibt, der unkundige hingegen wird oft an Uebertreibung glauben und bei Allem, was über ſeine Kräfte hinausgeht, neidiſch aufhorchen. So lange nämlich, als man ſelbſt noch im Stande zu ſein glaubt, etwas von dem zu leiſten, was man preiſen hört, läßt man ſich fremdes Lob ſchon gefallen; was aber über unſre Kräfte geht, ſehn wir ſogleich mit Neid und Mißtrauen an. Nun hat es aber unſern Vätern einmal ſo recht geſchienen; daher muß auch ich der Sitte folgen und euer Aller Wunſch und Anſicht ſo viel als möglich zu genügen ſuchen.

36. „Ich werde von unſern Vorfahren beginnen, ſie verdienen es; und zugleich iſt es in der Ordnung, ihnen bei dieſer Gelegenheit ein ehrenvolles Andenken zu widmen. Sie haben das Land immer in demſelben Geiſte regiert und es von Geſchlecht zu Geſchlecht durch ihre Tapferkeit frei erhalten. Sie verdienen

alles Lob; mehr aber noch verdienen es unſre eignen Väter, die zu dem, was ſie von den Vorfahren überkamen, nicht ohne Anſtrengung noch die Macht, welche wir jetzt im Beſitz haben, dazu erwarben und uns hinterließen; und die Hauptſache haben wir ſelbſt, die wir jetzt noch im kräftigen Alter ſtehn, dabei gethan und dieſen Freiſtaat zu Krieg und Frieden mit voller Kraft und Sicherheit ausgerüſtet. Die kriegeriſchen Thaten, wodurch dies Alles errungen worden, und wie wir ſelbſt oder unſre Väter Angriffe von Barbaren oder Hellenen tapfer zurückgewieſen, dies Alles iſt euch bekannt, und ich will mich nicht weiter dabei aufhalten. Durch was für ein Leben wir aber dazu gelangt und aus welcher Staatsverfaſſung und Sitte ſo Großes entſprungen iſt, dies will ich zuerſt zeigen und dann weiter auf den Ruhm unſrer Gefallnen übergehn; ich bin nämlich der Meinung, dieſe Darſtellung ſei hier nicht am unrechten Orte, und es werde ſein Gutes haben, wenn die ganze Verſammlung von Bürgern und Fremden ſie höre.

37. „Die Verfaſſung unſers Staates hat ſich nicht nach den Geſetzen unſrer Nachbarn gebildet, iſt vielmehr eher ein Vorbild für Andre, als eine Nachahmung, und führt den Namen Demokratie oder

Volksherrschaft, weil der Staat nicht für eine Minderzahl, sondern zum Wohl der Mehrheit verwaltet wird. Denn Alle genießen gleiches Recht vor Gericht; die Geltung eines Jeden hängt allein von seinem Rufe ab; nicht nach seinem Stande, sondern vielmehr nach seinem Verdienste wird er zu öffentlichen Ehrenstellen gewählt; auch Armuth hindert ihn nicht daran, bei seinen Mitbürgern in Ansehn zu stehn und dem Staate so viel Dienste zu leisten, als er vermag. Während wir in öffentlichen Angelegenheiten so vorurtheilsfrei verfahren, sind wir im täglichen Verkehr arglos gegen einander, verdenken es keinem, wenn er sich etwa dem Vergnügen hingiebt, und halten Niemand zu Beschwerden an, die ohne grade Strafe zu sein, einen schmerzlichen Anblick gewähren. Ungezwungen im Privatverkehr, halten wir uns im öffentlichen Leben größtentheils durch gute Gesinnung in unsern Schranken, gehorchen der jedesmaligen Obrigkeit und den Gesetzen, besonders denen zum Besten der Unterdrückten und jenen ungeschriebnen, die nur mit Entehrung in der öffentlichen Meinung strafen.

38. „Mit gutem Bedacht haben wir manche Erholung von der Arbeit angeordnet, Kampfspiele und jährliche Opferfeste eingesetzt und unsre häusliche Ein-

richtung zu einer ſolchen Annehmlichkeit gebracht, daß ihr tägliches Behagen keine trübe Stimmung aufkommen läßt. Dazu werden uns bei der Größe der Stadt alle Güter der Erde zugeführt, und wir ſind mit dem Genuß unſrer heimiſchen Erzeugniſſe nicht beſſer vertraut, als mit dem Genuß der Güter aller andern Weltgegenden.

39. „Auch in der Sorge für das Kriegsweſen unterſcheiden wir uns vortheilhaft von unſern Gegnern. Unſre Stadt ſteht Allen offen, Fremde werden nicht ausgewieſen und Keinem gewehrt, zu erfahren und zu ſehen, was offen vorliegt, und der Feind ſich alſo merken und zu Nutze machen kann; denn wir verlaſſen uns nicht ſowohl auf Vorbereitungen und Ueberraſchungen, als auf unſer Selbſtvertraun, womit wir die Sache angreifen. Unſre Gegner gehn gleich von Jugend auf in der Erziehung mit mühſeliger Einübung auf ein männliches Weſen aus; wir hingegen leben ſorglos hin und beſtehen darum nicht ſchlechter in gleichem Kampf und gleichen Gefahren mit ihnen. Dies iſt klar. Ziehn doch die Lacedämonier nicht allein, ſondern mit ihrer ganzen Bundesmacht gegen uns ins Feld; wenn wir aber unſre Nachbarn angreifen, erringen wir auf fremdem Boden gegen die

Vertheidiger ihrer eignen Heimath gewöhnlich einen leichten Sieg. Auf unſre Geſammtmacht aber iſt noch nie ein Feind geſtoßen, weil wir zugleich für die Flotte zu ſorgen und uns zu Lande nach vielen Orten zu zerſtreuen haben. Wenn ſie nun mit einem Theil unſrer Macht zuſammengerathen und Einige von uns überwältigen, ſo rühmen ſie ſich, alle geſchlagen zu haben, und wenn ſie unterliegen, allen zuſammen unterlegen zu ſein. Und wenn wir nun lieber aus unſrer Bequemlichkeit als aus einer mühſeligen Abhärtungsſchule heraus, und mit einer Männlichkeit, die wir weniger den Geſetzen, als unſerm Charakter verdanken, die Gefahr beſtehen wollen; ſo haben wir das voraus, daß wir uns nicht ſchon vorher abgequält, ehe das Ungemach eintrat, und wenn wir uns dann hineinſtürzen, daß wir eben ſo kühn auftreten, als die ſich von jeher geplagt haben.

40. „Hierin und noch in manchen andern Dingen iſt unſer Staat bewundernswerth. Wir fördern die Kunſt ohne übermäßigen Aufwand und die Wiſſenſchaft ohne Verweichlichung; unſern Reichthum haben wir bei der Hand, wenn die That es erfordert, nicht in prahleriſchen Reden; Armuth nicht einzugeſtehen, wäre ſchimpflich, ihr nicht durch Anſtrengung ein Ende

zu machen, aber noch ſchimpflicher. Bei uns widmen ſich dieſelben Leute zugleich ihren eignen und den Staatsangelegenheiten; und manche, die ſich gänzlich den Geſchäften zuwenden, ſind darum keineswegs ungründlich in Staatsſachen unterrichtet; denn wir allein halten den, der daran keinen Theil nimmt, nicht für einen ruhigen Bürger, ſondern für einen unnützen Menſchen; und nur wir beurtheilen und erwägen auch die Angelegenheiten gehörig, weil wir nicht der Meinung ſind, Reden ſeien den Thaten ſchädlich, ſondern ſchädlich ſei es vielmehr, ſich nicht vorher durch Reden zu unterrichten, ehe man, wo es nöthig, zur That ſchreitet. Und ſo unterſcheiden wir uns auch darin vortheilhaft von unſern Gegnern, daß wir nicht nur am meiſten wagen, ſondern uns auch gehörig überlegen, was wir unternehmen, während ſie ihre Verwegenheit nur aus der Unwiſſenheit, hingegen aus der Ueberlegung nur Zaghaftigkeit ſchöpfen. Man wird aber und mit Recht die tapferſten Herzen die nennen, denen Gefahr und Annehmlichkeit am beſten bekannt iſt, und die ſich dadurch doch nicht von gewagten Unternehmungen abſchrecken laſſen.

Auch über freundliche Leiſtungen haben wir unſre eignen Anſichten. Nicht durch empfangne, ſondern

durch erwieſne Wohlthaten erwerben wir uns Freunde. Wer eine Gunſt gewährt, wünſcht eifrig, ſich den Vortheil des Wohlwollens bei dem Empfänger zu ſichern; wer aber einen Gegendienſt zu leiſten hat, iſt nachläſſig, weil er ſich bewußt iſt, daß ſeine Leiſtung keine Gunſt, ſondern eine Schuld iſt. Wir allein helfen Andern unbedenklich, nicht ſowohl aus Berechnung des Vortheils, als im Vertraun auf ihre anſtändige Geſinnung.

41. „Mit Einem Wort: ganz Athen iſt eine Schule Griechenlands und jeder Einzelne von uns nach meiner Anſicht im Stande, ſich für alles Mögliche tüchtig zu machen und dabei mit Anmuth und Gewandtheit aufzutreten; und daß dies nicht nur ein Wortgepränge für dieſe Gelegenheit, ſondern Thatſache und Wirklichkeit iſt, beweiſt die Macht unſers Staates ſelbſt, die wir durch dieſe unſre Eigenſchaften gegründet haben. Er allein geht mächtiger, als ſein Ruf, aus allen Proben hervor; er allein flößt dem Feinde, wenn er ihm Niederlagen beibringt, kein Gefühl der Schande ein und zwingt die Unterworfnen nicht zu der Klage, daß ſie von Unwürdigen beherrſcht würden. Von dieſer Macht haben wir große Denkmäler und ſprechende Zeugniſſe aufgeſtellt und werden dafür

von Mit- und Nachwelt Bewundrung einerndten, ja, wir bedürfen nicht einmal der Lobgesänge eines Homer oder wer sonst mit Heldengedichten den Augenblick erheitert, aber seine Dichtung sehr bald durch die Wirklichkeit widerlegt sieht, haben uns vielmehr in allen Ländern und Meeren mit kühnen Unternehmungen Bahn gebrochen und überall unvergängliche Andenken im Guten oder Bösen hinterlassen.

Für ein solches Gemeinwesen, dessen Besitz sie sich nicht rauben lassen wollten, sind diese Männer heldenmüthig kämpfend in den Tod gegangen, und wird gewiß jeder Ueberlebende einen gleichen Kampf zu bestehen bereit sein.

42. „Deswegen habe ich nun auch unser Staatswesen ausführlicher besprochen und damit erstens gezeigt, daß unsre Gegner, die in keiner Hinsicht solche Güter besitzen, wie wir, auch nicht um den nämlichen Preis kämpfen, wie wir; sodann habe ich zugleich den Ruhm der Männer, von denen wir hier reden, auf glänzender Grundlage festgestellt. Und das Wesentlichste zu ihrem Ruhme ist damit gesagt. Denn was ich von unserm Staate Rühmliches hervorgehoben, damit haben ihn diese Männer und ihres Gleichen durch ihre Anstrengungen geschmückt; und wenig

Hellenen werden mit ihren Thaten ſo vollſtändig ihrem Lobe gleichkommen. Ihr Ende ſcheint mir, ſei es nun als erſte Probe oder als letzte Bekräftigung, ein Beweis ihrer Mannestugend. Ja, ſelbſt die ſonſt nicht fehlerfrei geweſen, muß ihre Tapferkeit im Kampfe für das Vaterland darüber hinausheben; ſie haben Uebel durch Gutes in Vergeſſenheit gebracht und dem Gemeinweſen mehr genützt, als ſie im Einzelnen geſchadet haben können. Und keiner von den Gefallnen hat ſich im Reichthum um des Genuſſes willen weichlich gezeigt, oder aus Hoffnung, der Armuth zu entgehn und Reichthum zu erwerben, die Gefahr hinauszuſchieben geſucht. Die Züchtigung der Feinde lag ihnen mehr am Herzen; von allen Gefahren ſchien ihnen dieſe die ehrenvollſte; und ſo beſchloſſen ſie, den Strauß zu beſtehn und die Landesfeinde zu züchtigen, gaben der Hoffnung den ungewiſſen Erfolg anheim, gingen mit Selbſtvertrauen an's Werk, ſo weit ſie es vor Augen hatten, und als ſie darin waren, ſetzten ſie lieber ihr Heil in Kampf und Wunden, als in's Zurückweichen, und ſind allem Tadel entgangen, haben ihr Werk mit dem Leben beſiegelt, und in einem kurzen Augenblick, auf dem Gipfel ihres Ruhmes, wur-

den ſie nicht ſowohl der Furcht, als der Banden des Schickſals ledig.

43. „So ſind ſie unſers Freiſtaates würdig zu Helden geworden, und wir Ueberlebende dürfen keine minder kühne Geſinnung gegen den Feind hegen, wenn wir auch wünſchen mögen, daß ſie uns weniger gefährlich werde. Dabei müſſen wir uns den erwieſenen Dienſt nicht bloß durch Worte vergegenwärtigen (man könnte leicht in langer Rede ausführen, was ihr ſelbſt ſchon wißt, wie viel Gutes mit der Vertheidigung des Vaterlandes geſtiftet wird), ſondern wir, die wir die Macht des Staates täglich in Wirkſamkeit ſehn, müſſen uns lieber dafür begeiſtern, und wenn wir die Größe dieſer Macht begriffen haben, uns ſagen, daß kühne Männer, die ihre Pflicht kannten und bei ihren Thaten von Ehrgefühl beſeelt waren, dies Alles erworben haben, und wenn ſie auch einmal in einem Unternehmen geſcheitert ſind, dennoch den Staat ihrer Dienſte nicht berauben wollten, ihm vielmehr die ſchönſte Liebesgabe darbrachten. Für das Gemeinweſen haben ſie ihr Leben hingegeben, für ſich unſterblichen Ruhm erworben und das glänzendſte Grabmal, nicht dies, worin ſie hier begraben ſind, ſondern das, worin ihr Ruhm ſie bei jedem Anlaß in

Rede und That unvergeßlich überlebt. Denn ausgezeichneter Männer Grab iſt die ganze Erde, und nicht nur der Säulen Inſchrift in der Heimath zeigt es an, ſondern auch in der Fremde lebt ihr Andenken, ohne Inſchrift, im Herzen eines Jeden beſſer fort, als auf Denkſteinen.

Ihnen eifert alſo nach, ſeid überzeugt, glücklich ſein heißt frei, frei ſein heißt tapfer ſein; und darum verliert die Wechſelfälle dieſes Kriegs nicht aus den Augen. Nicht die Unglücklichen, die keine Hoffnung auf Verbeſſerung ihrer Lage haben, ſollten ſich eher bewogen fühlen, ihr Leben einzuſetzen, als die, in deren Leben eine Veränderung zum Gegentheil zu fürchten wäre, und für die es einen großen Unterſchied macht, wenn ſie ein Unglück treffen ſollte. Denn für einen Mann von Selbſtgefühl iſt, Mißhandlung bei weichlichem Wohlleben zu erdulden, ſchmerzlicher, als ein überraſchender Tod bei kräftiger That und in einem hoffnungsvollen Augenblick der Republik.

44. „Darum will ich auch euch, ihr Eltern dieſer Gefallnen, die ihr hier zugegen ſeid, nicht bedauern, ſondern aufrichten. Ihr wißt, daß der Menſch unter vielfältigen Gefahren heranwächſt. Glücklich iſt, wem ein ſo rühmliches Ende, wie dieſen, und eine Trauer wie die eurige, zu Theil wurde, wem ein Leben,

in dem er ſeine Befriedigung und eine Befriedigung, in der er ſeinen Tod fand, beſtimmt wurde. Wohl weiß ich, daß es ſchwer ſein wird, euch zu überzeugen, da ihr durch das Glück Andrer ſo oft daran erinnert werdet, was einſt auch euch erfreute, und man nicht über den Verluſt deſſen trauert, was man nie genoſſen, ſondern um die Entbehrung eines Gutes, an das man ſich gewöhnt hatte. Ihr müßt aber gutes Muthes ſein, und wer von euch noch im kräftigen Mannesalter ſteht, muß ſich mit der Hoffnung auf neue Kinder tröſten; denn er ſelbſt wird über den Nachgebornen den Verluſt derer verſchmerzen, die nicht mehr ſind, und dem Staate wird dies den doppelten Gewinn bringen, daß er neue Bürger und ſo viel mehr Sicherheit erwirbt; wer nämlich bei den Gefahren des Gemeinweſens nicht eben ſo gut, wie jeder Andre, Kinder zu verlieren hat, wird im Rathe des Volkes nicht leicht billig und gerecht ſtimmen. — Ihr Andern hingegen, die ihr über das Mannesalter ſchon hinaus ſeid, genießt den Vortheil, den größten Theil eures Lebens glücklich hingebracht zu haben, und der Gedanke, daß der Reſt kurz ſein werde, ſo wie der Ruhm eurer Verlornen, wird euch eine Erleichterung gewähren. Denn nur der Wunſch nach Ruhm altert nicht, und in der Ruhe

des hohen Alters iſt es nicht der Gewinn von Gütern, wie man wohl ſagt, ſondern Ehre und Anſehn, was uns am meiſten erfreut.

45. „Söhne und Brüder der Beſtatteten, die ihr hier zugegen ſeid, für euch ſehe ich einen großen Kampf ſich eröffnen. Jeder iſt gewohnt, von den Hingeſchiednen nur Gutes zu reden; und ihr werdet bei ſo unerreichbaren Vorbildern kaum für ihres Gleichen, gewiß für etwas Geringeres gelten. Im Leben iſt man aus Wetteifer ungerecht gegen einander, was Einem aber nicht mehr im Wege ſteht, ehrt man mit neidloſem Wohlwollen.

Wenn ich nun auch eurer, die ihr hinfort im Wittwenſtande leben werdet, und deſſen, was eurem weiblichen Weſen ziemt, zu gedenken habe, ſo will ich Alles in ein kurzes Wort der Mahnung zuſammenfaſſen. Euch wird es zu großer Ehre gereichen, von dem weiblichen Sinn eures Geſchlechts nicht abzuweichen, und ſo wenig als möglich in Lob oder Tadel unter Männern erwähnt zu werden.

46. „Hiermit habe ich nun der Sitte genügt, und was mir geeignet ſchien, in Worte gefaßt; durch die That hingegen iſt den Beſtatteten eines Theils ſchon ihre Ehre geworden, dann aber wird auch der

Staat ihre Kinder von jetzt an bis zum mündigen Alter auf öffentliche Koſten erziehen und dadurch den Gefallnen und ihren Hinterbliebnen einen nützlichen Siegeskranz für ſo große Dienſte überreichen; denn in einem Staate, wo dem Verdienſte die größten Kampfpreiſe winken, bewähren ſich auch die Bürger als die beſten Männer.

Und jetzt erweiſt noch, jeder den Seinigen, die letzte Ehre der Trauer; und dann geht auseinander."

4. Ich habe noch das beſondre Verhältniß zu dieſem Meiſterwerk der Einfachheit, der bewußten Größe und der gedrängten Kürze, daß ich mir ſchon damals die Frage nach der Bedeutung Athens, dieſer Schule nicht nur Griechenlands, wie Perikles ſagt, ſondern des ganzen werdenden freien Europas, vorlegte und, wie ſpäter im Plato die wiſſenſchaftliche, ſo hier die politiſche Antwort auf dieſe Frage fand. In Athen begegnen wir einer Fülle von Männern, deren geiſtige Höhe und Freiheit von wenigen unſrer Zeitgenoſſen verſtanden, von noch viel wenigern erreicht wird. So niederſchlagend dieſe Thatſache iſt, ſo ſehr reizte mich ihre Entdeckung zur Vertiefung in die Schätze jener großen Vorzeit. Zugleich war mir's klar, die Dichter werden nicht von den undichte-

riſchen, die Philoſophen nur von denkenden Männern und Thucydides nicht von den Sklaven der Europäiſchen Despotieen verſtanden. Gleiches wird nur von Gleichen begriffen. Nur wer die Griechen mit dieſem Bewußtſein lieſt, iſt ihrer werth. Sie erfinden die Freiheit in allen Gebieten.

Die Aſiaten haben ihren König, ihren Herrn. Sie ſind ſo hündiſch geſinnt, daß, keinen Herrn zu haben, ihnen das größte Unglück, ja der Untergang aller menſchlichen Ordnung zu ſein ſcheint. Anarchie, Herrenloſigkeit, iſt ihnen ein erſchreckender Gedanke.

Erſt die Griechen, und unter ihnen vornehmlich die Athenienſer, erſcheinen in voller Herrenloſigkeit und gehorchen, frei und gleich, nur ihren eignen Geſetzen und ihrer ſelbſtgewählten Obrigkeit. Ihre Verfaſſung iſt Anarchie oder Selbſtbeherrſchung, ſie haben keinen Herrn und keine andern Herrſcher, als ſich ſelbſt, die Gemeinde der Freien. Nur wer ſein eigner Herr iſt, iſt frei; eine andre politiſche und ſociale Freiheit giebt es nicht.

Sie ſind auch die Erſten, die neben dieſem höchſten Gut der bürgerlichen Freiheit, die vollendete Schönheit, den idealen Menſchen, und alle jene vom Gedanken gebändigten ſchönen Formen hervor-

bringen, während der Asiate nur ungeheure, vom Gedanken noch nicht gebändigte Phantasieen kennt.

Und sie sind endlich die Denker und die Gründer des freien und befreienden Wissens. Bei ihnen sind unsre Philosophen uud Gelehrten in die Schule gegangen. Nur bei ihnen konnte und kann man sich wahrhaft unterrichten. Der ganze Orient ist ohne alle Wissenschaft und lehrt gar nichts. Die Asiaten, die Juden natürlich mit eingeschlossen, wissen nichts, sie phantasiren nur.

Wir unterhielten uns eifrig über diese Gegenstände auf unsern Wanderungen über die siebzig Schritte Festungswall, die wir unzähligemale, aber immer mit neuen Streitfragen und ohne alle Rücksicht auf Wind, Wetter und Umgebung zurücklegten.

Für den Fortschritt der Menschheit ist es von der höchsten Wichtigkeit, den Ausgang der wirklich menschlichen Entwicklung nicht aus den Augen zu verlieren. Der Athenienſischen Republik verdanken wir Alles, was noch Gutes und Menschliches in der Welt ist; dann sind es wieder die Holländischen Freistaaten gewesen, welche zuerst die abscheulichste Tyrannei, die Spanische, gebrochen, nachher England gerettet, in eine freie Entwickelung hineingebracht, Ludwig XIV.

aber, wie er es verdiente, an den Bettelstab gebracht. Und in unsern Tagen ist es die große Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die nicht nur zeigt, daß die Freiheit auch für große Staaten, sondern daß sie für die größten und für eine Verbündung Aller untereinander die einzig richtige Verfassung der menschlichen Gesellschaft ist.

Was Athen betrifft und die Griechen, so ist es kindisch, den Griechen den Untergang der Republik vorzuwerfen, da sie grade in das untergehen, worin die Vorwerfenden sich immer befinden, in den Despotismus. Die noch nie den Kopf über dem Wasser gehabt haben, werfen denen, die doch Einmal glorreich gelebt haben, vor, daß sie nicht noch am Leben sind. Nicht daß ein Mensch lange lebe, sondern daß er Großes leiste, ist die Aufgabe; nicht daß ein Staat, wie die Aegyptische Sklaverei, sich durch viele Jahrtausende hinschleppe, sondern daß er in so kurzer Zeit, wie der Athenienſische Freistaat, solche Männer, solche Thaten und solche Werke hervorbringe, darauf ruht sein ewiger Ruhm.

So dachten die Gefangnen des Königs, und solche Gedanken tauschten sie auf den Wällen seiner urpreußischen Festung, des uneroberten Kolbergs, aus.

Digitized by Google

5. Vom Gefängniß abſehn, obgleich wir darin waren, hieß nicht von der Politik abſehn, und wenn die Tagespolitik eine Jammerperiode war, von der wir außerdem, wie ich ſchon erwähnt, nur ſpärlich und unregelmäßig Nachricht erhielten — das treue Kolberg hatte natürlich keine Zeitung — ſo hielt uns dies nicht ab, den politiſchen Gedanken freier Männer in vergangner ferner Zeit mit eben ſo reger Theilnahme zu folgen, als wir es in der Freiheit gethan. Wir ſelbſt waren ja Vorläufer einer beſſern Zeit, Pioniere in einer politiſchen Wüſtenei. Auch wußte man, daß wir uns für die Freiheit aufgeopfert; aber wir erlebten es nicht, daß uns dafür auch nur eine ſterbliche Seele begrüßt hätte, außer dem alten Jahn, deſſen Feinde damals auch die unſrigen waren und der noch friſch genug fühlte, um von dem Verdienſt derer zu reden, die, wie Harmodius und Ariſtogiton und wie unſer Schill die Vorläufer machten, wenn ein Volk frei werden ſolle, die aber meiſt in ihrem Opfer ſelbſt ihren Lohn ſuchen müßten.

Es iſt wahr, ſagte ich, auch die griechiſchen Jünglinge drangen nicht unmittelbar durch; aber ihr Volk wurde doch mit fortgeriſſen, und in wahrhaft rührender Liebe ſang es zu ihrem Gedächtniß bei feſtlichen

Gelagen einen einfachen Rundgeſang im Myrthenkranze. Ich hab' ihn überſetzt, ich will ihn Dir ſchicken.

„Ich kenn' ihn", ſagte Jahn: *Ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω*; aber ſchick' mir nur Dein Lied; ich will Dir dafür den Royaliſten Pindar ſchicken."

Ich hatte das Harmodiuslied ſchon in Köpnick überſetzt, als ich es unter meinen Papieren zum Ariſtophanes wiederfand, es meinen Freunden vorgeleſen und auch an Beſucher einige Abſchriften verſchenkt. Da es nun gewiß iſt, daß kein Volk frei werden kann, welches aus reiner Unterthänigkeit allemal dem Drachen gegen den Ritter Georg beiſteht — drang in unſern Tagen doch ſelbſt Garibaldi nach der Eroberung Neapels nicht durch mit ſeiner Anerkennung des jungen Helden Milano, der dem Tyrannen bei offner Heerſchau und an der Spitze ſeiner Söldner mit blankem Stahl zu Leibe ging — ſo haben die Athenienſer es wieder voraus, daß ſie ſich ehrlich und mit guter Art dankbar gegen ihre Vorkämpfer bewieſen.

Ich war immer der Meinung, dieſe ſchöne griechiſche Lyrik könne von uns Deutſchen nur in deutſcher Form genoſſen werden. Ich machte mir alſo meine eigne Melodie für den berühmten Rundgeſang und übertrug ihn ſo:

Das Harmodiuslied.

Feierlich im Kranz der Myrthen
Soll auch mich das Schwert umgürten,
Wie Harmodius es trug,
Und Ariſtogitons Waffe,
Daß ſie freie Bürger ſchaffe,
Den Tyrannen niederſchlug.

O Harmodius, Du lieber,
Nicht geſtorben, nur hinüber
Zu dem ſel'gen Inſelreich
Biſt Du, und mit dem Tydiden
Und dem raſchen Alaciden,
Sagt man, wohnſt Du dort zugleich.

Feierlich im Kranz der Myrthen
Soll auch mich das Schwert umgürten,
Wie Harmodius den Stahl
Und Ariſtogiton trugen,
Die Hipparch, den Herrn, erſchlugen
Bei Athenens Opfermahl.

Ewig, ewig wird auf Erden
Euer Ruhm gefeiert werden,
Die ihr dieſe Waffe trugt,
Die ihr mit der kühnen Waffe,
Daß ſie freie Bürger ſchaffe,
Den Tyrannen niederſchlugt!

6. Die Geſpräche über die Vorläufer der Befreiungen und das Scheitern ihrer Unternehmungen brachten uns öfter auf Schill zurück. Dabei waren noch mehrere alte Soldaten in der Beſatzung, die

unter ihm gedient und in Toulon in der Gefangenschaft geweſen waren. Dieſe fragte ich viel aus; aber wie es mit dergleichen Kriegsnachrichten geht, ſie waren weit beredter über die geſegnete Gegend von Toulon, wo ſie Auſtern und andre Seefrüchte für ein Geringes, und Wein, Oel und Weißbrod gehabt, ja wo ſie beſſer in der Gefangenſchaft, als ſonſt je zu Hauſe in der Freiheit gelebt hätten; von dem Schill'ſchen Zuge wußten ſie wenig zu ſagen, doch beſchrieben ſie den Mann, wie er ausgeſehn und wie er ſich betragen hätte.

Dies Alles regte mich an. Dazu war mir die Stralſunder Gelegenheit genau bekannt, und ich beſchloß, Schill zum Helden eines Trauerſpiels zu machen, und in ſeinem Schickſal das unſrige darzuſtellen. Ich arbeitete immer in der erſten Frühe an dem Gedicht. Dies iſt auch ſpäter gedruckt worden unter dem Titel: „Schill und die Seinen"; aber kein Menſch hat die Abſicht unſrer Rechtfertigung darin entdeckt. Das äſthetiſche Volk jener Zeit hatte nur abſtracte äſthetiſche Aufgaben im Kopfe; daß Einer ſeine Erfahrung und ſein Schickſal in ſolcher Weiſe möge dargelegt haben, fiel keiner Seele ein. Sie konnten die Sache nur auf ihre Weiſe nehmen, ich

nur auf die meine; und ein halbes Jahrhundert mußte vergehn, ehe wir uns in einander fanden. Außerdem war ich zur Zeit der Veröffentlichung des Schill ſelbſt ſchon dem Gefühls-Geſinnungs- und Aufopfrungstreiben entwachſen, hatte ganz andre Pläne im Kopf und vergaß mein Werk eben ſo ſchnell, als das Publikum.

7. Zu dieſem Schritt über die Burſchenſchaft hinaus legte ich ſchon in Kolberg den Grund. Das erſte war eine große Anſtrengung zur Erlangung der poetiſchen und proſaiſchen Form. Dem Thucydides widmete ich eine Sorgfalt und einen Eifer, der mir ſeine gedrängten und ſchönen Darſtellungen ſelbſt im Schlaf vor die Seele führte. Dann überſetzte ich die Eumeniden von Aeſchylus in dem griechiſchen Versmaß, verwarf aber die ganze Arbeit und begann den Oedipus in Kolonos von Sophokles, in der Art, wie das Harmodiuslied. Wie ich über Aneignung und völlige Hinübertragung der Alten in unſre Weiſe dachte, habe ich in der Widmung an Häniſch von Jena, den 30. Juni 1830, wo das Stück zuerſt gedruckt wurde, ausgeſprochen:

„Nicht zu der Schulen eingeſchränktem Troſt,
Nicht für den Klügler, der um todte Rhythmen

Und längſt verklungne Weiſen ſich erboſt:
Dem Leben ein Lebendiges zu widmen,
Des Alten Lied im wohlbekannten Ton:
Das iſt mein Dichten; und mein ganzer Lohn,
Daß Du, und wer geweiht wie Du, die Chöre
Mit freiem Ohr und mitbegeiſtert höre."

Worauf es hiebei ankam, den Sinn der Chöre wortgetreu und ganz im Geiſt unſrer Sprache, zugleich aber in ſo enggebundnen Reimen wieder zu geben, dies war eine ſchwierige Aufgabe, die aber bisweilen, in großer Erregtheit raſch und fließend gelöſt wurde. Das Gelingen gab mir einen unendlichen Genuß; und ich pflegte meine Strophen laut zu wiederholen. Dies gab einmal einen närriſchen Auftritt. Ein Unteroffizier fragte mich, was ich da mit mir ſelber ſpräche, es ſchienen Verſe zu ſein. Ich erwiderte: ja, es iſt ein Gebet an den Höllenhund.

„An den Höllenhund? Ei, das möchte ich lernen." Ich mußte's ihm vorſagen; es war ihm aber lange nicht grauſig genug, und ich ſah wohl ein, für ſeinen Geſchmack müſſe das Gebet ganz anders gepfeffert und geſalzen werden. Einem gebildetern Gaumen iſt es hoffentlich noch immer willkommen, und es mag neben Perikles Rede zeigen, wie dieſe Formſtudien gemeint waren und gelangen.

Chor.

„Wenn die dunkle Göttin mein Gebet
Und dich, Fürſt der Nachtumgebnen,
Aïdoneus, ehren darf, es fleht
Itzo: Laß des Hades Ebnen,
Wo wir All' in's Dunkel wallen,
Und den ſtygiſch tiefen Hallen
Unſerm Gaſt mit lindem Tod
Nahn und ohne Schmerzensnoth!
Denn, nachdem er unverſchuldet
Vieles Mißgeſchick erduldet;
Sollt' ein Gott es billig wenden,
Und auch einmal Gutes ſenden."

„Göttinnen der unterirdſchen Nacht,
Und Du wilder Wächterhund,
Der, — durch alte Sagen wurd' es kund, —
Fürchterlich gelagert, wacht
An des Hades ehr'nem Thor,
Und aus tiefer Schlucht hervor
Grollend bellt, Du Sohn der Erde
Mit dem Tartarus gezeugt,
Naht dem Fremdling ohne Fährde,
Wenn zu Euch er niederſteigt.
Ihm den Eingang leicht zu machen,
Bitt' ich Dich, den Immerwachen."

Darauf verfiel ich auf Pindar, Theokrit und Homer, die ich alle drei ſehr genau, wiederholt und mit großem Genuß durchlas. Von Theokrit habe ich noch ungedruckte Ueberſetzungen aus dieſer Zeit. Homer nahm ich es nicht übel, daß er ein Volksverächter iſt und die Dynaſtie Odyſſeus' mit dem weißen Schrecken

wieder herſtellt, obgleich ich allerdings fand, daß er eine rohe Freude am Hängen und Würgen hat, und beſonders durch das Aufhängen der Mägde ein widerliches Bild giebt. Kein Wunder, daß Piſiſtratus und den Piſiſtratiden Homer's Geſänge gefielen; aber der Geiſt Athens ließ ſich ſelbſt durch Homer's bezaubernde Epen nicht in Feſſeln halten; er durchbrach die Anſchauungen der alten tyranniſchen Zeit, ließ die Könige den Dichtern und der Bühne und richtete ſich ein, wie es freien Männern geziemt.

8. Ohne Zweifel iſt die Uebung an großen Vorbildern das Weſentlichſte. Nur das iſt dein, wozu du dich erhebſt. Dennoch iſt die Theorie, die mächtige klare Göttin, von Keinem zu verachten, der nicht im Handwerk verkommen will. So gerieth ich denn unter Andern über Voß' Zeitmeſſung der deutſchen Sprache und fand zu meinem Erſtaunen, daß er in dieſem kleinen Buch viel vernünftiger war, als in ſeiner Ausübung. Wir pflegten über ſeine Wendungen vielfältig zu ſcherzen, und wenn wir auf dem Wall Sauerampfer für unſre Küche pflückten, ſo wurde gewiß Voßens Horaz ſpottend angeführt mit ſeinem:

„— und Sauerampfer meiner Wieſ',
„Geſunde Koſt dem ſchweren Leib!“

Voß ſchlägt dem Geiſt und Gebrauch des Deutſchen fortwährend ins Geſicht, und wenn man ihm dies einmal aufgeſtochen, ſo erſcheint Alles komiſch, wie man es nur anführt.

9. Von unſrer gleichzeitigen Philoſophie hätt' ich gern mehr erfahren, als was ich durch Fries und Gruber wußte; allein die Bücher waren unbezahlbar, ja, zum großen Theil ſollten ſie noch erſt gedruckt werden; ich hatte alſo das Vergnügen aufzuſchieben. Schliemann beſaß zwar aus Berlin ein unvollkommnes Heft der Logik, das er bei Hegel nachgeſchrieben; aber in dieſem Gewande entdeckte ich den Schatz nicht; es ſchien mir nichts weiter geſagt zu ſein, als was jeder ſchon wiſſe, ein Schein, der mir jetzt ganz unbegreiflich iſt; aber das Heft wurde verächtlich bei Seite geworfen, dagegen ſonderbarer Weiſe Jean Paul's Vorſchule der Aeſthetik mit vieler Sorgfalt geleſen. Sie iſt das beſte von allen ſeinen Werken und höchſt geſchmackvoll und geiſtreich abgefaßt. Zu meinem Schrecken fand ich nun aber, daß ich dem Inhalt der ſchönen Rede nicht beikommen konnte, und ich erinnre mich, daß ich eine lange mühſame Arbeit,

ein wiederholtes Leſen und ein langes Ueberlegen brauchte, um nur ſicher zu ſein, daß ich den Philoſophen von Baireuth wirklich verſtanden hatte. Die Schwierigkeit war eine doppelte. Es fehlte mir zuerſt die kantiſch-fichtiſch-ſchellingſche Vorausſetzung unſrer Entwicklung; auch Herder's Schriften gegen Kant, denen Jean Paul in Ton und Anſchauung anhängt, waren mir unbekannt: und ich nahm zweitens die dichteriſchen Wendungen und Gleichniſſe für baaren Unterricht über Begriffe, die mir allerdings nicht geläufig waren. Als ich mich mit großer Anſtrengung und verzweifelter Wiederholung in dieſe geiſtreichen Räthſel eingelebt hatte, wurde ich das Letztre wohl gewahr und trat eines Tages auf unſerm peripatetiſchen Walle mit der Behauptung auf, Jean Paul und die meiſten Menſchen ſetzten alle Begriffe voraus und erörterten, oder entwickelten keinen einzigen; das ſei keine Philoſophie. So ſei Schönheit und Liebe in aller Munde, und jeder bilde ſich ein, zu wiſſen, was Beides ſei; ich aber fände, je mehr ich mir die Sache überlegte, daß ich nicht im Stande ſei, dieſe Begriffe zu entwickeln.

Schliemann glaubte, ich wolle ihn aufziehn, und ich erinnre mich, daß ein heftiger Streit entſtand,

bis ich mich näher erklärt und gezeigt hatte, daß die Entwicklung jedes dieſer Begriffe eine ganz reiche Wiſſenſchaft geben müſſe, daß es dieſelbe Bewandtniß mit Freiheit, Geiſt, dem Denken, alſo dem Begriff ſelbſt und mit dem Verhältniß der metaphyſiſchen Welt zur geiſtloſen Wirklichkeit habe. Ich fügte hinzu, ich habe bisher nirgends, als im Plato, deſſen Gaſtmahl ich eben beendigt hatte, die Entwicklung eines Begriffs zu der ganzen Fülle ſeines Inhalts gefunden, Plato ſcheine mir deshalb ein tiefer Denker, Jean Paul aber ein unphiloſophiſcher, wenn auch geiſtreicher Phantaſt zu ſein.

Plato in ſeinem Gaſtmahl, ſo fuhr ich zu meinem Freunde fort, ſchließt die Geheimniſſe der tiefen Begriffe, Liebe und Schönheit auf; aus dem einfachen Kern entwickelt ſich der herrliche Baum der Idee voll ſchöner Blüthen und Früchte; belehrt und einer neuen Welt mächtig legſt Du ſein Buch aus der Hand, und niemals iſt Dir der Ariadnefaden des ſich entwickelnden Gedankens entſchlüpft. Ich weiß jetzt, was Philoſophie iſt und was ſie leiſtet. Du mußt es leſen.

Und ſo geſchah es. Plato wurde unſer einziger Umgang, und vor den freien Hallen ſeines unſterblichen Geiſtestempels verſchwanden die gemeine Welt

und das elende Gefängniß, die uns umgaben; ſie reichten nicht zu der Sphäre hinauf, in die wir uns zu voller metaphyſiſcher Freiheit zurückzogen. Als Schliemann's Bruder ſich verheirathete, feierten wir die Hochzeit mit einer Flaſche Wein und dem Wiederleſen des Platoniſchen Gaſtmahls.

10. Die Heiterkeit und Kraft, welche dem Menſchen eine ſolche Hingebung an die Wahrheit und eine ſolche Auswandrung in die metaphyſiſche Welt des freien Geiſtes giebt, iſt ein unſchätzbares Gut. Wenigen iſt es zugänglich; und unter ihnen ſind wieder wenige, die ſo von der Noth und dem Zwange aus in Charakter, Geſinnung und Leben Philoſophen werden, ehe ſie es noch durch Belehrung und Einweihung in die Wiſſenſchaft geworden ſind. Uns wurde es nun ſo gut durch den göttlichen Alten, und wir verwandelten das Gefängniß in einen Tempel der Freiheit.

Schliemann, jetzt Phyſikus, Amtsarzt und Sanitätsrath zu Ribnitz an der Mecklenburgiſchen Grenze nach Pommern zu, ſchreibt mir noch unterm 15. April 1863: „Freilich, mein alter Ruge, bin ich noch am Leben, und noch ſo friſch und rührig, daß wer mich in meinem zwanzigſten Jahre gekannt hat, mich

im ſechzigſten kaum für denſelben halten will“ und: „wie ſollte ich nicht Dein Andenken in Ehren halten? wenn ich bedenke, mit welchem frohen Lebensmuth ich das Gefängniß verließ, und wie dagegen mancher unſrer Freunde, dem ich wahrlich nicht weniger Seelenſtärke zutrauen kann, als mir ſelber, durch die lange Haft verzagt und niedergebeugt war, ebenſo auch viele aus ſpäterer Zeit, ſo muß ich immer mehr einſehn, was ich ſchon damals ſehr wohl erkannte, daß ich wohl in eben ſolche Gemüthsverfaſſung, wie andre verſunken wäre, hätte ich nicht einen ſolchen Freund, wie Dich, zur Seite gehabt, und ſolche Studien, wie die unſrigen zur Erhebung über Gefangenſchaft und Elend gemeinſam mit Dir betrieben.“ — „Mein häusliches Glück erhält mir die heitre Stimmung, und der frohe Sinn, den ich aus dem Gefängniß mitgebracht, hält noch immer vor.“

So bin ich es nicht allein geweſen, dem dieſe Studien des göttlichen Plato zu Gute gekommen ſind. Bezeichnend iſt auch der Abſchied, den ich Schliemann in ſeinen Heſiodus ſchrieb, als er im Mai 1829 aus dem Gefängniß entlaſſen wurde und ich allein zurückblieb. Zufällig finde ich die Verſe unter meinen Papieren:

Der Kerker ſchwieg, ein Ton gebar
Sich aus der Stille Schoß,
Drang voller vor von Jahr zu Jahr,
Und riß dich hin und los, —
Geweihter Geiſter weltbefreiend Tönen, —
O ſelig, wen ſie weihend ſich gewöhnen!

Der Kerker ſchweigt, der Riegel klirrt,
Strömt Lebensſtrudel ein;
Und wie er wallet, ſchwankt und irrt
Und feſſelt, biſt Du ſein:
Auch dem Bewegten ſollſt Du dich vertrauen,
Doch ſteuernd auf die feſten Sterne ſchauen!

11. Merkwürdiger Weiſe trat mit unſrer Verurtheilung eine weſentliche Verbeſſerung unſrer Lage ein, und zwar durch die Bekanntſchaft mit dem Regierungs- und Kriegsrath, Friedrich Wilhelm Häniſch. Wir wurden nämlich eines Tages vor den Garniſon-Auditeur Müller geführt. Der las uns das Urtheil vor und fügte dann in ſeiner Sprache hinzu: „15 Jahr, 13 Jahr! haben's gehört? Können ſich aber vertheidigen laſſen. Wählen Sie ſich doch einen Vertheidiger."

„„Wir kennen hier ja keinen Menſchen.""

„Nun, ſo ſchlage ich Ihnen den Regierungsrath Häniſch vor."

Wir nahmen den Vorſchlag an und wurden am

andern Tage wieder auf die Kommandantur beſchieden, zu einer Berathung mit unſerm Vertheidiger.

Dieſe Unterredung verlief ganz eigenthümlich. Häniſch begann: „Ich will Sie vertheidigen. Zuerſt muß ich aber bemerken, daß ich durchaus kein Anhänger der Europäiſchen ſogenannten Freiſtaaterei bin. Die Türkiſche Regierung iſt die beſte. Da kuckt man nicht Jedem in die Taſche, und der Menſch iſt Herr in ſeinen vier Pfählen. Doch das hält mich nicht ab, Sie zu vertheidigen, denn Sie ſind unrichtig verurtheilt worden, Sie hätten zum Schwert verurtheilt werden ſollen. Darauf werde ich meine Vertheidigung begründen."

„„Aber, verehrteſter Herr Regierungsrath, es würde unſre Lage nicht eben verbeſſern, wenn Sie mit Ihrer Anſicht durchdrängen!""

„Doch, doch! es handelt ſich nur darum, die Schwäche dieſer Verurtheilung nachzuweiſen, und das Widerſinnige ſo ſcharfer Geſetze gegen ſolche rein theoretiſche Vergehungen hervorzuheben. Geſchärft kann das Urtheil nicht werden, eine Milderung wäre möglich, wahrſcheinlich iſt ſie eben nicht; Sie dürfen aber wohl darauf rechnen, daß die ganze Strenge dieſer Geſetze nicht gegen Sie in Anwendung gebracht

wird. Mit der Vertheidigung kann ich nicht viel, wenn gleich etwas für Sie thun. Es wird gewiß von allen Seiten nur Eine Stimme über dieſe Angelegenheit laut werden, und das muß eine gewiſſe Wirkung ausüben. Dagegen glaube ich, Ihnen auf andre Weiſe nützlich werden zu können. Ich höre, daß Sie eifrig Ihrer Wiſſenſchaft obliegen, und da biete ich Ihnen meine Bibliothek an, die ich ſelber wegen meiner Augenſchwäche jetzt leider weniger benutzen kann. Ich habe viele und gute Bücher und will Ihnen gleich einen Vorrath ſenden."

Auf dieſe Weiſe verſtändigten wir uns bald, gaben die Bücher an, die uns nützlich werden könnten, und ich habe hier nachzuholen, daß wir Jean Paul's Vorſchule, den Plato von Ficinus und den von Schleiermacher, die deutſchen Klaſſiker und gute Ausgaben der Alten, von deren Studium ich oben geſprochen, erſt durch Häniſch erhielten. Gleich des Nachmittags traf ein ganzer Schubkarren voll Folianten ein. Wir jauchzten vor Vergnügen. Dazu ließ Häniſch uns ſagen, er werde uns morgen mit dem Platzmajor beſuchen.

Dies geſchah. Es wurde eine förmliche Berathung über unſre Studien gehalten, und Häniſch

wünſchte, ich möge die Römer nicht zu ſehr bei Seite liegen laſſen. So las ich denn, was er mir zuſchickte, und zuerſt den Haſenfuß Ovid, der meine Geduld faſt ermüdete, da er ſich endlos über Alles und noch etwas verbreitet und dabei ein verächtlicher Charakter iſt. Dann gerieth ich hinter den Philiſter Juvenal, und ſchrieb ſogar etwas über die zehnte Satire, was Häniſch nach Berlin ſchickte.

Die Art und Weiſe, wie Häniſch ſich auf unſre Arbeiten einließ, und ſeine amtliche Stellung als Vertheidiger zähmten den Platzmajor ſo vollſtändig, daß er förmlich unſer Zeugniß verlangte, ob er nicht immer ein väterliches Wohlwollen gegen uns gezeigt habe.

Häniſch wünſchte, wir möchten unſre Bärte abſchneiden, damit er uns auch einmal zu ſich einladen könne. Wie hätten wir da wohl widerſtehen können? Dazu kam noch der Abgang des Auditeurs Müller; und ſein Nachfolger, ein freundlicher Mann von Kenntniſſen und Bildung, der Strathmann hieß, holte uns eines Tages ab und führte uns wirklich zu Häniſch in Geſellſchaft.

Obgleich wir nach der Beſeitigung des Bartes und nach Anlegung unſrer beſten Röcke, die wir uns

von unſern Erſparniſſen gezeugt hatten, uns ganz menſchlich vorkamen, ſo fanden wir uns doch in einem Kreiſe von feinen hübſchen Mädchen und freien Männern etwas eingeengt. Der Gedanke an unſre Lage verließ uns nicht, und wir glaubten, das Nämliche bei unſrer Umgebung zu bemerken. Zudem waren wir etwas eingeroſtet und gegen die Geſichtspunkte der leichten und heitern Geſelligkeit abgeſtumpft. Ich ſprach faſt nur mit Häniſch, und über Gegenſtände, an denen alle Uebrigen nicht den mindeſten Theil nahmen. Der weibliche Theil der Geſellſchaft war daher von dieſen befangnen Gefangnen wenig erbaut, und der Verſuch wurde nicht wiederholt.

Dagegen beſuchte Häniſch uns von Zeit zu Zeit auf dem Thore, verſorgte uns immer mit neuen Büchern, wenn wir die alten hinlänglich genoſſen hatten, und theilte uns namentlich die Werke des Domherrn Dietz über die Türkei und die Türken mit, von denen eins die Lehren des Königs an ſeinen Sohn enthält, und dem der alte Goethe nachſingt:

Wie man bedächtig auf der Erde wandelt,
Und wie man Menſchen, wie man Pferde handelt,
Das alles lehrt der König ſeinen Sohn.

Dietz war mit Häniſch befreundet geweſen und hatte ihm offenbar weſentlich zu ſeiner Vorliebe für die Türken verholfen.

Ueber Häniſch ſchreibt mir Schliemann: „Mein Vater bot ihm, wie er es bei Mecklenburgiſchen Advocaten gewohnt war, Vorſchuß an, weil er doch nicht verlangen könne, daß der Vertheidiger Auslagen machen ſolle. Allein Häniſch lehnte dies Anerbieten ab, worüber mein Vater ganz erſtaunt ausrief: ein Advocat, der kein Geld nimmt! Solchen Glauben hab' ich in Iſrael (Mecklenburg) nicht gefunden!“ —

„Als Häniſch einmal mit dem Platzmajor zuſammen bei uns war, ſetzte er dieſen dadurch in große Verlegenheit, daß er ihn mit Kämmerers, — eines blondgelockten Mitgliedes der polniſchen Verſchwörung, — Liebſchaft und Vaterſchaft aufzog. Schöne Aufſicht der Kommandantur! Wie Amor dem Mars ein Schnippchen ſchlägt!“

Unſre Verurtheilung wurde, wie Häniſch erwartet hatte, vom Naumburger Oberlandsgericht beſtätigt. Als aber etwa viertehalb Jahre von unſrer Gefangenſchaft verfloſſen waren, brachte uns Häniſch die Nachricht, der König habe zwei Drittel der Strafzeit geſtrichen, alſo hatte Schliemann noch Ein und

ich noch anderthalb Jahr im Gefängniß auszuhalten.

„Dies habe ich erwartet, und Ihnen vorhergesagt", waren die Worte des vortrefflichen Mannes, „Sie sehen nun das Ende Ihrer Lage ab, und haben die Aussicht, nach Ihrer Befreiung Sich und der Welt mit den Kenntnissen zu nützen, die Sie hier mit so viel Fleiß und Ausdauer erworben haben, und noch erwerben werden. Ich werde nicht aufhören, Ihnen darin nach besten Kräften beizustehn."

Wir hatten seit einiger Zeit etwas Aehnliches erwartet, und geglaubt, man werde irgend einen Zeitpunkt, wie den Geburtstag des Königs oder dergleichen, ergreifen, und uns erklären, es sei nun genug, wir möchten unsrer Wege gehen.

Einmal stachen wir in die Bibel, wie man sich wohl Orakel holt, und ich erhielt auf meine Frage, ob uns der König das Jahr entlassen werde, zur Antwort: „Du bist ein Greuel vor den Augen Seiner Majestät."

Das Federmesser saß mit seiner Spitze grade auf dem Du, welches auf Jerusalem folgte. Wir lachten nicht wenig über die gute Antwort und fragten nun auch nach dem Glück bei unsern Schö-

nen, denn jeder von uns hatte ſich in eine verliebt. Da paßte nun zwar die Antwort wieder ſehr gut, denn ſie hieß:

„Milch bot ſie, da er Waſſer forderte, und Honig brachte ſie dar in einer goldnen Schale“; aber ſie wurde nicht wahr, denn unſre Angebeteten hatten ſich bereits aus der Beſatzung die Eine mit einem Feuerwerker, die andre mit einem Lieutenant von der Artillerie verſehn und verſorgt.

12. An dieſer höchſt unplatoniſchen Stimmung der Verliebtheit, mit der wir alle beide unſerm philoſophiſchen Himmel entriſſen und mit der Einbildung an die irdiſche Wirklichkeit gefeſſelt wurden, trug mein Freund Schliemann ganz allein die Schuld, oder ſoll ich ſagen, der Umſtand, daß er mit dem Geſicht nach der Straße hinausſehn konnte, wenn er an ſeinem Tiſche ſaß, ich aber nur nach dem Wallgraben. Die Augen ſind die Anſtifter der Phantaſie und die Verräther des Herzens. Sie hatten ſich ohne Zweifel manchmal vom Buche nach der Straße verirrt, und waren dort einer ſchönen Nachbarin begegnet, die ſie ſehr bald meinem Freunde in den Kopf ſetzten. Vielleicht iſt es auch wahr, was er behauptet, daß ſeine Augen die Schöne nur auf dem Spaziergange

entdeckt; doch über die Entdeckung ſelbſt waltet kein Zweifel. Nun gingen wir einmal zuſammen über unſern Wall, und ich ſpottete über das Mädchen, dichtete ihr große Füße an, und dergleichen mehr, und zog mir dadurch einen Strom von Vorwürfen auf den Hals. Denn ohne Zweifel hätte ich es lange gemerkt, daß ſie ihm nicht gleichgültig ſei, und nun wolle ich ihn gefliſſentlich verletzen.

Ich war wie aus den Wolken gefallen, nicht im Traume hatte ich daran gedacht, und erklärte auch ohne Bedenken, in unſrer Lage ſei es ganz ungehörig, ſich ſolchen Gedanken hinzugeben.

Als ich aber erfuhr, die Sache ſei einmal nicht zu ändern, und Niemand könne ſeiner Neigung gebieten, blieb mir nichts übrig, als die neue Thatſache anzuerkennen, wegen meiner Spöttereien um Vergebung zu bitten und endlich mich ſogar ernſtlich für die Sache zu erwärmen.

Dies ging eine zeitlang ſo fort, ich war der Vertraute ſeiner Sorgen und ſeiner Pläne, bis ich eines Tages gewahr wurde, daß ich von der Krankheit angeſteckt war, und auch nicht lange zu ſuchen brauchte, um einen Gegenſtand meiner ſchwärmeriſchen Verehrung zu entdecken.

Nun waren wir beide auf dem Ocean der Sehnſucht eingeſchifft, und beide ohne alle andre Hoffnung, als die wir uns ſelbſt vorſpiegelten. Unſre Schönen ſtanden unter dem Gemeingefühl der Kolberger Welt, dem wir mit einem Makel behaftet erſchienen; und es war wohl Niemand, als der edle und weitſehende Häniſch, der uns als ebenbürtige Männer oder gar als junge Leute, die eine Zukunft hätten, anerkannte. Häniſch war Allem, was uns als das Theuerſte galt, entſchieden fremd; wir berührten uns nur in der Wiſſenſchaft; und die gründliche Humanität, die ſein ganzes Weſen durchzog, rührte uns ſehr. Wenn er an uns vorbei nach ſeinem Garten ging, ſo kam er ſicher mit einem Korbe voll Blumen oder Früchte wieder, die er uns durch die Wache auf's Thor ſchickte. Außer ſeiner Türkenfreundſchaft hielt er's auch noch mit den Juden, glaubte Alles, was ſie der Welt aufzubinden für gut gefunden haben, und las, wie er ſelbſt ſagte, die Bibel alle Jahr einmal von vorne bis hinten durch. Trotz all dieſer Abweichungen hatten wir ein wahres Liebesverhältniß zu dem eigenthümlichen Manne, und ſein Verdienſt um uns war ſo groß, daß wir nothwendig für immer ſeine Schuldner bleiben mußten. Unſer Verhältniß

zu Häniſch war ein viel beſſer begründetes als das zu unſern Schönen. Obwohl dieſe nun unſre Verehrung nicht erwiderten, die wir für ſie hegten, und höchſtens in zarten Gedichten anzudeuten wagten, ſo war doch dieſe Phantaſie eine Störung in unſerm alten Gleichmuth, die uns das Gefängniß wieder empfindlich machte.

„Die Frauenzimmer wären mir nicht in den Sinn gekommen, pflegte ich zu meinem Freunde zu ſagen, wenn Du ſie nicht ohne alle Noth entdeckt und mich mit dieſer heilloſen Entdeckung angeſteckt hätteſt.“ Aber das Unheil war nun einmal geſchehen, und erſt unſre Befreiung aus der Gefangenſchaft befreite uns auch aus unſerm Wahn; denn die jungen Damen boten keine Milch, als wir Waſſer forderten, noch brachten ſie Honig in einer goldnen Schale, im Gegentheil, Milch und Honig waren ſchon verſagt an die Schützen in des Regenten Sold, gegen den wir in Aufruhr geſtanden.

13. Endlich bekamen wir auch noch einen neuen Platzmajor. Gegen dieſen war der alte Platzmajor, Stael von Holſtein, ein Stück von einem Gelehrten geweſen; der neue war ein Huſar. Der alte hatte Häniſch verehrt, wie es die ganze Stadt that, denn

Häniſch war Auditeur unter Gneiſenau geweſen und gehörte zu den berühmten Namen der Belagerung. Nun kam der Huſarenhauptmann; dem war Häniſch ein Federfuchſer und wir unangenehme Studenten. Er konnte das gelehrte Volk nicht ausſtehn. Das hielt ihn aber nicht ab, uns zu Weihnachten einen mächtigen Kuchen und einige Flaſchen Wein zuzuſchicken, und wenn er uns beſuchte, war er heiter und ſcherzhaft. Er legte uns weiter nichts in den Weg, und wir nahmen ihm ſeine Grillen nicht übel, im Gegentheil, ſahen ihn gerne im vollen Putz heranſchreiten, da er ein hübſcher ſtattlicher Mann war, der mich an meinen Freund Flauſchmüller erinnerte.

9.

Vor dem Lauenburger Thor.

1. Vom Wall ſah man das Perſantethal hinauf. Der Fluß war reich an Lachſen, und es wurden früher ſo viele gefangen, daß den Herrſchaften verboten worden war, den Dienſtboten öfter als drei Mal die Woche Lachs zu geben. Zu unſrer Zeit war der Fiſch aber ſchon ſeltner und koſtbar geworden, und wir haben ihn nicht häufig gekoſtet. Nicht

weit von dem Flußthal, der Stadt gegenüber zeigte ſich ein Wald, und die Ferne war im Sommer lockend mit ihrem Duft und ihrer ſanften Erhebung. Das Meer, der Wald und die Ferne wurden immer reizendere Gegenſtände unſrer Sehnſucht, je länger wir ſie entbehrten. Im Frühjahr boten aber die Wälle eine Entſchädigung für den Wald, denn ſie bedeckten ſich über und über mit Veilchen, und ſtrömten, wenn der Wind über ſie hinſtreifte, den Duft in unſere Fenſter.

Im Winter wurden wir gewöhnlich von tiefem Schnee und bittrer Kälte heimgeſucht. Das Thor ſetzte ſich nicht in einer geraden Straße in die Stadt hinein fort, ſondern wies auf eine Häuſerreihe, die nach beiden Seiten im Bogen herumlief. Die Bauern, die im Winter zu Schlitten hereingekommen waren, hatten alſo dieſen Bogen zu machen und dann in's Thor einzubiegen. Der abſchüſſige Weg und die ſcharfe Biegung beim Thor, dazu das genoſſene Lebenswaſſer, brachten faſt alle Schlitten an der gefährlichen Ecke zu Falle, und die Bauern purzelten regelmäßig heraus. Dies war unterhaltend mit anzuſehen; wir wußten genau, wo ſie zu liegen kommen mußten, und der Hinterſte

ließ ſich durch den Vorderſten durchaus nicht warnen; jeder flog heraus, wie es um die Ecke ging.

2. Die Bevölkerung, die in dieſer Wallſtraße wohnte, gehörte nicht gerade zu den Vornehmen. Einmal bei bitterlicher Kälte kam ein ſtarker alter Mann in weißen Hemdsärmeln und kurzen Hoſen heraus, um ſein Schwein wieder hereinzutreiben, das auf die Straße geſprungen war. Aber wie, Alter, rief ich ihm zu, frieren Sie nicht in Ihrem leichten Anzuge?

„Frieren? ich weiß nicht, was frieren iſt, junger Mann, ich habe die ruſſiſche Belagerung noch mitgemacht. Wir ſind harte Leute!“

Stolz blies er den Dampf aus ſeinem Pfeifchen, rückte ſeine Schlafmütze, und trieb ſein Schwein in's Haus.

Nicht weit davon wohnten zwei Frauen, die ſich bitterlich haßten; und eines Tages genoſſen wir die Unterhaltung, daß ſie ſich von einer Hausthür zur andern lebhaft auszankten, und ſich gegenſeitig alle ihre Sünden vorhielten. Die Ordnung und Abwechslung, womit dies lebhafte Geſpräch in Strophe und Gegenſtrophe vor ſich ging, war bewundernswürdig. Auch hatte ſich ein würdiger Kreis von Zuhörern

gebildet, und Alles war neugierig auf die Entwickelung. Wird Eine den Sieg davon tragen, und welche? endlich kams. Die Eine hatte ihre Rede beendigt und wartete nun auf die Erwiderung ihrer Gegnerin. Aber dieſe nahm plötzlich ihre Hände aus den Seiten, und rannte, anſtatt zu antworten, in's Haus. Einen Augenblick glaubten wir, ſie erkläre ſich damit für beſiegt; aber wir irrten uns: ſie kam wieder zum Vorſchein mit dem Beſenſtiel in der Hand, und nun glaubten die Zuſchauer ſchon an den Bruch der diplomatiſchen Verhandlungen, und an die Eröffnung der Feindſeligkeiten, man hörte das an dem allgemeinen Aufjauchzen; aber wir hatten uns alle noch einmal geirrt. Die Dame nahm den Beſenſtiel, ſetzte ihn mit großer Anmuth vor die Thür, deutete auf ihn hin, und ſagte zu ihrer Gegnerin: „Da! zanke Dich mit dem!“ Sie verſchwand. Die Wendung war geiſtreich und entſcheidend. Was ſollte ihre Gegnerin thun? Reden? das hieß mit dem Beſenſtiel zanken. Schweigen? das hieß, ſich beſiegt erklären. Sie zog ſich in ſichtbarer Verwirrung und unter dem ſchallenden Gelächter der Umſtehenden zurück! Sie war beſiegt.

3. Weiter hinunter hatte der Auditeur Müller

ſeinen Pferdeſtall, in dem noch Raum für ein zweites Pferd war. Das verführte den Lieutenant L.. ſich auch ein Pferd zuzulegen; denn nichts iſt für einen Lieutenant anziehender, als ein Pferd. Nun war das aber ein etwas kühner, wenn nicht gar voreiliger Gedanke, da er monatlich nur 15 Thaler zu verwenden hatte. Aber das Pferd war nun einmal angeſchafft, und mußte verſorgt werden. Dies griff die Kaſſe unſers Helden, der ein alter Schulgenoſſe von mir war, ſtark und ſichtlich an. Er ging zur Mittagszeit auf dem Walle ſpazieren und ſtocherte ſich die Zähne, als ob er gegeſſen hätte; wurde aber zuſehends ſchlanker, und ſein Mantel immer ſchäbiger. Wenn der große Augenblick des Ausreitens kam, waren wir gewöhnlich draußen, oder wenn Einer nicht da war, ſo rief ihn der andre: Komm, der Lieutenant L. und ſein Pferd ſind da! Wir waren nicht die Einzigen, die ihn beobachteten; Einige behaupteten, er werde es durchſetzen, Andere, er werde das Pferd nicht halten können. Eine Weile blieb die Sache unentſchieden; dann ſahen wir ihn mehrere Tage hintereinander nicht ausreiten. Ich fürchtete ſchon, er wäre krank geworden und bedauerte, daß ich nicht die Mittel hatte, dem armen Kerl zu-

gleich einen guten Tiſch zu verſchaffen, und ihn auch reiten zu laſſen. Da erſchien er eines Tages auf dem Wall in einem neuen Mantel und ſichtlich wohlgenährt. Wie wir ihn erblickten, riefen wir beide aus: Er hat ſein Pferd verkauft, er iſt gerettet!

4. Der Auditeur Müller, obgleich er ein Rechtsgelehrter ſein mußte, verſtand doch beſſer mit Pferden, als mit Begriffen umzugehen. Dies brachte mich einige Male, ſehr wider meinen Willen, ſcharf mit ihm zuſammen. Als wir einmal wegen Singens im Gefängniß vor ein Standrecht gebracht wurden, hatte er das Verhör zu führen. Nun ſagte die Schildwache, auf ihr Verbot hätte ich erwidert: Sie haben mir 'n Sch ... zu befehlen. Ich bemerkte dazu, das ſei im Weſentlichen richtig, nur habe der Füſilier meinen Ausdruck: „Sie haben mir nichts zu befehlen“ in ſeine Sprache überſetzt. Das, behauptete Müller, ſei eine Majeſtätsbeleidigung, die Schildwache ſtehe da im Namen des Königs, und auf den Ausdruck käme es gerade an. Als ich dieſen nun nicht zugab, mußte der Füſilier ihn beſchwören. Dies ging ſehr feierlich zu. Das ganze Gericht, aus einem Hauptmann, einem Lieutenant und einigen Gemeinen beſtehend, und wir ſelbſt mußten dazu

aufſtehen. Die Sache erregte aber in Berlin ein wohlverdientes Gelächter; die Kommandantur bekam eine Naſe, und wir, um den Schein zu retten, einen Verweis. Noch ärger als dieſer Schwur gegen mein „Nichts“ war ein andres Verhör des Herrn Auditeurs. Die Frage kam von Weimar, und hieß: ob die Brüder Schmid die Geſetze des Bundes angenommen gehabt? Nun fragte Müller, ob ſie die Grundſätze des Bundes angenommen. Ich berichtigte ſeine Frage und ſagte, er müſſe ſich verleſen haben, es handle ſich hier offenbar um die ungeſchriebnen neun Bundesgeſetze, nicht im Allgemeinen um unſre Grundſätze. Hierauf wurde er ſehr böſe und behauptete: Geſetz und Grundſatz ſeien ganz das Nämliche, und ich habe ihm nicht vorzuſchreiben, wie er fragen ſolle.

„Das kann nicht Ihr Ernſt ſein, Herr Auditeur, da Sie ein Rechtsgelehrter ſind, den Unterſchied alſo wohl wiſſen.“

„„Nun, was wäre denn der Unterſchied?““

„Geſetz iſt der Grundſatz des Staats und Grundſatz iſt das Geſetz des Einzelnen.“

„„Da ſagen Sie's ja ſelbſt, daß beide das Nämliche ſind.““

Und nun ſchrieb er nieder, wie ich mich widerſetze, Auskunft auf ſeine Frage zu geben, indem ich erkläre, Grundſatz und Geſetz ſeien zwei verſchiedne Dinge, während doch Jedermann wiſſe, daß ſie ganz das Nämliche ſeien, wie ich denn dies auch ſelbſt eingeſtanden, indem ich geſagt hätte, Geſetz ſei der Grundſatz des Staats und Grundſatz das Geſetz des Einzelnen.

„„So, nun unterſchreiben Sie!““

„Nein, ich weigere mich nicht, Auskunft zu geben, Sie aber weigern ſich, mich richtig zu fragen. Schreiben Sie dies dazu, dann will ich unterſchreiben.“

Dies geſchah, und ſo wurde das Papier nach Berlin und Weimar befördert.

5. Bei weitem geiſtreicher, als der Auditeur Müller, und ein wahres Prachtſtück aus alter Zeit war der alte Schwammklöpper (Halbinvalide) Aurich, der manchmal Wache vor unſrer Thür ſtand und uns alle Mal, wenn wir zu ſeiner Zeit herauskamen, aus ſeinem Leben erzählen mußte. Er hatte früher getrunken, dies war nun aber vorüber. Denn eines Tages ermannte er ſich und ſchwur, er wolle keinen Branntwein mehr trinken; und nun trank er Rum.

Rum war aber ein theures Getränk, viel zu theuer für Aurichs beſchränkte Mittel, der zwei und einen halben Silbergroſchen den Tag erhielt, den Schlappermentstag, der das Nadelgeld für die Fürſtin von Liegnitz hergab, abgerechnet; im Gegenſatz zu dem Schlappermentstag, hießen die übrigen Tage Tractamentstage; und von dieſem Lohn hatte Aurich noch Frau und Kinder zu erhalten. Der hohe Preis des Rums mäßigte alſo von ſelbſt ſeinen Verbrauch. „Als ich noch Kornbranntwein trank", erzählte er, „kaufte ich ihn mir einmal für einen falſchen Groſchen wohl ein ganzes Vierteljahr lang. Dies machte ich ſo: Ich hatte zwei Flaſchen, eine mit klarem Waſſer, das ganz wie Kornbranntwein ausſieht, und eine ebenſolche leere. Die leere ließ ich mir dann für meinen Groſchen füllen, und nahm ſie herunter. Dann legte ich den Groſchen auf den Tiſch. Regelmäßig ſagte darauf der Ladenjunge: aber der Groſchen iſt ja falſch! — So? oh, dann bin ich damit betrogen. Da haben Sie Ihren Schnaps wieder. Nun gab ich ihm aber das Waſſer hinauf, das er dann ruhig in ſeine große Kümmelflaſche goß. Das ging eine Zeitlang gut, bis der Groſchen zu bekannt wurde; da mußte ich aufhören."

Aurich wußte nicht, wo er zu Hauſe gehörte, hinter Buſch und Hecken ſei er geboren und frühzeitig habe er Dienſte genommen, zuerſt unter Czerni Georg; dort habe er manchen delicaten Schweinebraten verzehren und die Türken wacker durchgerben helfen. Darauf ſei er zu den Oeſtreichern deſertirt, wo es mehr Prügel, als gute Worte gegeben, von denen zu den Preußen, damals ungefähr ebenſo wie die Oeſtreicher, nur etwas großmäuliger; er ſei ein Zugvogel aus dem Süden geweſen; in der Mark habe er es ungemüthlich gefunden; und ſo ſei er zu den Dänen entſprungen. Nicht immer ſei der Fahnenwechſel ſo glatt abgegangen, wo man denn habe Spießruthen laufen müſſen. Einen theuren Freund und lieben Genoſſen, Schuhmacher, habe er im Leben gefunden. Mit dieſem ſei er auf ſeine alten Tage wunderbar wieder vereinigt. Früher nämlich habe das Schickſal ſie getrennt, bis er wieder zu den Preußen geſtoßen ſei; da plötzlich in Potsdam, als er eingetreten, ſei ihm ſein Nebenmann mit Thränen der Freude um den Hals gefallen, und als er ihn nicht gleich erkannt, habe jener ausgerufen: Bruder, kennſt Du mich denn nicht mehr? weißt Du nicht mehr, wie wir in Kopenhagen

zuſammen Spießruthen laufen mußten? ich bin Dein Schuhmacher!“

Seitdem ſind wir immer zuſammen geblieben, ſagte Aurich, und noch heute unzertrennliche Freunde.

Das freie Leben des Ausreißers, das Umherſchweifen unter dem weiten blauen Himmel, und die Fußreiſen von Einem Ende Europa's zum andern ſchilderte er mit wahrem Genuß und mit lebhafteſter Erinnerung an Land und Leute. Dann kamen ſeine Abentheuer mit dem ſchönen Geſchlechte daran, und ſein unglaubliches Glück bei ihm, als er noch in der Blüthe ſeiner Schönheit geſtanden; und er war wirklich noch immer ein hübſcher Mann mit feurigen ſchwarzen Augen und einer wohlgebildeten Adlernaſe. Da er nur hochdeutſch ſprach, ſo ſtammte er wohl aus Süddeutſchland her. —

6. Eines Tages, als ich auf den Wall hinauskam, ſtellte ſich die Schildwache vor mich hin und ſagte mit einem höchſt gefühlvollen Ton: „Arnold, kennſt Du mich denn nicht mehr?“ Ich ſah ihm ins Geſicht, es war Illies, mein alter Schulgenoſſe von Langenhanshagen her. Der vor meinem Fenſter als Poſten aufgepflanzt! Ich war ihm gegenüber immer das tugendhafte Prinzip geweſen; und

nun spielte er mir gegenüber den Diener der Themis! Welch ein seltsames Verhältniß! Ich reichte ihm die Hand und fragte: „Wie kommst Du hierher?“ — Er wollte neun Jahre dienen, und dann in die Gensd'armerie treten. „Hm“, sagte ich, „das ist ein sehr solider Plan“! Aber er hatte nicht Talent genug zur Gesetzlichkeit; man beschuldigte ihn nach einiger Zeit, er habe die Sachen des Königs, mit denen er ausgerüstet war, mit den seinigen verwechselt und sie gottloser Weise verpfändet; und so sahen wir ihn eines Tages an unserm Spaziergange vorbei auf die Wache ins Gefängniß wandern. Zu meiner Freude erholte er sich aber von seinem Mißgeschick und erschien nach einigen Monaten wieder als Oekonomie-Verwalter zu Pferde, in einem stattlichen Fuchskragen und mit neuen, weit über den Gensd'armen hinausgehenden Entwürfen. Möge es ihm gelungen sein, trotz des Wurmes, der an seinem Innern nagte!

10.

Ende der Gefangenschaft.

1. Der eilfte Mai 1829 erschien. Schliemann war frei. Mitten im Sommer hatte er den Genuß

des ſchönen Gegenſatzes der freien Natur gegen das dumpfe Mauerloch. Er kam treulich zu mir zurück, und als er noch einmal Abſchied von mir nahm, gab er mir über manches Auskunft, worauf wir beide lange geſpannt geweſen waren.

Nun war ich allein. Ich überlegte mir, was ich in den nächſten 6 Monaten noch alles zu beendigen hätte, und machte Pläne, was ich drucken laſſen wollte. Da plötzlich begann eine äußerſt unangenehme Arbeit unter meinem Fenſter. Der Feſtungsgraben wurde ausgeräumt; der ſüßliche Sumpfgeruch des alten Moders drang zu mir herauf, und ich bekam das Wechſelfieber. Der gute Doctor Simon erſchien, zum erſtenmal in all den ſechs Jahren, brachte mir Chinin und verſprach baldige Beſſerung. Er entdeckte bald die Urſache meiner Krankheit, und fragte, ob ich nicht lieber in's Militärhospital wollte. Dies war mir aber ein höchſt unangenehmer Gedanke, und ich erkundigte mich, ob das Chinin nicht auch hier wirken werde. Simon glaubte, es werde es wohl thun. Dann müſſe ich aber doch einige Wartung und Pflege haben. Ich ſchickte nach dem Platzmajor, und trug ihm vor, ſtatt der Wache draußen, möge er mir doch eine ins Zimmer geben.

Er erwiderte: ich hätte wohl Luſt, ſtatt des Gefangnen den Kommandanten zu ſpielen; ſoweit ſeien wir aber noch nicht; er habe keine Krankenwärter für mich. Und damit ging er ſtolz ab.

Ich bin überzeugt, ſein Widerwille gegen die Studenten und gegen meinen „Hochmuth“ insbeſondere, womit ich mich zurückhielt und abſchloß, bewogen den ſonſt gutmüthigen Mann zu dieſer Härte. Aber in's Lazareth wollte ich durchaus nicht.

Dies gab nun eine böſe Zeit. Ich hatte, durch Thierſch Grammatik angeregt, gerade wieder den Homer durchgeleſen; und wenn man ihn viel und lange hintereinander lieſ't, wird man bald ein Homeride, und lernt ihn nachäffen. Dies hatte mir auf meinem einſamen Walle Spaß gemacht, wenn ich nicht von Aurich oder irgend einem andern lebenden Epiker, z. B. Schuhmacher, darin unterbrochen wurde; jetzt ſollte mir aber eine peinliche Qual daraus erwachſen. Denn in meinem Fieber wurde ich nun die griechiſchen Herameter nicht los, und regte mich damit zu einer gewaltigen Hitze auf. Das Aergſte war, daß ich mich nicht aufraffen, und das Trinkwaſſer nicht erreichen konnte, wo mir dann nichts übrig blieb, als den Waſſerkrug und alle Flußgötter

in homeriſchen Verſen anzuſingen, und um Beiſtand gegen den Barbaren zu bitten, der mich durſten ließ.

Viele von den Unteroffizieren waren mir aber ſehr gewogen. Der geſcheuteſte und liebenswürdigſte unter ihnen hieß Wiesner, manche ſetzten ſich zu mir, andere kamen jede halbe Stunde auf's Thor, und ſahen nach, ob ich was brauche. Dann wirkte auch das Chinin des Doktors. Ich genas.

Nun erſchien auch der Platzmajor wieder und erkundigte ſich. „Sind Sie wieder geſund, Herr Philoſoph?"

„„So ziemlich, Herr Oberſtwachtmeiſter!""

„Nun, meine Frau ſoll Ihnen etwas Hühnerbrühe und Gelée ſchicken. Haben Sie ſonſt noch etwas zu befehlen?"

„„Sie ſpotten, Herr Platzmajor. Aber darf ich Ihnen einen Vorſchlag machen?""

„Nun, laſſen Sie hören."

„„Ich bin jetzt nur noch drei Monate hier, Sie haben alſo nicht zu fürchten, daß ich Ihnen durchgehe. Ziehen Sie doch die Schildwache ein, und laſſen Sie mich hier auf Ehrenwort auf dem Thor.""

Er konnte ſich des Lachens nicht erwehren. „Das

ſieht Ihnen ähnlich! Sie wollen ganz freie Hand haben: hm! nicht übel; das könnte ſchöne Geſchichten geben! Aber darin haben Sie Recht, den Poſten kann ich ſparen. Ich will Sie auf's Geldern Thor ſetzen."

Er gab mir lächelnd die Hand, und ich wurde zu guter Letzt noch auf's Geldern Thor in das ſchlechteſte Loch geſetzt, das dort zu haben war, wozu ich mit Odyſſeus ſagte:

Trag' auch das, mein Herz, viel hündiſcheres ja ertrugſt Du!

2. Der Winter kam heran, mir diesmal ein willkommner Beſuch, denn mit ihm, am erſten Januar 1830 ſollte ich frei ſein. Die Gefangnen auf dieſem Thor waren polniſche oder weſtpreußiſche Verſchwörer gegen unſern vortrefflichen Polizeiſtaat, ein Forſtmann, Herr von Puttkammer, und ein Verwalter, Herr Fitzner. Dieſer war auf Lebenszeit verurtheilt. Ich wurde natürlich mit ihnen bekannt, und nahm ernſtlich an ihrem harten Schickſale Theil, das ihnen noch härter erſcheinen mußte, da ich bei ihnen faſt nur auftrat, um in Freiheit geſetzt zu werden. Denn was ſind drei Monate Gefängniß gegen ſolche Verurtheilungen?

Zwiſchen Weihnachten und Neujahr, als mich nur

noch wenige Tage von der neuen Welt trennten, auf die ich immer gespannter wurde, je näher ich ihr rückte, und von meinen Theuren, denen ich mich nun mit verdoppelter Kraft widmen konnte; da ging eines Tages die Gefängnißthür auf, ein Geistlicher trat herein, der Superintendent Maß; die Thür wurde sogleich wieder hinter ihm verschlossen, und so standen wir uns plötzlich einander gegenüber. Ich kannte ihn, er hatte uns bisweilen Zeitungen geschickt, auch hatte ich ihn predigen hören. Ich ging also auf ihn zu, und hieß ihn willkommen:

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, Herr Superintendent?"

„„Ich komme im Namen Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen und der Gesellschaft zur Besserung der Strafgefangnen.""

„Da freut es mich, daß ich gerade noch den Nutzen davon haben soll, noch mit gebessert zu werden, denn in wenigen Tagen hätten Sie mich nicht mehr hier gefunden. Bitte, nehmen Sie Platz! Wollen Sie den Koffer, oder ziehen Sie den Brettstuhl vor?"

Er setzte sich auf den Brettstuhl, ich mich ihm gegenüber auf den Koffer. Ich sah ihn erwartungsvoll an; er schwieg; ich hatte nichts zu sagen. End-

lich nahm er die Stütze des Stockes von ſeinem Kinne weg und fing an:

„„Oder ziehen Sie es vor, ſo können wir uns auch von der Politik unterhalten.““

Worauf ich erwiderte: „wie könnte ich wohl irgend etwas in der Welt meiner eignen Beſſerung vorziehn, und was würden Sie dazu ſagen, wenn ich es thäte? Fangen Sie alſo nur an, mich zu beſſern.“

„„Sind Sie in der Kirche geweſen?““

„Ja, vorigen Sonntag; ich hörte Sie predigen. Sie ſprachen über die Rotte Korah, und da trafen Sie denn freilich den Nagel auf den Kopf, ohne daß Sie vielleicht wußten, welch einen Aufrührer Sie unter Ihren Zuhörern hatten.“

„„Wie ſo? habe ich etwa unfreiſinnig geſprochen?““

„Das habe ich nicht zu entſcheiden. Aber Sie erinnern ſich, daß Sie die Aufrührer verdammten, wie ſich's gehört, und ihre ſtrenge Beſtrafung rechtfertigten.“

Hier trat eine bedeutende Pauſe ein, und der Elfenbeingriff ſeines Handſtocks ſetzte ſich wieder unter das Kinn meines Beſuchs. Endlich begann er von neuem:

„„Was halten Sie von dem Verein?““

„Die Frage iſt wohl eher, was der Verein von mir, als was ich von ihm halte.“

„„Nun, ich will Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich glaube, Sie ſind unſerm Einfluſſe wohl entwachſen, ich habe Ihnen gegenüber keine Autorität, und kaum eine andere Stellung, als die eines Gleichen, kann alſo bei Ihnen wohl ſchwerlich andre Gedanken erzeugen, als ich vorfinde.““

„Das käme auf den Verſuch an, und da Sie ihn doch nöthig finden müſſen, ſollten Sie ihn ja unternehmen.“

„„Aber Sie ſprechen ſich nicht aus!““

„Worüber ſoll ich mich ausſprechen?“

„„Ueber den Verein zur Beſſerung der Strafgefangenen.““

„Was kann Ihnen an meiner Meinung liegen, da Sie die Autorität Seiner Königlichen Hoheit für ſich haben?“

„„Ich ſtimme mit der religiöſen Richtung Seiner Königlichen Hoheit ſo wenig überein, als mit der Ihres Freundes und Beſchützers, des Kriegsraths Häniſch.““

„Und doch hat der Kriegsrath Häniſch mich we-

ſentlich gebeſſert, und den einzigen Weg eingeſchlagen, auf dem man überhaupt einen Menſchen beſſern kann."

„„Den einzigen Weg? und der wäre?""

„Daß man dem Menſchen die Mittel giebt, ſich durch Arbeit in ſeinem Fach zu vervollkommnen und zu befreien."

„„Wie meinen Sie das?""

„Sie erinnern ſich, Herr Superintendent, daß Sie ſo freundlich waren, uns von Zeit zu Zeit Zeitungen mitzutheilen. Dies machte mich zudringlich und ich bat um Bücher aus Ihrer Bibliothek. Dieſe ſchlugen Sie aber ab.

„„Hätte ich das gethan?""

„Und ſeitdem habe ich nur von der Kanzel herab von Ihnen gehört. Der Kriegsrath Häniſch hingegen hat mir ſeinen Glauben, ſo ſtark er auch iſt, nicht gepredigt, mir dagegen freiwillig ſeine reiche Bibliothek zur Verfügung geſtellt, und mich dadurch eine Reihe von Jahren mit den Mitteln verſorgt, in meiner Wiſſenſchaft weiter zu kommen und im Gefängniß frei zu werden."

„„Häniſch iſt das Haupt der Frommen, er iſt mein Gegner in der Stadt, und als er ſich Ihrer

einmal angenommen hatte, war ich von ſelbſt ausgeſchloſſen.““

„Ich glaube nicht, Herr Superintendent, daß Häniſch ſich hätte ausſchließen laſſen, wenn Sie vorher auf meine Bitte um Bücher eingegangen wären. Iſt er kein Rationaliſt in der Religion, ſo iſt er äußerſt rationell im Leben. Er war keinen Augenblick darüber im Zweifel, wie man mir in meiner Beſſerung am beſten unter die Arme greifen konnte, und wenn er kein Mitglied des Vereins iſt, ſo hat er des Vereins nicht bedurft, um den einzigen Weg zur Beſſerung der Menſchen zu entdecken, über den Sie ſelbſt der Verein noch in Zweifel gelaſſen hat.“

„„Sie halten nichts von der Seelſorge, wie ich ſehe.““

„War etwa Häniſch' Sorge um mich eine Körperſorge?“ Und dachten Sie an meine Seele — oder wollen wir nicht lieber die Seele des Menſchen den Geiſt nennen? — als Sie mir Ihre Bibliothek abſchlugen? Verſchiedene Seelen wollen verſchieden beſorgt ſein; und Sie konnten wohl wiſſen, daß die meinige aus Ihrer Bibliothek und nicht aus dem Katechismus zu verſorgen war.“

Dies war freilich ſtark, und der Beſſerungsver-

ſuch hatte ſich vollkommen herumgedreht. Er wurde ſehr kleinlaut und hätte, ich weiß nicht was darum gegeben, wenn der Unteroffizier mit den Schlüſſeln meine Worte übertäubt und ihn erlöſ't hätte. Aber es war keine Rettung. Er war mein Gefangner.

„„Sie ſind grauſam, Sie ſind härter gegen mich, als ich es verdiene!““ rief er aus, „„ich ſtehe Ihnen in vieler Hinſicht näher als Häniſch, Sie wiſſen das, und Sie ſtellen mir dieſen Mann, meinen erbittertſten Gegner zum Muſter auf! Verſprechen Sie mir nur Eins, laſſen Sie dieſe Unterredung unter uns bleiben! Wollen Sie das thun?““

„Nein, Herr Superintendent, aber was Sie eigentlich ſagen wollen, ich ſolle ſie Häniſch nicht mittheilen, das will ich verſprechen. Denn ich will die Gegenſätze dieſer Stadt, die mir völlig fremd ſind, nicht vergiften. Ich und mein hieſiges Schickſal gehören da nicht hinein, und Häniſch ſpricht lieber mit mir über Rom und Griechenland, als über Kolberg.“

Dies beruhigte ihn weſentlich, und er begann wieder von dem Verein, über den er nach Berlin zu berichten habe: „„Wenn Ihnen durch wiſſenſchaftliche Arbeit weſentlich geholfen war, ſo iſt doch nicht

jeder in Ihrem Falle. Wie z. B. würden Sie vorſchlagen, daß wir dem Herrn Fitzner und dem Herrn von Puttkammer unter die Arme zu greifen hätten?""

„Das iſt leicht geſagt. Beide rechnen darauf, einmal der Freiheit und dem bürgerlichen Leben wiedergegeben zu werden. Iſt es nun wohl recht, einem Menſchen, den man viele Jahre einſperrt, nur einfach die Thür des Gefängniſſes zu öffnen und ihn ohne alle Mittel und ohne alle Anknüpfung — denn ſeine alten Verhältniſſe ſind abgebrochen — in die entfremdete und unbekannte Menſchenmenge hinauszuſtoßen?"

„„Gewiß nicht; aber was können wir für dieſe beiden Männer thun?""

„Wenn Sie mir nichts nützen konnten, Herr Superintendent, ſo nehmen Sie Sich ihrer an. Fitzner arbeitet ſehr geſchickt in Bernſtein. Laſſen Sie Sich ſeine Sachen zeigen, wenn Sie ihn beſuchen, und verhelfen Sie ihm durch Ihre Verbindungen zu einer Verwerthung ſeiner kleinen Kunſtprodukte, die ich nie ſchöner geſehn habe."

„„Das iſt ein ſehr zweckmäßiger Vorſchlag, und ich werde ihn nicht vergeſſen. Und wie wäre es mit dem Herrn von Puttkammer?""

„Verſchaffen Sie ihm Arbeit beim Gerichte und verſorgen Sie ihn mit Büchern über das Forſtweſen, das er auf der Meininger Academie ſtudirt hat. So wird es Beiden möglich werden, ſich einige Thaler zu verdienen, mit denen ſie ſich forthelfen können, wenn ſie aus der Haft entlaſſen werden.“

Kaum hatten wir dieſe Frage erledigt, ſo erſchien der erlöſende Unteroffizier. Beim Abſchiede verſprach er noch einmal, meine Winke zu benutzen, ich möge aber auch meinerſeits mein Verſprechen halten, und Häniſch unſre Unterredung nicht mittheilen.

Ich glaube, daß ſelbſt dieſe Veröffentlichung der in mehr, als einer Hinſicht merkwürdigen Begegnung ſtreitender Zeitrichtungen keine Mittheilung an meinen unvergeßlichen Freund Häniſch ſein wird. Denn er iſt ohne Zweifel längſt zu ſeinen Vätern verſammelt. Den Herrn Superintendenten hingegen konnte ich keine beſſere Rolle ſpielen laſſen, als er ſich ſelbſt gewählt hat.

Die Königliche Hoheit ahmte auf dieſe Weiſe mit dem Verein die Quäker nach, aber nicht die richtigen, die republikaniſchen Quäker Penſylvaniens, welche die Verbrecher einem bürgerlichen Beruf und der

Religion, in der ſie die Theorie des bürgerlichen Lebens finden, zuführen. Das weſentlich Brauchbare der Pönitentiarien ließen Seine Königliche Hoheit weg, und ſo blieb nichts übrig, als das öde Predigen. Der deutſche Despotismus hat ſodann die Zellengefängniſſe ohne den Geiſt und Zweck der republikaniſchen Pönitentiarien eingeführt; und ich habe ſpäter wiederholt die Erfahrung gemacht, daß unſre frommen Staatsmandarinen mit keiner Gewalt zu dem brauchbaren Theil der quäkeriſchen Fürſorge für Verbrecher zu bringen waren, ſondern immer hartnäckig auf den unbrauchbaren zurückfielen. Auch mein eindringlicher Unterricht an dies ehrwürdige Mitglied des Vereins zur Beſſerung der Strafgefangnen wird kaum denen genützt haben, auf die er ſich ausdrücklich bezog.

3. Es iſt ein großer fruchtbarer Gedanke, die Strafe der Verbrecher ſo einzurichten, daß ſie durch ihre Gefangenſchaft ſelbſt der Freiheit und der menſchlichen Geſellſchaft wieder zugeführt werden, indem man ſie bürgerlich brauchbar macht, alſo die Hauptquelle der Verbrechen ſchließt. Zur Durchführung dieſes Gedankens gehören aber ein freier Staat und denkende Menſchen. Ein Staat, der auf

die Gemeinheit der Menſchen, auf ihre Furcht, ihren Eigennutz, ihren Abſchluß von dem Gemeinweſen gebaut iſt, und deſſen Verfaſſung das Verbrechen ſelbſt in der Form der Gewaltherrſchaft iſt, ein ſolcher Staat, der nur eine kommandirte Galeere iſt, kann den Gedanken, den Verbrecher durch die Strafe zum freien Menſchen zu machen, nicht durchführen. Seine Grundlagen ſind die Nichtachtung des Rechtes, die Liederlichkeit, das Todtſchlagen im Großen und im Kleinen, das Nichtachten des Eigenthums und der Perſon, der Raub im Innern und wenn er es vermag nach Außen. Mit dem Grundſatz: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, die kleinen Mörder köpft man, die großen krönt man, ſchafft man die Verbrechen nicht ab und beſſert man die Gefangnen nicht. Die Tyrannei iſt der Verbrecherſtaat; der hat erſt ſich ſelbſt abzuſchaffen, ehe er die Verbrecher beſſern kann.

Welch ein ſeltſamer Abſchluß meiner Gefangenſchaft war es nun, daß dieſe unreifen, äffiſchen Geiſter mit einer ſolchen Frage auf mich einſtürmten, und ihre katechetiſchen Beſſerungsverſuche mit mir vornehmen wollten, ſtatt die Beſſerung bei ſich ſelbſt anzufangen und erſt denken und frei ſein zu lernen,

ehe ſie andre zu belehren und zu befreien unternahmen. Und es war mir keine geringe Befriedigung, daß ich ihnen mein eignes Beiſpiel und das des grundguten und durch und durch vernünftigen Häniſch mit ſeiner thatſächlichen Durchführung eines richtigen Verfahrens entgegenhalten konnte. Mit ihnen über Principien zu ſtreiten, dazu waren ſie mir zu gering. Die Thatſachen reichten zu ihrer Züchtigung vollkommen aus.

Aufgeregt ging ich im Gefängniß auf und nieder. Der Auftritt ging mir noch einmal durch den Kopf. Es war doch zu grauſam, dachte ich; — der arme Teufel! Aber ſitze ich nicht hier, wie eine Spinne in meinem dunkeln Winkel, was mußte mir auch dieſe Fliege ins Netz fahren? Er hat es ſich ſelber zuzuſchreiben.

Als nun der erſte Januar 1830 herangekommen war, wurden mir die wenigen Stunden, die von Rechtswegen ſchon mein eigen waren und die man mich noch hinter Schloß und Riegel zurückhielt, länger, als es all die Jahre geworden waren, in denen ich von der Freiheit meines äußerlichen Menſchen ein für allemal abgeſehn hatte. Eine Leidenſchaft der Ungeduld kam über mich, und ich dachte, ſollten

ſie dir am Ende nicht Wort halten? Wer könnte ſie zwingen? Sind ſie nicht die ſouveräne Willkür? — —

Endlich ſpäter, als gewöhnlich, erſchien der alte Gefangenaufſeher, wünſchte Glück zum neuen Jahr und mir zur Befreiung.

Meine Sachen wurden mir von willigen Soldaten in ein Kolberger Gaſthaus getragen; und ich eilte zu — Häniſch.

VI. Freiheit und Revolution.

1830.

Die Welt geht aus den Fugen überall;
Ihr stützt umsonst, und donnernd rollt ihr Fall
Dahin mit alten Kirchen, Ketten, Thronen;
Und Raum wird für befreite Millionen.

Das bürgerliche Leben.

Mit der freien Bewegung, die mir nun wieder gegeben war, that ſich eine neue Welt vor mir auf, das bürgerliche Leben des Privatmanns; ein politiſches Leben gewährte Preußen damals noch nicht; ich war aber ſowohl durch den Beſuch der Univerſität Jena, als durch das Urtheil der beiden Oberlandsgerichte vom Staatsdienſt, d. h. von der Verwerthung meiner Kenntniſſe auf dem gewöhnlichen Wege ausgeſchloſſen. Was war alſo wohl mit dieſer bürgerlichen Geſellſchaft anzufangen, in die ich jetzt als ſelbſtſtändiges, aber immer noch geächtetes Mitglied eintrat? Vor Allem war ich neugierig, wie ſich von nun an die Menſchen zu mir, und ich mich zu ihnen ſtellen würde. Die Knechtſchaft nimmt dem Menſchen den halben Werth, ſagte ſchon der Alte. Wir hatten dies gehörig bewährt gefunden; und nun war mir mit einem Schlage der volle Werth wieder gegeben.

Es war leicht möglich, daß der Staatsdienst mir für immer verschlossen blieb, auch war es nicht mein Ehrgeiz, aus Einer Gefangenschaft in die andre zu treten; aber, dacht' ich, sollte es Dir nicht gelingen, ein Buch zu veröffentlichen, welches mindestens alle Jahr einmal aufgelegt würde? Das muß versucht werden; so wirst Du unabhängig und machst Dir zugleich einen Namen in der Welt.

Ich hatte den Schill, ich hatte den Oedipus in Kolonos fertig. Kein Mensch konnte mir das gleichthun. Das Eine war meine Erfahrung, das andre meine Form. Und was konnte ich nicht alles noch leisten? Ich war fest überzeugt, wer nur was Rechtes leiste, den werde das Leben nicht im Stich lassen; und ich habe nun zu erzählen, wie ich mit meinem Glauben fuhr und mich in der bürgerlichen Welt zurechtfand.

Mein Schiff stieß ab, ich war in See.

1.

Winterreise von Colberg nach Triebsees.

1. Es war ein stiller kalter Wintertag. Der Schnee lag tief, und die Büsche hingen voll schwe-

ren Rohrreifs; hätte ſich ein Lüftchen geregt, ſo müßten viele zuſammengebrochen ſein. Dies war ein anziehender Anblick für mich, als ich zum erſten Mal ſeit ſo vielen Jahren die Anlagen vor dem Thore betrat, die wir von unſerm Spaziergange aus immer hatten ſehen können und zu denen wir oft gern einer geliebten Schönen gefolgt wären. Aber man ſuchte heute nicht lange das Freie, kein Menſch, kein Vogel war draußen, ich war allein in den verſchneiten Anlagen. Ich eilte in die Stadt zurück und war bald ſo lebhaft mit Menſchen beſchäftigt, daß ich die Natur vergaß. Als ich Häniſch zur Beſuchszeit im Kreiſe ſeiner liebenswürdigen Familie gefunden und beglückwünſcht hatte, denn es war ja Neujahrstag, lud er mich zu Tiſche und auf den Abend ein, wo, wie mir die Mädchen verriethen, ein Tanz ſein ſollte. Bis dahin zog ich mich in mein Gaſthaus zurück, um an die Meinigen zu ſchreiben. Hier fand ich den Artillerie-Lieutenant Kaiſer. Als Feldwebel war er oft am Lauenburger Thor auf Wache geweſen; er wurde nun zum Lieutenant befördert und nach Stralſund verſetzt. Es wurde ſogleich verabredet, daß wir zuſammen reiſen, und zwar von Stadt zu Stadt einen Bauernſchlitten

miethen wollten. Als dies abgemacht, und in Eile ein paar Zeilen an meinen Vater aufgeſetzt waren, zeigte mir der liebenswürdige Kaiſer den Weg zum Platzmajor und zum Doctor Simon, von denen ich Abſchied zu nehmen hatte; den alten Generalmajor von Funk wußte ich allein zu finden. Alle fragten mich nach meinen Plänen für die Zukunft; ich ſagte, ich wolle an ein Gymnaſium gehen und behielt meine Schriftſtellerpläne für mich. Der Platzmajor ſpielte ſpöttelnd darauf an, und meinte, ich wollte wohl höher hinaus, als ich ſagte. Ich erwiderte, die Gymnaſiallehrer wären die größten Bücherſchreiber.

Wenn ich den Doctor Simon ausnehme, ſo fand ich überall eine ganz andre Aufnahme, als bisher. Selbſt in Häniſch Hauſe fühlte ich mich diesmal vollkommen frei. Nur Häniſch perſönlich und dem guten Simon gegenüber hatten wir nie den Verluſt der Hälfte unſers Werthes empfunden.

Gegen Häniſch ſprach ich mich ohne Rückhalt über Alles aus. Er ſagte dazu: „Rechnen Sie nicht auf Einnahmen von Ihren Schriften, aber laſſen Sie die Sachen nur drucken, es wird Ihnen auf andre Weiſe zu Gute kommen, und behalten Sie das Gymnaſium oder die Univerſität im Auge. Ich

würde an Ihrer Stelle über ganze Schriftſteller, ſo z. B. den Juvenal, den Ariſtophanes, den Sophocles leſen, und die Kleinmeiſterei mit der Worterklärung Andern überlaſſen; das wäre neu, und gewiß ſehr nützlich. Außerdem weiß ich, daß es Ihnen zuſagen würde. Und wenn Sie vollends Thucydides und Plato auf dieſe Weiſe behandelten, ſo müßten Sie, ſollt' ich denken, einen großen Erfolg haben."

„„Ich bedaure nur, daß ich nicht ordentlich zum Ariſtoteles gekommen bin. Ich hatte immer einen gewiſſen Widerwillen gegen ſein lebloſes Dociren, dem die Form der Entwicklung fehlt; und als ich den unendlichen Schatz, der in ihm zu heben iſt, endlich dennoch gewahr wurde, da war es zu ſpät. Auch kenne ich Hegel nicht und weiß auch nicht, wie ich ihm beikommen ſoll. In dieſer Unwiſſenheit wage ich den Mund nicht aufzuthun über irgend etwas Philoſophiſches.""

Häniſch wurde ſehr heiter, und rief den Damen zu, die um uns herumſtanden: „da habt Ihrs, was ich Euch immer geſagt, unſer junger Freund bedauert, daß er nicht noch einige Jahre, und zwar mit Ariſtoteles und Hegel eingeſperrt worden. Nun, Sie haben bei alledem Ihre Zeit nicht verloren."

Einem hübſchen jungen Mädchen, die abſeit am Fenſter ſaß, rief er zu, „hole mir mal die Kellerſchlüſſel!“ Sie war aber offenbar mit irgend einem Gegenſtande draußen vor dem Fenſter beſchäftigt, denn ſie hörte nicht, und erſt nach wiederholtem Rufen ſtand ſie auf, verweilte immer noch, und ging erſt, nachdem ſie einen Gruß von außen höchſt zierlich erwidert hatte. „Da ſehn Sie“, ſagte Häniſch, „wozu die Theorien nützen; ich bin für das unbedingte Königthum, und mein Haus iſt ein richtiger Freiſtaat! Wären Sie nicht dageweſen, ich hätte mir ſicherlich die Schlüſſel ſelber holen müſſen!“

Ich hatte es aber wohl entdeckt, warum die Schlüſſel ſo zögernd geholt wurden; es war Paradezeit, und ein hübſcher Artillerieoffizier war gerade noch zur rechten Zeit vorbeigegangen, um ſeinen erwarteten Gruß zu empfangen. Sie kam mit den Schlüſſeln zurück und ſagte: „Sei nicht böſe, Väterchen, ich war noch ſo müde vom Sylveſterball!“

„„Ich habe nie gehört, daß man vor Müdigkeit taub wird““, erwiderte er ſcharf. Dann ging er in den Keller, und ich blieb mit der Schönen allein, die mir nun von dem Balle erzählte und mich nicht in Zweifel ließ, daß ſie das meiſte Glück gemacht hatte

und mit dem ganzen Sylveſterabend höchlich zufrieden war; ja, ſie erzählte ſogar, wer am meiſten mit ihr getanzt habe, und erröthete nicht ſehr, als ich ſagte, daß ich dies errathen haben würde, denn ich hatte den Glücklichen grüßen ſehen.

2. Ich bat Häniſch beim Abſchied um die Erlaubniß, ihm den Oedipus in Kolonos widmen zu dürfen, und verſprach gern, ihm öfter zu ſchreiben. Wir blieben fortdauernd in Verkehr; und er hat mir ſpäter, als die Jahrbücher ſchon im Gange und ich mit den Frommen, die ein Geſchäft und eine politiſche Parthei aus der Gottſeligkeit machten, in eine ſcharfe Fehde gerathen war, noch eine Taſſe geſchenkt mit ſeiner eigenhändigen Inſchrift: „zur Erinnerung an den 1. Januar 1830 bei Häniſch"; ſie iſt mit dem Kolberger Rathhauſe geziert; und ich habe ſie als ein werthes Kleinod aus allen Stürmen gerettet.

Spät Abends begab ich mich in großer Aufregung über die Ereigniſſe und Erfahrungen dieſes verhängnißvollen Tages in mein Gaſthaus. Hier fand ich meinen Reiſegefährten ſchon vor. Er hatte einen Schlitten beſorgt; und am andern Morgen in aller Frühe ging's zum Thor hinaus. Mein getreuer Schafpelz und meine Filzſchuhe thaten mir jetzt noch

einmal gute Dienſte, und wir ſegelten raſch in den kalten Januarmorgen hinaus. Da lagen die Wälle und Thürme von Kolberg hinter mir. — Der Schlitten war bis Kammin an der Oder genommen. Unſre Pferde waren muthig, die Bahn ſpiegelglatt und wir flogen nur ſo durch die endloſe Schneefläche Pommerns, dennoch wurde Kammin nicht in einem Tage erreicht, und wir hielten es für klug, uns nicht in die dunkle Nacht hinauszuwagen. Denn hier zu Lande waren die Wege nur an der Spur zu kennen, weder Gräben noch Bäume faßten ſie ein. Wir fanden in einem Dorfe eine große Schenke, wo wir übernachten konnten; allein zu unſerm Schrecken wurde die ganze Nacht gegeigt und getanzt, an Schlaf war nicht zu denken. Ich ſtand auf und ſah nach dem Wetter. Ich weiß nicht, ob wir Mondſchein hatten, genug, ich berichtete um vier Uhr Morgens, es ſei hell genug, wir könnten immer aufbrechen, und als wir unſern Kutſcher beredet hatten, fuhren wir wirklich ab.

Zuerſt ging die Fahrt vortrefflich von Statten, dann ſchliefen wir ein und holten unwillkürlich unſer Verſäumniß von der unruhigen Schenke in dieſer ſanften Wiege des Schlittens nach. Aber plötzlich

gab es einen Ruck, — wir lagen im Schnee, Einer purzelte über den andern weg, die Koffer hinterdrein, und der Schlitten löſ'te ſich in ſeine loſen Theile auf. Der Kutſcher war nämlich auch eingeſchlafen geweſen, und wir hielten in einer langen, breiten Allee, die wir zuerſt für eine Heerſtraße erſter Ordnung anſahen, aber nicht weiter verfolgen konnten, denn ſie führte auf ein Holz zu und hörte dort auf.

Unſer nächſtes Geſchäft war, uns auf unſerm Schlitten wieder einzurichten und uns zu überzeugen, daß nichts zerbrochen oder verrenkt war. Alsdann riefen wir faſt zugleich aus: „Kutſcher, wo ſind wir?"

„„Das weiß ich nicht! Hier können wir aber nicht weiter, der Weg hört auf.""

Wir wendeten alſo um, und fuhren Stunden lang fort, ohne daß wir ein Haus oder Gehöft entdeckt hätten. Freilich fiel der Schnee in ſo dichten, ſchweren Flocken, daß wir alle Ausſicht verloren. Wir waren vollkommen in der Irre, und ich wußte aus Erfahrung, wie man bei ſolchen Gelegenheiten im Kreiſe herumzufahren pflegt. Der Kutſcher hielt endlich in Verzweiflung an, und es entſtand die Frage, was zu thun ſei. Das gewöhnliche Mittel bei ſolchen Verirrungen, den Pferden ihren Willen

zu laſſen, wo ſie denn nach Hauſe laufen, war hier nicht anzuwenden, denn wir wollten ja gerade von ihrem Stalle weg. Der Schlitten hielt; wir beſannen uns, was wir ſagen ſollten; einen Augenblick alſo wurde es ſtill. Da hörten wir ganz deutlich unſre Geigen, die uns aus der Schenke vertrieben hatten und die uns jetzt eine willkommne Rettungsmelodie vorſangen. Wir ſteuerten drauf los, über Stock und Stein, dem Klange nach; aber wir hatten richtig gehört, und ſo langten wir nach einer Irrfahrt von mehreren Stunden dort wieder an, wo wir abgefahren waren. Es war unſre Schenke.

Wir erfriſchten uns und unſre Pferde, ließen das Schneegeſtöber vorübergehn, und machten uns dann von neuem auf den Weg. Nun hüteten wir uns aber wohl vor dem Einſchlafen und riefen auch von Zeit zu Zeit den Kutſcher an, damit auch er dem Schlaf widerſtände. So gelang es uns diesmal, den Weg inne zu halten, obgleich er ſtark überſchneit war, und Kammin bei guter Zeit zu erreichen.

3. Wir hatten nun die gefrornen Arme des Haffs zu überſchreiten, um nach Wollin und Uſedom zu gelangen; und es entſtand die Frage, ob das Eis auch trüge und mit Sicherheit zu befahren wäre.

Wir hörten, die Eisfahrt sei ganz sicher, aber auf den Inseln sei keine Schlittenbahn, sie höre mit dem Eise auf; wir mietheten uns also einen Korbwagen von der Art, die man Holsteiner Wagen nannte und die damals gebräuchlich waren; so fuhren wir bei weitem bequemer und angenehmer, als auf den Strohsäcken unsers Bauernschlittens über die beiden bewaldeten Inseln. Auf Usedom wohnte Schliemann's Schwager. Er war Pfarrer und hatte mich längst eingeladen, bei ihm vorzusprechen. Dies geschah nun; wir blieben einen ganzen Tag bei ihm; und er machte mich sehr glücklich, als er sich den Oedipus vorlesen ließ und zugab, daß Einem der Alte auf diese Weise bedeutend näher gebracht werde. Die Frau Pastorin, eine schöne, schwarzäugige kleine Frau, Schliemann's Lieblingsschwester, von der er mir oft erzählt hatte, bewirthete uns vortrefflich, und es wurde mir hier ein zweites Befreiungsfest gegeben, wobei wir Alle sehr vergnügt zu Tische saßen.

Als wir aber gerade so angenehm beschäftigt waren, erschien noch ein Gast, — der Kornhändler des Pastors. „Der kommt mir sehr ungelegen", sagte der Pastor, „aber ich muß ihn zu Tische laden, ich

brauche ſeinen guten Willen. Nun, es wird ſchon gehen.“

Der Kornhändler wurde alſo eingeführt, uns vorgeſtellt und auf einem Ehrenplatze am Tiſche untergebracht. Zuerſt richtete der Paſtor einige Worte an ihn; dann fiel er bald weg und mußte ſich an's Eſſen halten, weil unſre Geſpräche ihm böhmiſche Dörfer waren. Die Frau Paſtorin hatte zu Ehren der Gelegenheit einen Auflauf gemacht, der uns allen ſehr zuſagte, den aber der Kornhändler dankend vorbeigehn ließ. Er wagte ſich nicht gleich an die Herrlichkeit und wollte genöthigt ſein; der Paſtor im Eifer des Geſprächs verſäumte das. So verlor der arme Kornhändler ſeinen Antheil an dem Gerichte, das wir andern zur Freude unſrer jungen Wirthin ſehr lobten. Eine Weile ſaß er ſtill und unſchlüſſig da; dann plötzlich machte er eine große Anſtrengung, langte ſich den Auflauf, den er grade noch erreichen konnte, und platzte mitten in unſer Geſpräch hinein mit dem unerwarteten und völlig unvorbereiteten Ausruf: „Na, wenns denn durchaus nicht anders ſein kann, ſo will ich mir etwas davon nehmen!“

Wir hatten Mühe ernſthaft zu bleiben; der Ausruf blieb aber unvergeſſen und mit ihm der Korn-

händler, der den Uebergang zum Auflauf nicht finden konnte, und uns nach der Mahlzeit verließ.

Wir waren hier sehr vergnügt und schieden ungern von den jungen Leuten, denen es wirklich ein Fest war, den alten treuen Freund und Leidensgenossen ihres Bruders bei sich zu bewirthen.

Ich habe immer einen großen Gefallen daran gefunden, den Humor im Leben aufzustechen und andre durch Wiederholung darauf aufmerksam zu machen. Es ist ein dankbares Geschäft und sehr häufig hilft uns ein glücklich angeführtes Beispiel mehr zur Verdeutlichung und Ueberzeugung, als lange Beweise. Im Gefängniß, sollte man doch denken, spräche man sich aus, und da man wenig Neues erfährt, müsse der Stoff der humoristischen Geschichten ausgehn. Merkwürdiger Weise war dies aber nicht der Fall, und neue Bedürfnisse riefen immer neue Belege in der Erinnerung hervor; ich überraschte Schliemann bis zuletzt mit immer neuen Geschichten, wenn wir in der Erörterung an einen Punkt gelangten, wo eine solche Aushülfe wünschenswerth war.

Ueberall sind die Menschen geneigt, die Dinge heiter zu nehmen, wenn man ihnen nur diese Seite

zeigt; es iſt dies ein geſelliges Talent, welches mir wohl hin und wieder einen Feind, aber unendlich viel mehr Freunde erworben hat, und womit auch der Beſuch bei unſerm Paſtor aufs Angenehmſte gewürzt wurde. Freilich iſt der gute Wille allein nicht ausreichend, um Humor in die Leute zu bringen; es koſtet eine gewiſſe geiſtige Vergangenheit, in der man mit offnen Augen gelebt, und eine menſchliche Theilnahme an der Geſellſchaft, der man angehört. Ich will gern geſtehn, daß ich vier große Lehrer in dieſer Tugend gehabt habe, meine Eltern, die beide voll davon waren, Jean Paul, Plato und Ariſtophanes.

4. Die Fahrt über die Inſeln und über das Eis des Haffs erinnerte mich an ähnliche Fahrten meiner frühen Jugend; das alte Leben ging wieder auf, und als ich mich vollends in Greifswald von meinem Kolberger Reiſegefährten getrennt hatte, fand ich mich ſehr bald von Studenten umringt, und wurde von ihnen als ein alter bewährter Bundesbruder mit großen Ehren aufgenommen. Die Rede kam auf die Fortſetzung meiner Reiſe nach Triebſees. Da wurde ſogleich vorgeſchlagen: es ſolle mich doch Einer von ihnen mit einem Einſpänner hinüber fahren. Das war ein Vergnügen, denn hier war

wieder Schlittenbahn. Ich nahm es an, und wir fuhren fröhlich und angenehm dahin. Unſer wohlgenährter Brauner trug ein helles Glöckchen.

Auf dem Wege liegt das Städtchen Grimmen. Hier ſpannten wir aus und aßen zu Mittag; dann machten wir einen Gang durch die Straßen. Zu meiner Freude begegnete mir mein alter heitrer Freund Behm als ein dicker breiter Pächter. Wir begrüßten uns: „Nun, Du haſt Dich ausgebreitet!“ rief ich aus.

„„Und Du biſt dünn geworden, wie ein Windhund!““ erwiderte er und ſcherzte über dieſe Erfolge meiner Gelehrſamkeit, wie ich ſchon[1]) erzählt habe.

Dann führte er mich zu einem andern Schulfreunde, der hier wohnte, verheirathet war und ſich als Schulrector nützlich machte. Zu meiner Verwunderung war auch er zu einem bedeutenden Umfange gediehen, und ich fand, daß es in unſerm Falle ganz umgekehrt zugegangen, wie in der Fabel, wo der gefangne Hund fett und der freie Wolf mager wird. Die junge Frau war ebenfalls eine Jugendfreundin, und ich mußte ihnen meine Schickſale er-

---

[1]) I, 321.

zählen. So saßen wir beim Kaffee, gedachten alter Erlebnisse und verplauderten unsre Zeit. Endlich fiel es uns ein, daß wir eilen müßten, um Triebsees noch bei guter Zeit zu erreichen.

Eine Zeitlang ging die Fahrt noch gut. Dann trat mit der Nacht das alte Uebel dieser unwirthbaren Gegenden wieder ein, kein Weg war zu sehen, und die Nacht wurde durch einen dichten Schneefall noch mehr verdüstert. Wir hatten uns verirrt, oder wenn wir richtig fuhren, so war es Zufall, wir kamen aber auf ein großes Gehöft und fuhren bei dem Gutsherrn vor. Ich ging hinein, nannte meinen Namen, sprach von meinem Vater und bat um Aushülfe in unsrer Verlegenheit.

„Sie sind der junge Ruge?" rief der Gutsherr aus, „ei, wie freut es mich, Ihre Bekanntschaft zu machen! Ich kenne Ihren Herrn Vater sehr gut und verkehre öfter mit ihm, da er die Klassensteuer einnimmt. Wir sind hier dicht bei Triebsees, und ich will Ihnen einen Mann zu Pferde mitgeben; der soll Sie hineinbringen, das ist das Sicherste! Wer nicht weiß, wie der Weg ohne Schnee aussieht, der kann sich bei diesem Wetter arg verfahren."

Ich war froh und dankbar, unterhielt mich so

lange mit der Familie, bis der Reitende vor der Thür mit der Peitsche knallte, und fuhr dann ab. „Leben Sie wohl, in einer halben Stunde sind Sie zu Hause!“ rief mein Gastfreund mir nach.

So hätt' es auch wohl sein sollen, und so würde es gewesen sein, hätte unser Führer nur noch eine Minute länger Geduld gehabt. Als aber ein Heckenzaun mit einer Oeffnung darin dicht vor uns lag, sagte er: „dort ist das Thor von Triebsees“, indem er auf die Oeffnung deutete, „nun können Sie nicht mehr irren!“ das dachten wir auch. Ich gab ihm ein Trinkgeld, er grüßte und verschwand in vollem Galopp.

Wir fuhren nun auf das Thor zu. Der Weg führte vor einen Ausschnitt, der mannshoch voll Schnee getrieben war.

„Da können wir nicht hindurch, das ist klar!“ hieß es, „wir müssen offenbar links oder rechts daneben hinfahren.“ Wir bogen rechts um die Hohle; irren konnten wir nicht mehr, denn das sogenannte Thor lag uns immer vor Augen; aber wir hatten nichtsdestoweniger eine verhängnißvolle Wahl getroffen. Kaum waren wir neben dem Hohlwege auf der Ebene, so brach unser Pferd ein, und der Schnee

ſchlug über ihm zuſammen. Dabei war es auf die Gabel des Schlittens gefallen und hatte den rechten Schaft zerbrochen. Ich ſprang heraus, mein Gefährte desgleichen. „Iſt es der Fluß?“

„„Nein, es iſt nur ein Loch, ich ſehe kein Waſſer.““

„Aber wie bringen wir das Pferd wieder heraus?“ Wir ſchnitten es los; ich wagte mich vornehin und führte auch wirklich das Thier über einen höchſt verrätheriſchen Boden, wo immer neue Löcher auftauchten, bis an's Thor. Dort band ich es feſt. Nun war noch der Schlitten durchzulootſen; und als wir dies mit vereinten Kräften durchgeſetzt hatten, fragte ſich's, wie wir das Pferd wieder einſpannen ſollten. Es zeigte ſich bald, daß wir weiter nichts thun konnten, als den zerbrochnen Gabelbaum in den Schlitten legen, den andern an das Sielenzeug des Pferdes binden, und dann zuſehn, wie wir fahren würden. Ich leitete das Pferd, und mein Genoſſe ſteuerte den Schlitten, der ſonſt natürlich immer quer ausfuhr.

So zogen wir langſam und höchſt abentheuerlich durch die Straßen von Triebſees. Es war 10 Uhr in der Nacht. Glücklicher Weiſe fanden wir in

unſerm Hauſe noch Licht. Mein Freund, das Pferd und der Schlitten wurden ins Gaſthaus geführt; und ich war wieder im Kreiſe der Meinigen. Wir blieben bis tief in die Nacht zuſammen. Was hatten wir uns nicht Alles zu ſagen?

Was lange unmöglich geſchienen, war geſchehen; was wir Alle kaum zu hoffen gewagt, war erfüllt. Das Glück des Augenblicks erſchien uns um ſo ergreifender, je ſchwärzer ſich die letzten Jahre das Unglück in allen Geſtalten mit ſeinem unerbittlichen Schatten über unſer Haus gelagert hatte.

2.

Der Winter in Pommern.

1. Meine Schweſtern waren erwachſene hübſche Mädchen geworden. Ich freute mich über ſie und machte ihnen den Hof. Sie erwiderten meine Artigkeiten und verſicherten mir, alle junge Mädchen müßten ſich in mich verlieben.

„Das iſt nun wohl weniger wahr, als gut gemeint", erwiderte ich ihnen, „und ſtimmt ganz und gar nicht zu meinen Erfahrungen. Auch kommt bei unſer Einem nicht viel darauf an."

„„Doch! doch!““ riefen ſie alle beide, „„Du wirſt ſchon ſehn!““

Nun, ſo machte ich doch ſchon bei ihnen Glück, und es war mir ein Troſt, daß ſie nicht aufhörten, mich ſo zärtlich zu behandeln und mir tauſend ermunternde Dinge zu ſagen; dennoch war ich weit davon entfernt, an mein Glück bei dem ſchönen Geſchlechte zu glauben. Auch gehörte das noch lange nicht in meine Pläne.

Meine Mutter war noch rüſtig, wie immer, und führte das Hausweſen mit feſter Hand. Ja, ſie war darin ſo berühmt, daß die Mägde vor Eifer, ihr's recht zu machen, förmlich den Kopf zu verlieren pflegten. Kurz nach meiner Rückkehr wollte ſie einmal die Magd ausſchicken. Ehe ſie ihr noch den Auftrag gegeben hatte, rannte dieſe ſchon fort mit dem Ausruf: „Ja, Frau Secretärin, ich bin den Augenblick wieder da, Frau Secretärin!“ Womit wir Mutter nicht wenig aufzogen. So habe ſie die armen Mädchen in Angſt gejagt, daß ſie gleich fortliefen, ehe ſie noch den Auftrag erhalten hätten.

Mein Bruder Reinhold war Tiſchler geworden, befand ſich grade zu Hauſe und machte uns allerlei hübſchen Hausrath. Mein jüngerer Bruder Ludwig

beſuchte in Stralſund die Secunda des Gymnaſiums, war aber ſo groß und ſtark geworden, daß er bei ſeinem erſten Beſuch in Triebſees mir einen Ringkampf vorſchlug und ſich wunderte, als er unterlag.

So war die Familie herangewachſen. Aber Vater war gealtert und einiger Maßen leidend. Als er ſich daher mit mir allein fand, ſprach er ſeine Beſorgniß aus, er möge plötzlich einmal ſeinem Leiden erliegen, und es würde ihm eine große Beruhigung ſein, wenn ich es vorher zu etwas brächte und mich der Familie annehmen könnte.

Ich erwiderte, er wiſſe, daß ich eifrig gearbeitet und auch etwas fertig gebracht habe; damit wolle ich nun zunächſt etwas zu erwerben ſuchen.

Mein Vater verſtand ſich nicht auf das Geſchäftliche der Schriftſtellerei und ging daher auf meine Hoffnungen ein.

„Was willſt Du dann aber weiter unternehmen, mein Sohn?“ fragte er mich; und bei meiner gänzlichen Unkenntniß der Mittel und Wege, wie ich an eine Schule gelangen ſollte, was doch die Aufgabe war, konnte ich keinen andern Beſcheid geben, als ich wolle mich in Stralſund und Roſtock darnach umthun.

2. Die Winterreiſe war ein ſtarker Abſtand gegen das ſechsjährige Stubenſitzen geweſen; all meine Bewegungs- und Abhärtungsbemühungen hatten mich vor einer gewiſſen Verweichlichung nicht ſchützen können; und ſo zeigte ſich's denn bald, daß ich mich heftig erkältet hatte, alſo eine Zeitlang das Haus hüten und mich der Pflege meiner guten Mutter und meiner liebenswürdigen Schweſtern überlaſſen mußte. Auch entdeckte ich, daß ich einiger Maßen kurzſichtig geworden, was ich dem blendenden Papier des Plato von Ficinus zuſchrieb, der mit der Schärfung des geiſtigen Auges das leibliche abgeſtumpft habe; denn früher hatte ich auf dem Kolberger Walle noch die Mondphaſen der Venus mit bloßem Auge unterſcheiden können.

Sobald ich mich wieder kräftig fühlte, berieth ich mit meinem Vater und Bruder eine Reiſe nach Roſtock; denn ich war ſelbſt äußerſt ungeduldig, etwas zu beginnen. Der Schnee lag noch. Wir Brüder machten uns zu Fuß auf. Ich hatte meine Manuſcripte eingeſteckt.

Nun ſollte ich aber auch die Erfahrung machen, daß ich mit den Füßen ebenfalls außer Uebung gekommen war, und während mein Bruder die Anſtren-

gung einer Wanderung von fünf Meilen durch den Schnee ganz gut ertrug, ermüdete ich kurz vor Roſtock ſo vollſtändig, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte und im Schnee ſitzen blieb. Ich hätte das für ganz unmöglich gehalten, ſchämte mich ſehr und wurde ungehalten über meine Schwäche.

Mein Bruder tröſtete mich: ich ſei nur aus der Gewohnheit gekommen, die alte Rüſtigkeit werde ſich ſchon wieder finden. Jetzt nur einen Augenblick Ruhe; Roſtock ſei ja ſo gut, als erreicht.

Mir aber wurde dieſe letzte kurze Strecke unendlich ſauer, und ich war heilfroh, als wir's uns in unſerm Gaſthauſe bequem machen und namentlich die durchnäßten Stiefel abſtreifen konnten.

3. Am andern Tage begab ich mich zu einem großen Buchhändler und bot ihm meine beiden Dramen an. Der Mann war ſehr trocken und ſagte, ohne das Heft zu öffnen, das ſei kein Geſchäft, ich werde auch wohl nirgends einen Verleger finden.

„So? Alſo ſo ſieht es damit aus", brummte ich in den Bart. Dann ſetzte ich laut hinzu: „Aber das Publicum hat doch ähnliche Sachen gekauft; ſonſt könnten wir ſie nicht geleſen haben."

„„Die ſie gedruckt haben"", meinte der Roſtocker,

„„werden keine Seide dabei geſponnen haben. Solch Zeug, wie Lafontaine und Kotzebue, ja, das iſt was anders, dafür iſt die Million.““

Niedergeſchlagen und nachdenklich ging ich zu Profeſſor Türk und theilte ihm Alles mit. Er ſprach ſich weniger entmuthigend aus, aber freilich, er war kein Buchhändler.

„Wiſſen Sie was? Veröffentlichen Sie doch die Sachen auf Subſcription. Hier, ich will gleich den Anfang machen.“

So tröſtete mich der liebenswürdige Mann. Auch bei alten Freunden von Jena her fand ich Anklang und allen möglichen Beiſtand.

Das war doch ein Plan! Der Schill ſollte alſo auf Subſcription erſcheinen und natürlich in Stralſund.

Mein Bruder hatte noch Einiges für ſeine Tiſchlerei anzuſchaffen, was in Triebſees nicht zu haben war. Mehr richteten wir nicht aus, und namentlich konnten mir meine Freunde für den Schulplan keine Ausſichten eröffnen.

Zu meiner großen Freude ertrug ich die Rückreiſe ohne weſentliche Erſchöpfung; die Anſtrengung ſelbſt hatte mich wieder geſtählt; außerdem war freilich die

Ausbeute der Reiſe wieder nur eine Hoffnung, die freilich jetzt mit einem beſtimmten Plane und etwa zehn Unterſchriften zuſammenhing.

4. „Du mußt jetzt alſo nothwendig nach Stralſund“, ſagte mein Vater; „das iſt aber eben ſo weit als Roſtock, da rathe ich Dir nicht, zu Fuß zu gehn. Ich will Dich mit Graf Wachtmeiſter, der in der Nähe auf ſeinem Gute wohnt, bekannt machen. Der fährt alle Woche hinein und nimmt Dich gerne mit.“

Graf Wachtmeiſter und ſein unverheiratheter Bruder, der Baron Claas, wohnten nicht weit von einander. Als mein Bruder Ludwig zu Hauſe kam, beſuchten wir ſie auf mehrere Tage. Ludwig war dort ganz zu Hauſe, da des Grafen Sohn ſein Schulgenoſſe war; ich wurde ebenfalls bald heimiſch, denn nichts konnte liebenswürdiger ſein, als die ſchwediſch-pommerſche Gaſtfreiheit des guten Grafen, obgleich ſeine Wirthin mit den Kindern in der Stadt wohnte. Wir lebten, wie Odyſſeus bei den Phäaken, aßen und tranken den ganzen Tag und ſpielten des Abends Whiſt oder Boſton, womit der Pommer freilich noch über den Phäaken hinaus geht. Der Graf erzählte mir in der Zwiſchenzeit und während er ſeine vielen Hunde, die ungebührliche Freiheiten genoſſen und ſie ſchmählich

mißbrauchten, in Ordnung hielt, von ſeinem Leben in Stockholm und fragte mich dagegen aus über die geheimnißvolle Angelegenheit, in die ich verwickelt geweſen und über die er nie recht ins Klare gekommen ſei.

Als er meinen Bericht gehört hatte, ſagte er: „Deutſchland iſt ein träges Land. Ihr ſeht, wie ihr angelaufen ſeid! Selbſt Schweden iſt rühriger und hat Nationalbewußtſein. Pommern iſt vollends ganz unpolitiſch. Das hindert aber viele der Stralſunder Größen nicht, Ihnen von Herzen aufſäſſig zu ſein; am weiteſten iſt darin der Rector Kirchner, Ihr alter Lehrer gegangen, was Sie ohne Zweifel ſchon von Ludwig gehört haben. Dazu iſt die Schule beſetzt, die Univerſität für Sie zu provinziell. Sie werden hier nicht bleiben können. Sehen Sie ſich Stralſund aber mal an. Fahren Sie nächſte Woche mit mir und ſagen Sie mir's wieder, ob ich nicht Recht habe."

Da er viel in Stralſund war und in Geſellſchaft Alles mögliche antraf, was dort den Ton angab, ſo wußte er im Grunde mehr, als ich ſelbſt erfahren konnte, ſagte mir aber eigentlich nur, was ich mir ſchon gedacht hatte. „„Ich kenne dieſe Spießbürger"", rief ich aus, „„jedes Thier kennt ſeine Feinde"". Ich

wußte aber auch, daß ich einige Freunde in der Stadt hatte; und beſchloß, mich nach ihnen umzuſehn.

5. Eines Morgens in der nächſten Woche fuhr alſo Graf Wachtmeiſter mit einem vierſpännigen Holſteiner Wagen bei uns vor und holte mich ab. Es war grade Thauwetter eingetreten, und nur mit vier Pferden ſollte es möglich ſein, den leichten Wagen, nur mit uns Beiden beſetzt, durch die bodenloſen Wege unſers kulturfaulen Pommerns hindurchzureißen. Wenn die Vorderpferde einbrachen, was von Zeit zu Zeit geſchah, ſo diente uns das zur Warnung, und wir ſteuerten um das Loch herum. Dazu wüthete ein heilloſer Sturm, und wir kamen gehörig durchweht in der heiligen Geiſt-Straße bei der Frau Gräfin an, die uns aber ſehr bald mit warmen Getränken wieder herſtellte.

Unter meinen alten Freunden fand ich den meiſten Beiſtand bei Hercules, der Rechtsanwalt und Reuter, der Arzt und verheirathet war. Wir brachten die Subſcription auf den Schill in Gang, und in Verlauf von einigen Wochen fanden ſich wirklich ſo viel Unterſchriften zuſammen, daß die Löffler'ſche Buchhandlung den Verlag übernahm und den Druck begann. Daß

etwas für mich dabei abfallen könne, daran wäre nicht zu denken.

So viel hatt' ich nun alſo gelernt, daß dieſe Schriftſtellerei nichts einbrachte; deſto aufregender war mir die Veröffentlichung. Es waren alle meine Herzensgeheimniſſe in dem Buche, meine verſtorbne Schweſter, die durch unſer Unglück um ihre Hoffnung und um ihr Leben gekommen war, der brave Flauſchmüller, ſodann der junge Gelehrte, der zum Schwerte greift, und endlich Schill, der mit vollem Bewußtſein als Vorläufer handelt, auch der beſchränkte theilnahmloſe Philiſter, der Hauptfeind Schill's, war nicht vergeſſen, ja ſogar Aurich war als komiſche Figur mit aufgenommen, da ich mich in Kolberg überzeugt hatte, daß die Schill'ſche Schaar allerdings zum Theil aus ſolchem Stoff zuſammengeſetzt geweſen. Dies nun Alles der Welt preis zu geben, wurde mir noch im letzten Augenblick wieder bedenklich. Man glaubt ſich gleich errathen, wenn man ſelbſt das Geheimniß weiß, und am Ende riß ich auch ſo die Menſchen nicht mit fort und ſollte nur noch einmal Spott und Hohn ernten. In Stralſund hatt' ich keinen Menſchen, dem ich mich hierin anvertrauen konnte.

Ich beſuchte die Stelle, wo Schill gefallen war,

und forſchte vergebens nach dem Ort und nach einer Andeutung, wo er begraben wäre. Zwar führten mich zwei Jugendfreundinnen von Jasmund auf den Friedhof vor dem Knieper Thor, wo ſein Körper begraben ſein ſollte, während ſein Kopf nach Holland gewandert war; aber wir fanden nur eine Grasfläche, nicht das mindeſte Denkmal. „Deutſchland iſt nun ſchon ſo lange im Beſitz der Früchte", rief ich aus, „die er ſäen half, Preußen beſitzt den blutgedüngten eingeweihten Boden; und der erzwungnen Aechtung unſers Vorkämpfers iſt keine freiwillige Achtung gefolgt!"

6. Bei mir ſelbſt dachte ich: welchen Eindruck wirſt Du nun wohl mit Deinem Gedicht machen, wenn die Welt ſo gegen die handelt, die ſie doch ſelbſt ſchon als ihre Befreier anerkennt und deren Namen in Aller Munde iſt? Wer ſeine Begeiſterung für irgend etwas abkühlen will, der gehe nach Stralſund. Ich geſtehe, daß ich zweifelhaft geworden war, ob ich die Veröffentlichung des Werkchens nicht noch aufgeben ſollte. Endlich beruhigte ich mich mit dem Gedanken, daß ich jetzt ſchon zu weit gegangen ſei, um den Druck noch zu unterlaſſen. Als aber dann dieſes Denkmal der Vorkämpfer deutſcher Freiheit und der Opfer für das Eine große Vaterland wirklich erſchien

und zu Hauſe vor mir ausgebreitet auf dem Tiſche lag, trat eine Aufregung ein, die mich ſelbſt in Verlegenheit und meine Mutter in die größte Beſorgniß ſetzte. Ich aß den ganzen Tag keinen Biſſen und redete, wie im Fieber, mit mir ſelber.

Um dies zu erklären, nur ein paar Stellen aus dem Drama.

Wie das Mädchen, welches ich darin einführe, ſich dem Geliebten im letzten Verzweiflungskampf anſchließt, ſagt ſie:

Die Lieb' iſt kühn, auch in der Frauenbruſt,
Und fühlt ſich werth des wagenden Geliebten,
Denn treue Liebe wagt in ihm ihr Leben.

Und er erwidert:

O wie erleichterſt Du mein ſchweres Herz!
Wo ich der Thränen Feſſel fürchtete,
Da find' ich hohen Muth zum harten Kampf.
Ach, aber großer Wahl, Du liebes Herz,
Geſellt ſich ſicher große Prüfungsnoth.
Hoch ſchwellt das Göttliche die Menſchenbruſt,
Doch mit der Wolluſt heilgen Tugendeifers
Dringt tief ins warme Herz ſo mancher Stachel.

Davon wußten wir ein Lied zu ſingen, die wir die Unſrigen ins Elend geſtürzt hatten, und ſelbſt durch alle mögliche Erniedrigung hindurchgeſchleppt worden waren, weil wir die Nation daraus retten wollten.

Bei Schill kam es darauf an, ihn nicht nur ſeine Rolle des tollkühnen Einhauens treu ſpielen zu laſſen, ſondern ihm auch das volle Bewußtſein von der Aufgabe des Erweckers zu geben, und ſelbſt dies war nicht gegen die Geſchichte; hatte er doch ſelbſt geſagt: „Beſſer ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“

Ich ließ ihn daher ſagen:

Wie von Anfang
Ich den Beruf erkannt', und ihm gefolgt,
Dem dumpfen Unmuth durch der Thaten Leben
Schon in der Mitternacht das Bild des Morgens,
Den blendend ſie gebären muß, zu zeigen;
So fühl' ich mich des größten Amtes Träger,
Und mächtig wirkt im Buſen dieſer Muth,
Den ich in Andre ſäen will, zur Stärkung.

Wollt Ihr mich aber verlaſſen, ſagt er zu ſeinen Hauptleuten, ſo geht;

Dann werf' ich mich allein mit Pferd und Waffen
Hinaus, und ſuche mir den Tod des Freien.

Schill's Unternehmen, das Anfangs, als Oeſtreich den Feldzug von 1809 noch nicht verloren hatte, und überall Aufſtände im Werk waren, zum Fortreißen Preußens dienen ſollte, und ganz und gar nicht hoffnungslos war, wird in dem Trauerſpiel erſt im Augenblick des letzten verzweifelten Verſuchs, Stralſund zu

halten, aufgenommen. Auch hier leuchtet zuerſt noch einige Hoffnung, aber die angeblich Engliſchen Schiffe erweiſen ſich als Däniſche, und ſtatt des Aufſtandes der Bevölkerung von Pommern und Rügen findet er auch hier Lauheit, ja Widerſtand. Die Stadt wird erſtürmt; Schill ſtürzt ſich auf den Feind und fällt.

Der Philiſter hat nicht aufgehört, ihm die Nothwendigkeit des Mißlingens vorzurücken und ſein Verdienſt um die Hebung des Volksgeiſtes ganz und gar bei Seite zu laſſen. Das Volk aber machte ſeinen Namen zur Fahne, und was ihm ſelbſt nicht gelungen war, gelang dem Andenken an ſeine entſchloſſne That. Sie ſtachelte Alles zur Nacheifrung auf, bis im Freiheitskriege die Aufopferung zu einem religiöſen Zuge, zu einer eignen Leidenſchaft ausgebildet und uns, dem nachwachſenden Geſchlecht, ſo überliefert wurde.

Natürlich laß' ich ihn hiermit ſchließen. Seine Gedanken, mit denen er ſich, von Allen verlaſſen, in den Tod ſtürzt, ſind dieſe:

Was ſiehſt Du ſpottend, ungemeſſne Wölbung,
Auf meinen Kinderodem, der Dich nicht
Von Mund zu Munde weiter ſich verpflanzend,
Durch Deutſchlands Ebnen Freiheit hallen lehrte!

Wie freudig ſtürb' ich, gäbſt Du durch den Tod,
Allmächtiger, mir Deiner Donner Stimmen,
Daß mir des Himmels Säulen rings erdröhnten
Zu meinem Feldgeſchrei: „das Vaterland!"

— Doch Geiſter reden nicht mit lauter Stimme,
Nein, unvermerkt dem ungeweihten Schwarm,
Zu dem Geſchlecht der Menſchen; — doch ſie reden;
Und unſichtbar und leiſe, wie ſie ſind,
Bewegen ſie, nur ſie die weite Welt.

— Sie thut ſich auf vor meinem letzten Blicke
Die Zeit, die Geiſtesodem tief erregt,
Sie ſtrahlet mir mit fernem freien Glanz,
Die ſtolze Fackel flammt in Deutſcher Hand,
Die Scheiter lodert, die den Peſthauch bannt! —
Sein Fuß tritt auf Trophäen ſeiner Dränger
Und mit im Kampfe jubeln's freie Sänger.

— Und Du, Du biſt's, der dieſen Pfad gezeigt,
Du, der den freien Nacken nie gebeugt; —
Ja, ſie iſt gut, die freie große Wahl,
Wohlan, ſo tauch' in's Herz, du Frankenſtahl!

Ich hatte alle meine Erfahrungen, von der Wolluſt der Hingabe bis zum Widerſtande der ſchnöden Welt, in ein leidenſchaftliches Manifeſt zuſammengefaßt und gab den Stralſunder Pfahlbürgern, die in der That kaum irgendwo in der Welt ihres Gleichen finden, keine beneidenswerthe Rolle, die der trocknen Vernunft des baaren proſaiſchen Daſeins, zu ſpielen. Sie konnten nichts dagegen haben, daß ſie ſo vernünftig

ſind, aber waren ſie mir vorher ſchon aufſäſſig als einem ungeſtümen Querkopf, ſo hatte ich's jetzt vollkommen mit ihnen verſchüttet. Alle dieſe Aufwallungen zogen mir bei der Durchleſung des Gedichts in gedrängter Form wieder durch die Seele.

Meine Mutter war froh, als ſich am andern Tage die Aufregung gelegt hatte und ich wieder aß und trank, wie ein geſunder Menſch. Der Bericht über Stralſund und meine Stellung zu den ſtädtiſchen Größen war aber ein ernſthaftes Ergebniß für meine und meines Vaters weitere Pläne. Ich hatte den Rector Kirchner wiedergeſehn und ihn, der gar kein gutes Gewiſſen gegen mich hatte, nicht wenig überraſcht, als ich völlig unbefangen an unſer früheres gutes Verhältniß wieder angeknüpft und ihm von meinen Arbeiten in der Kolberger Einſamkeit erzählt. Ich ſuchte ihn für den Oedipus zu gewinnen. Er fand aber, es ſei eine kühne Ketzerei, bis ich ihn mit dem berühmten Chor zum Lobe Athens, wozu er das Griechiſche nachlas, wirklich hinriß. Er rief aus, als er das Buch zuſchlug: „Ei, das hätt' ich nicht erwartet! Nun, wenn alles Andre ebenſo gelungen iſt, ſo wünſche ich Ihnen von Herzen Glück zu Ihrer Kühn-

heit, lieber Ruge!“ Wir ſchieden, äußerlich verſöhnt, aber wir waren keine Freunde.

Nicht einen Schritt weiter kam ich mit Mohnike. Er war mir viel geneigter, als Kirchner, aber er verhehlte mir nicht, daß er glaube, meine Studien wären nicht auf Pommern und Pommerſche Bedürfniſſe berechnet, und beſtärkte mich in meinem Entſchluß, mich nach einer der Sächſiſchen Univerſitäten zu wenden.

Dies leuchtete denn auch meinem Vater ein; und wir beide bedauerten nur, daß mir der Schill nicht mindeſtens das Reiſegeld eingebracht. „Nun, für den Oedipus gedenke ich immer noch einige Louisd'or zu bekommen. Ich will's damit in Berlin verſuchen, wo ich ja doch wegen der bürgerlichen Wiederherſtellung verweilen muß.“

7. Natürlich mußte ich bis zur guten Jahreszeit in Triebſees bleiben, und da ich, namentlich auf der Roſtocker Winterfahrt, geſehen hatte, was mir das Gefängniß unvermerkt angethan, ſo ſuchte ich mich in dieſer Zeit möglichſt wieder herzuſtellen und körperlich ſo rüſtig zu machen, als ich vorher geweſen war. Der Burgemeiſter war ein junger Mann, der in Heidelberg ſtudirt hatte. Wir wurden bald Freunde

und ſind in die Wette gelaufen und geſprungen. Mit den jüngern Leuten wurde, ſo bald es anging, zu Wachtmeiſters auf die Jagd gezogen; auch ging ich zu Fuß nach Stralſund, zu Eiſe nach Rügen, und fuhr mit meinen Schweſtern zu allen ihren Freunden zu Schlitten umher, nach Franzburg und zu Schliemann's Vater nach Gnoyn in Mecklenburg.

In Gnoyn war der Wein ſo viel billiger, daß wir uns ein kleines Fäßchen mitnahmen. Aber wenn wir ihn verſteuerten, hörte der Vortheil auf. Wie ſollten wir ihn durch die Zolllinie bringen? Als ich es für unmöglich erklärte, ſagte meine jüngſte Schweſter Luiſe, die ſehr unternehmend war: Da laß doch mal den Kutſcher kommen, der wird es gleich einzurichten wiſſen.

„Nichts leichter, als das", meinte der Kutſcher, „Kreuzberg unterſucht den Schlitten nur inwendig, nicht auswendig, wir binden alſo das Fäßchen auf den Schlitter, der nicht auf ſeiner Seite iſt, dann ſieht er's nicht."

Kreuzberg hätte es leicht entdecken können, aber er war überaus gnädig gelaunt und klopfte meiner Schweſter, die an ſeiner Seite ſaß, ganz unbefangen auf den Präſentirteller, den ſie unter ihrem Mantel

auf dem Rücken hatte, und der eigentlich auch hätte verſteuert werden ſollen, mit den Worten: „Sie haben doch nichts Verſteuerbares bei ſich?“

8. Wir ſcherzten über den Vorfall und klingelten mit unſerm Schlitten unter großer Heiterkeit nach Triebſees hinein. Mein Vater aber ſagte: „Nun, Ihr macht ſchöne Geſchichten! Wenn Ihr vor's Stadtgericht gekommen wärt, hätte ich das Protokoll führen müſſen.“

Solche Späße fallen manchmal theuer aus. So war der Oberſteueraufſeher in Halle, als Sachſen noch außer der Zolllinie lag, mit ſeiner Frau Gemahlin von Leipzig gekommen und hatte ſcherzweiſe zu den Zöllnern in Schkeuditz geſagt: „Unterſuchen Sie ja meine Frau ſorgfältig, ſie hat gewiß verbotne Waare bei ſich“. — Der Zollbeamte ſagte: „„Nun, ſo haben Sie die Güte, Frau Direktorin, Ihren Hut abzunehmen!““ — Die Frau weigert ſich, der Mann beſtand darauf; und die Zöllner finden einen ſolchen Vorrath koſtbarer Spitzen in dem Hute, daß der Herr Gemahl eine hübſche Summe Strafe zu zahlen hat.

In Triebſees wurden Sachen, wo das Gericht einzuſchreiten hatte, vor meinen Vater gebracht. Dies fiel ſelten vor, und die meiſten Fälle waren nicht ſehr

ernſter Art. Einmal brachten ein Grenzaufſeher und der Rathsdiener einen Gefangnen ein. Der Zöllner berichtete, der Mann habe Rum gehabt, und als er ihn erblickt, habe er ſich auf der Mecklenburger Seite niedergelaſſen und ihm erklärt, da zöge er es vor, ſeinen Rum gleich dort auszutrinken. Sie hätten ſich beide gelegt und am Ende über die Grenze hinüber zuſammen getrunken. Als der Mann nun geglaubt, er, der Grenzwächter, ſei betrunken und ſchliefe, habe er ſich raſch aus dem Staube gemacht, ſei aber von ihm eingeholt worden, und hier bringe er ihn nun gefangen.

„Nun, ſo führen Sie ihn aufs Thor!“ ſagte mein Vater zu dem Herrendiener. Aber der kam gleich darauf mit der Nachricht wieder: Statt die Thortreppe hinauf ins Gefängniß zu ſteigen, habe der Gefangne ſeine Rockſchöße aufgenommen und ſei zum Thor hinaus gelaufen; und er habe ihn nicht einholen können.

Wir lachten laut auf, und der gefoppte Rathsdiener ſtimmte am Ende mit ein und tröſtete ſich damit, daß er bei der Gelegenheit doch etwas Rum davongetragen habe, denn ſie hätten alle drei vorher noch einen Schluck genommen.

Bei Triebſees fließt die Trebel, ſie eilt mit Weile durch Sumpf und Wieſen auf die Grenze zu, wo ſie ſich dann mit einem andern Arm dieſes mecklenburgiſch pommerſchen Flußnetzes verbindet, der bis dahin die Grenze gebildet hat. Dieſe Flüſſe dienten nun den Schleichhändlern zu mancherlei Erfindungen. Sie flößten Wein und andre Dinge, die ſich dazu eigneten, unter Waſſer hin; und wenn Gefahr drohte, pflöckten ſie ihre Leine ins Ufer, wo dann nichts zu ſehn war. Außerdem waren ſie auf der Mecklenburger Seite dem Auffiſchen durch die Zollwächter nicht ausgeſetzt. Der Krieg der Wächter und Schleichhändler ging ununterbrochen fort. Man konnte aber für einen geringen Zuſchuß zu den Mecklenburger Preiſen alle Waaren durchgebracht erhalten, und es beſtand natürlich ein Handel, der ſich eigends damit befaßte.

Die Regierung wußte ſo gut, wie jedermann, wie unmöglich das Durchſetzen der ehrlichen Verzollung iſt. Um daher alle Verſuchung zum Sündigen gegen ihr Salzmonopol zu entfernen, wurde jeder mit ſeinem Salzbedarf abgeſchätzt und mußte ſo viel Salz bezahlen, als ihm zugeſchrieben wurde, ob er's nun verbrauchte oder nicht. Dies iſt ein Einfall, der nur dem rückſichtsloſeſten Despotismus in den Kopf kom-

men konnte. Er wurde mit eiſerner Feſtigkeit durchgeführt, ſo ſehr die armen Leute auch jammerten. Die wirklich Armen waren hier aber der größte Theil der Bevölkerung, und ihre Noth und ihr kläglicher Zuſtand kam mir bei dieſer Salzquälerei, die mein Vater ebenfalls zu verwalten hatte, alle Tage vor Augen.

Die Menſchen waren im Ganzen gebrochen und niedergeſchlagen. Selbſtmorde waren nicht ungewöhnlich. Ein alter Mann, der allgemein Vaterbruder angeredet wurde, kam einmal ſpät Abends vors Thor heraus, wo ihn mein Vater und ich auf unſerm Rückwege in die Stadt antrafen: „Wo will Er ſo ſpät noch hin, Vaterbruder?“

„„Oh, jeder geht ſeinem Vergnügen nach.““

Am andern Morgen fand man ihn in einem Teiche. Er war ſo weit hineingewatet, bis ihm das Waſſer in den Mund gelaufen; ſo ſteckte er im Moderboden des Teiches.

9. So lang ich in Triebſees war, half ich meinem Vater und nahm ihm möglichſt viel von ſeinen Schreibereien ab.

Nun erſchien eines Tages der Gensd'arm — es war nur Einer im Ort — mit einem Reiſenden, den er aufgegriffen, weil er keinen Paß hätte.

„Sie werden uns da unnöthige Koſten machen“, ſagte mein Vater, „wiſſen Sie denn, wo der Mann her iſt und wo wir ihn hinſchicken können?“

„„Nein! wenn aber der Herr Secretär meinen, ſo können wir ihn ja nur wieder laufen laſſen.““

„Nein, nun er einmal hier iſt, können wir das nicht mehr, aber Sie hätten es gekonnt, wenn er Ihnen nicht verdächtig vorkam.“

„„Daß er ein Herumſtreicher iſt, ſagt er ſelbſt.““

Ich hatte die Verhandlung niederzuſchreiben.

„Sie ſind nicht angeklagt“, ſagte mein Vater zu dem Gefangnen, „ſtehn hier alſo auch nicht vor Gericht, ſind aber, weil Sie ohne Paß reiſen, angehalten worden und müſſen ſich nun hier ausweiſen über Ihre Heimath, der Sie angehören, und über Ihr Geſchäft, das Sie zu uns führt. Wo gehören Sie zu Hauſe?“

„„Das weiß ich nicht, Herr Rathsſchreiber.““

„Sie wiſſen nicht, wo Sie geboren ſind?“

„„Nein, Herr!““

„Wie heißen Sie?“

Das wußt' er; leider hab' ich nun aber den Namen des Unſterblichen vergeſſen.

„Wer waren Ihre Eltern?“

„„Meinen Vater hab' ich nicht gekannt; er iſt wohl Soldat geweſen.““

„Beim Leibregiment in Stralſund?“

„„Das weiß ich nicht, Herr Rathsſchreiber.““

„Wer war denn Ihre Mutter?“

„„Meine Mutter war eine arme Frau in Barth, und als ich noch jung war, nahm mich ein Tapezier auf der Durchreiſe mit nach Hamburg in die Lehre.““

„Haben Sie bei ihm ausgelernt?“

„„Ja, und als ich Geſell geworden war, ging ich auf Reiſen.““

„Wann war das?“

„„Vor dreißig Jahren; und ſeitdem bin ich auf Reiſen geblieben.““

„Sie haben nie wieder in Arbeit geſtanden?“

„„O nein! das war nicht nöthig. Ich war ja frei, wie der Vogel im Buſch.““

„Wo ſind Sie denn da vornehmlich geweſen?“

„„Auf und nieder am Rhein, in der Schweiz und in Oeſtreich. Oh, da iſt es gar zu ſchön! Noth leidet man nicht; die Leute ſind ſeelensgut; und es iſt mir all die Zeit ſo glücklich ergangen, bis mir vorige Woche ein ſchlechter Menſch meinen Ranzen und mein Wanderbuch geſtohlen hat. Daher ſchreibt

ſich auch mein jetziges Unglück, daß der Gensd'arm mich gefangen genommen hat. Denn hätt' ich meinen Ranzen und mein Buch gehabt, ſo hätt' er es nicht gedurft.""

„Gewiß nicht! Wenn Sie nun einen neuen Paß bekommen, wo gedenken Sie alsdann hin?"

„„Nach Hamburg, Herr, das muß ich wieder ſehn!""

Mein Vater kündigte ihm nun an, daß er im Gewahrſam der guten Stadt Triebſees bleiben müſſe, bis ſeine Sache entſchieden ſei, daß er aber unterdeſſen gut verpflegt und mit allem Nöthigen verſehn werden ſolle.

Nach einem freundlichen: „„Ich danke Ihnen, Herr Rathsſchreiber!"" wanderte er mit dem Urheber ſeiner Leiden aufs Thor.

„Nun, das iſt eine ſaubre Geſchichte; und ich ſehe kein Ende davon ab, wenn die Herren von der Regierung ſich in den Kopf ſetzen, daß ſeine Heimath heraus gebracht werden muß. Daß Barth ihn nicht nimmt, läßt ſich vorherſehn; und ſo bleiben wir immer die glücklichen Beſitzer."

Zunächſt wurde nun nach Barth geſchrieben; aber der edle Magiſtrat von Barth erwiderte: ein ſolcher

Name fände ſich nicht in den Kirchenbüchern; wäre dies aber auch der Fall, ſo könne das Stadtgericht von Triebſees doch nicht erwarten, daß die Stadt Barth einen unnützen Menſchen, der ſelber nicht einmal behaupte, in Barth geboren zu ſein, aufnehmen ſolle.

Die Verhandlungen gingen nun zur Entſcheidung an die Regierung nach Stralſund; und dieſe entſchied: „Man ſolle dem Gefangnen neue Kleider, einige Hemden und einen Ranzen, auch Schuh und Mütze anfertigen laſſen und ihm einen Paß ausſtellen, worin man Pommern im Allgemeinen als ſeine Heimath und Hamburg, wo er ſein Handwerk gelernt, als ſeine Beſtimmung angebe. Zugleich wären ihm 3 Thaler Reiſegeld auszuzahlen und die Koſten der königlichen Regierungskaſſe zu berechnen.“

Das iſt denn doch mal ein vernünftiger Beſcheid, rief mein Vater höchſt vergnügt aus; und das Glück des armen Wanderburſchen läßt ſich nicht beſchreiben.

Als er neu ausgeſtattet und entlaſſen war, zog er unſre Straße entlang, und als er mich grade am Fenſter erblickte, warf er ſeine neue Mütze hoch in die Luft und rief aus: „Nun geht's wieder ins Freie! nun gehts wieder in die weite Welt!“ — Er hatt' es

wohl gemerkt, welchen Antheil ich an ſeinem Schickſal genommen. Der glückliche Bettler! und es war ihm Ernſt mit ſeiner Freiheit und ſeinem Wanderglück. Das ging doch noch über Aurich, der im Grunde nach jedem Streifzuge ins Ungebundene ſich wieder in die Knechtſchaft zurückbegab,

Der nie des Bettlers Königthum gekannt, ſich nie
Der ganzen Menſchheit, mit nie wankendem Vertraun
Um milde Gaben bittend, in die Arme warf.
So lebt ein Fürſt von Gaben, harmlos, ungehaßt,
Denn Charis nur ſchließt Herz und Hand ihm auf.
Gewalt iſt dem Gerechten unbekannt, er lenkt
Die Menſchen ſtaatsklug mit der Menſchlichkeit allein,
Und frei und unerobert iſt die Erde ſein.

10. Neben der unendlich armen Stadtbevölkerung waren die Krämer und Beamten die Vornehmen; dieſe theilten ſich in zwei erbittert feindliche Parteien, die Raths- und die Zollamtspartei. Natürlich gehörten wir zur Rathspartei, da mein Vater Stadt- und Gerichtsſecretär und der Burgemeiſter unſer nächſter Freund war. Meine Eltern zeigten freilich nicht viel Parteieifer, meine Schweſtern dagegen und die hübſche Frau Burgemeiſterin, ihre Freundin, weihten mich in die Geheimniſſe der Fehde ein und verlangten namentlich, auf dem bevorſtehenden Balle dürfe ich

nicht mit den Damen der Gegenpartei tanzen. „Es wäre ja ſchrecklich! es würde ein Aufſehn machen, und wäre für uns eine Beleidigung, die wir nie verzeihn könnten!“

Ich ſprach mich nicht aus, die verbotne Frucht reizte mich aber grade, und als ich eine recht ſchöne Zöllnerin unter den tanzluſtigen Mädchen bemerkte, machte ich mich an ſie heran, ließ mich vorſtellen, bat ſie um einen Tanz und wurde auch wirklich damit beglückt.

Ich wurde nun zwar von meinen ſchönen Parteigenoſſinnen heftig ausgeſcholten, aber ſie konnten doch nicht über den Scherz hinausgehn, und mit mir zu brechen, daran war ja nicht zu denken. So brachte ich einen ganz neuen Ton in den Ball hinein, und als Andre von beiden Seiten meinem Beiſpiel folgten und die Mädchen ſich ebenſo verſöhnlich zeigten, als meine ſchöne Zöllnerin, war die alte Fehde für den Abend vergeſſen, und ich hatte mir die gute Meinung der ganzen Zollamtspartei erworben, ohne die der Rathspartei verſcherzt zu haben. Der Ball war ein Ereigniß, die Anarchie, zu der ich das Zeichen gegeben, hatte ihn mehr belebt, als irgend einen frühern, und wer konnte wiſſen, was alles daraus

entſtehen werde. Aber es war nur eine Waffenruhe geweſen, wie in der Braut von Meſſina, und die unblutige Erbitterung brach wieder los, ſo wie die Proſa des gemeinen Lebens wieder die Oberhand gewann. In dieſem Bürgerkriege erhob ſich dann die ſchwierige Frage, wie Männer von Anſehn den Ausfällen zu begegnen hätten, denen ſie ausgeſetzt waren durch unterlaßnen Gruß, oder gar durch ſcharfe Bemerkungen, wozu ſich Feldſcheerer, Muſikanten oder Krämer, die noch nicht Rathsherren waren, hinreißen ließen.

3.

Auswandrung nach Mitteldeutſchland.

1. Als die Sonne wieder mächtig wurde, und die ungewöhnlichen Schneemaſſen dieſes Winters, des letzten ganz Ruſſiſchen Winters für Europa, ſchmolz, war die Politik noch nicht ſehr ſcharf hervorgetreten. Man war Polignac's Unverſchämtheiten und Karl's X. vorweltliche verblendete Hartnäckigkeit ſchon ſo zu ſagen gewohnt, und traute den Franzoſen keine Ehre und keinen Muth zu. Daß wir ſelbſt gar nicht exiſtirten, alſo weder Ehre noch Muth brauchten, verſtand ſich

am Rande. Man erwartete den Zuſammenbruch der Verfaſſung in Frankreich, man hoffte nichts. Ich ſelbſt war durch das lange Gefängniß ein wenig abgeſtumpft, und die Triebſeer und Stralſunder Luft eignete ſich nicht zur geiſtigen Lungenſtärkung. Vorläufig ging meine Leidenſchaft faſt nur auf den Erfolg meiner Studien und Arbeiten. Ich wußte ſogar meine Schweſtern mit hineinzuziehn. Sie erſtaunten, als ich ihnen eines Abends die ganze Iphigenie, deren feine und zugleich glänzende Weiſe mich hingeriſſen, aus dem Kopfe vortrug. Sie wußten den Oedipus bald auswendig, und ich theilte ihnen noch ſonſt allerlei Dichtung und Proſa mit, richtete auch eigne Lieder an jede von ihnen, ſo oft unſre Geſpräche, oder ein Geburtstag mich dazu veranlaßten. Dadurch fiel ich Mutter ins Handwerk. Sie war ſonſt der allgemeine Gelegenheitsdichter geweſen, und pflegte lange humoriſtiſche Gedichte nur ſo hinzuwerfen, während Vater für ſeine ſchöne Proſa berühmt war. Darin folgte Mutter ganz ihrem eignen Kopfe, und ſchrieb wie ſie ſprach. Sie machte nur Punkte und ſchrieb in der Regel Alles, außer den Namen, mit kleinen Buchſtaben. So heißt es in einem ihrer Briefe von 1846 aus Halle nach Zürich an meine

Frau: die kinder denke ich vil ſeid nur nicht zu ſtrenge gegen Richard daß er nicht halsſtarrig wird und ſich zurückgeſetzt fühlt er wird wohl werden darum bange ich nicht. Eben iſt die nachricht eingegangen daß David Schulz in Breslau abgeſetzt iſt. Sage Arnold die Lichtfreunde lißen ihm ſagen ihr Licht brennte hell und klar und ſollte ein heller ſchein bleiben. Niemeyer iſt tapfer und alle Stadtverordneten. Wislicenus ſeine erklärung gegen den miniſter könneritz iſt koſtbahr auch Schwarz ſeine ſie machen ihn ordlich zum ſchuljungen ich habe es mit vergnügen geleſen."

Mutter ſchrieb nur groß, was ihr bedeutend war, oder was ſie ehren wollte, ſo die Lichtfreunde, das Licht und die Stadtverordneten, dagegen den Miniſter Könneritz ſchreibt ſie ohne Weiteres klein.

Als ſie ſah, daß ich jetzt mit Verſen umzugehen wußte, erklärte ſie mir, nun, da könne ich für die Geburtstage ſorgen; aber es fand ſich doch immer noch irgend ein gereimter Scherz von ihr unter irgend einer Blume verſteckt, den ſie nicht unbenutzt laſſen konnte, und der in ihrer Handſchrift ein ganz andres Gewicht erhielt.

Das Schmelzen des Schnees führte mich und meine Geſchwiſter vor's Thor. Die Sandwege waren

ſchon trocken, während an den Seiten überall muntre Bächlein in den Furchen rauſchten, und oft ſo mächtig quer durch den Weg brachen, daß wir Brüder die Mädchen nur mit Mühe zum Ueberſchreiten bewogen. Der plötzlich eintretende Frühling, der die mächtigen Schneemaſſen in Bäche aufgelöſt hatte, war ein Gemuß, die Lerchen wieſen uns die Wege, und wir ſchwärmten glücklich in den friſch entblößten Feldern umher.

„Das iſt die Donau, das iſt der Rhein!“ ſagte ich ſcherzend, „und dies ſoll der Neckar ſein“, rief mein Bruder aus, wie wir einem neuen Strome Schneewaſſers begegneten; „und dort ſind die Gletſcher, aus denen ſie hervorbrechen“, hieß es, wenn wir an eine mächtige Ablagerung noch ungeſchmolznen Schnees in einer Aushöhlung des Bodens gelangten.

„Ach es iſt ſchön!“ rief die Eine; „es iſt nie ſo ſchön geweſen, als jezt, nun wir Euch beide wieder haben!“ die Andre, „aber nun wirſt Du uns bald verlaſſen, Ihr werdet beide wieder fortgehn, und wer weiß, wann wir Euch wiederſehn!“

2. Freilich mußte ich fort, und zwar zuerſt. Alle Zurüſtungen waren ſchon gemacht. Endlich kamen

auch die Reiſeſchuhe. Sie paßten ſehr genau; ich aber rief aus: „aber, Meiſter, das ſind ja eher Stadt- als Reiſeſchuhe; ſie ſind lange nicht weit genug, der Fuß hat keinen Raum darin.“

„„Das iſt doch ein höchſt ungerechter Vorwurf““, fiel mein Vater ein; „„ich habe lange nicht ſo hübſche und ſo vortrefflich paſſende Schuhe geſehn!““

„Sie mögen ſich wohl ausweiten! hm, aber —“ Mein Vater bezahlte den Schuſter, der auch verſprach, ſie würden ſich ſchon ausweiten.

Aber es war eine unverzeihliche Schwachheit von mir, daß ich meine Erfahrung in Fußreiſen nicht geltend machte, und der raſchen Gutmüthigkeit meines Vaters nachgab. Dieſe Nachgiebigkeit ſollte höchſt empfindliche Folgen für mich haben.

Alles was Vater zur Reiſe beiſteuern konnte, waren 15 Thaler; und dieſe kleine Summe ſollte mir nun in der Welt zu einer Stellung verhelfen, trotz der Hinderniſſe, die mir die Regierung des Königs Friedrich Wilhelm's III. in den Weg legte. Aber ich war gutes Muths. „Sei unbeſorgt, Vater, ich werde es durchſetzen!“ ſagte ich beim Abſchiede, „ich werde in Halle und Jena Freunde finden.“

Und dazu hatte ich allerdings Einiges vorbereitet.

Ich wußte, am Gymnaſium in Strelitz war mein lieber Freund Zehlike, in Berlin waren Pätſch und Schliemann's Bruder, in Halle war Guſtav Schwetſchke und in Jena die Gebrüder Schmid. Mit Einigen dieſer alten Freunde hatte ich Briefe gewechſelt, und ſo einen gewiſſen Anhalt für meine unbeſtimmten Pläne gewonnen.

Meine beiden Schweſtern begleiteten mich ein Stück Wegs; ich ſuchte alles Traurige aus ihren Gedanken zu entfernen, und Luiſe, die jüngſte, ſtand mir tapfer bei. Sie ſangen mir ſogar noch eins vor, und ich verſprach ihnen, ſie ſollten mir im Herbſt über's Jahr meinen Wein ſchneiden helfen, der in Sachſen, wie ſie wüßten, einem Jeden ins Fenſter wüchſe. Sie lobten noch einmal meine ganze Erſcheinung und wiederholten ihre ermunternden Ausſprüche. Dann trennten wir uns mit den beſten Hoffnungen, nachdem ich verſprochen, ſchon von Strelitz aus zu ſchreiben. So weit wir uns ſehn konnten, winkten wir uns mit den Tüchern. Dann war ich wieder allein.

3. Es wurde bald warm. Ein herrlicher Tag! Um Mittag fing ich an zu fühlen, daß die ſchönen Schuhe mir die Nägel der großen Zehen drückten; es

ſchmerzte indeſſen noch nicht ſehr; ich bog links ein, in ein Eichenwäldchen, um dort von den Vorräthen, die mir Mutter mitgegeben hatte, zu frühſtücken. Da ſaß ein reiſender Handwerksburſch, ein ſtämmiger hübſcher junger Menſch.

Ich ſetzte mich zu ihm: „Wollen Sie mithalten? ich habe genug für uns beide.“

„„Ich nehme es dankbar an; Zeit zum Mittagseſſen iſt es, die Sonne ſteht grad oben. Was für ein Handwerk haben Sie?““

„Ich — ich bin Schulmeiſter.“

„„Ei, Schulmeiſter? reiſen denn bei Ihnen die Meiſter? Bei uns Schuſtern thun's nur die Geſellen.““

Wir wanderten zuſammen auf Demmin zu, trennten uns aber ſchon beim erſten Dorfe, als ich nicht den Humor aufbringen konnte, ihm, wie ſehr er auch bat, das Dorf „abfechten“ zu helfen. Ich erinnerte mich zwar des Mecklenburger Studenten, der ſich bei einer Bäuerin als armer Handwerksburſch vorſtellte und von ihr ein Ei bekam. Er nahm es dankend hin. Als ihn aber beim Heraustreten aus der Hausthür der Hund beunruhigte und heftig bellend dicht an ihn heranfuhr, warf er ihm das Ei ins Geſicht

und zog ſich nun auch noch einen Angriff von der Frau zu, die ihn mit dem Beſenſtiel verfolgte. Wir hatten oft über dieſes Abenteuer unſres Freundes gelacht, ich fand aber jetzt, daß es ſich doch beſſer erzählen, als ausführen ließe, wanderte meines Wegs und ließ den Schuſter allein fechten gehn.

Nun wurden die zierlichen Schuhe immer empfindlicher; zuletzt fühlte ich einen unerträglich ſtechenden Schmerz in den großen Zehen, und war froh, als ich einen Gaſthof in Demmin erreicht hatte. Ich ſah wohl ein, daß ich mich in einer unangenehmen Lage befand. Sich gleich zu Anfang einer Fußreiſe ſo bedenklich die Füße beſchädigt zu haben! Sollte ich nun hier bleiben, oder ſollte ich mir einen Wagen miethen und die drei Meilen wieder zurück nach Triebſees fahren? was würden die Leute dazu geſagt haben? „Nein, daran iſt nicht zu denken!“ ſagte ich zu mir ſelbſt. „Es muß durchgeſetzt werden, ſo oder ſo!“ Ich zog zunächſt die Schuhe aus, die mich wie Feuer auf den Nägeln brannten, und erſetzte ſie durch ein Paar geſtickte Pantoffeln, ein Geſchenk meiner Schweſtern. Die augenblickliche Erleichterung machte mir Muth, und als ich beim Glaſe Bier ſaß, kam der Verwalter eines großen Gutes, der Korn in die Stadt

gefahren hatte, zu mir heran. Wir unterhielten uns, und ich erfuhr von ihm, daß er mit ſeinem Kornwagen auf dem Wege nach Treptow einige Meilen zurückführe. Dies war mein Weg, und er nahm mich gerne mit. Wir langten ſpät Abends im Dorfe an, wo ich eine etwas altfränkiſche Schenke zur Einkehr fand. Am andern Morgen trat nun aber die ganze Schwierigkeit der Lage ein. Meine Zehen waren gegen den Druck ſo empfindlich, daß ich die Schuhe nicht wieder anziehen konnte. Ich ging in Pantoffeln fort; aber auch dieſe ertrug ich keine Viertelmeile; ich mußte ſie ausziehen und ohne Schuhe weiter gehn. Die Fahrt mit dem Kornwagen hatte mich in eine Lage verſetzt, wo mir keine Wahl übrig blieb. Einen Wagen konnte ich nun nirgends mehr finden, wenn ich auch eine ſo unverhältnißmäßige Ausgabe hätte machen wollen. Ich mußte alſo die bedeutende Strecke nach Neu-Strelitz zu Fuße, und zwar ohne Schuhe zurücklegen. In Strelitz war dann zu überlegen, was zu thun ſei. Ich brauchte offenbar eine Art Sandalen, anderes Schuhwerk konnte ich nicht auf den Füßen leiden, und auf eine Fußreiſe war doch Alles angelegt, ja, ſie war die Bedingung des Gelingens meiner Pläne. Ich verwünſchte meine Thorheit, daß

ich mich zu den engen Schuhen hatte bereden laſſen. Vater verſtand ſich ja nicht auf die Sache; ich hätte ihm alſo nicht nachgeben und nicht ohne bequeme Schuhe abreiſen ſollen. Jetzt mußte ich dafür einen weiten Weg in Strümpfen und mit wunden Füßen wandern, und ſelten ging er über Gras und Wieſen, meiſt über den harten Mecklenburger Lehm.

Vor dem Thor von Neu-Strelitz verſuchte ich zuerſt die verwünſchten Staatsſchuhe wieder anzuziehn. Es ergab ſich als völlig unmöglich. Dann kamen die Pantoffeln dran; und nur mit Mühe ertrug ich dieſe.

Es ging mir jetzt zuerſt der Gedanke durch den Kopf, daß meine Füße doch ernſtlich verletzt ſein möchten; dann fürchtete ich, Zehlike nicht zu Hauſe anzutreffen. Ich hatte mich nicht angemeldet, und wenn ich mich bei ſeiner Frau, der ich unbekannt war, in dieſem Aufzuge ſelbſt einzuführen hatte, was mußte ſie wohl denken? Glücklicher Weiſe traf ich ihn vor ſeiner Hausthür, er kam eben aus der Schule heim, und in ſeiner Freude über meinen Beſuch bemerkte er weder die Pantoffeln, noch mein Hinken. Als er mich ſeiner jungen Frau vorgeſtellt hatte, kam dann auch mein Leiden zur Sprache; und Zehlike, der

ſelbſt in Fußreiſen Erfahrung hatte, ſchickte ſogleich zu ſeinem Arzt, der ein alter Turner und unſer Altersgenoſſe war. Die Nägel der großen Zehen, dieſe Schilder des Fußes, waren losgedrückt und mit Flüſſigkeit unterlaufen. Beide Schmerzensbehälter wurden aufgeſchnitten. Dieſer Erleichterung folgte eine Wolluſt der Behaglichkeit. Dann gab unſer Freund mir heilende Salben und verordnete mir vierzehn Tage Ruhe. Auch dann werde ich noch nicht wieder an eine Fußreiſe denken können. Die Schildnägel würden abgehn und ſich erſt allmälich wieder erſetzen.

„Nun, da behalten wir dich ſo lange hier; das iſt um ſo beſſer!“ ſagte mein liebenswürdiger alter Freund, und ich fand mich, in Pantoffeln, wie ich war und bleiben mußte, bei allen ſeinen Freunden und Amtsbrüdern, lauter heitern jungen Leuten, eingeführt. Ich verlebte in Neu-Strelitz einige äußerſt glückliche Wochen. Faſt hätte ich Luſt gehabt, in der kleinen Kolonie zu bleiben.

Der Arzt verhalf mir nun zu richtigen Schuhen, blieb aber dabei, die Fußreiſe nach Berlin zu verbieten. Ich that alſo einen herzhaften Griff in meinen Beutel und zahlte den Eilwagen nach Berlin.

4. Freilich trat dadurch eine bedenkliche Ebbe in meiner Kaſſe ein; allein ich hatte ja den Oedipus und dachte den in Berlin zu verwerthen. Mein Freund Paetſch, der mich einige Tage bewirthete, rieth mir, mit dem Werkchen zu Schleiermacher zu gehn und ihn um ſeine Empfehlung bei dem Buchhändler Reimer zu bitten. Reimer war Schleiermachers Hauswirth und Freund. Dazu gehörte Reimer unſrer Richtung an; und zu Schleiermacher hatt' ich durch das eifrige Studium ſeines Plato ſo zu ſagen ein perſönliches Verhältniß; ich ließ mich daher leicht bewegen, Schleiermacher aufzuſuchen, und ſo befand ich mich denn eines Morgens in ſeinem Vorzimmer und wartete mit klopfendem Herzen, bis ich vorgelaſſen würde. Ich hatte allerdings Dr. Paetſch' Empfehlung gewünſcht. Er war durch Reimer mit ihm bekannt, aber er hatte gemeint, meine Arbeit und meine Vergangenheit wären Empfehlung genug. Nun fiel mir aber ſchwer auf die Seele, wie ich von der einen reden und wie die andre vorbringen ſollte. Endlich wurde der Pfaffe entlaſſen, mit dem Schleiermacher ein Langes und Breites über die Agende verhandelte, wodurch der König die Lutheraner und Reformirten vereinigen wollte,

und, wenn ich nicht irre, war Schleiermacher dem Plane entgegen.

Nun durfte ich hineintreten. Der kleine verwachsene Professor im grauen Schlafrock war in der übelsten Laune.

„Was steht zu Ihren Diensten?“

„„Ich bin ....““

„Bitte, fassen Sie Sich kurz; ich bin sehr beschäftigt!“

„„Ich komme, Ihnen eine kleine Arbeit vorzulegen und um Ihre Empfehlung zum Druck bei Herrn Reimer zu bitten, wenn Sie die Sache billigen.““

„Ich habe keine Zeit; ich habe gar keine Zeit, am allerwenigsten, fremde Arbeiten durchzulesen. Ich empfehle mich Ihnen!“ und damit wandte er sich zur Thür.

„„Hm! Ich möchte gern einen andern Eindruck mit wegnehmen, da ich Ihnen mehr, als mancher andre verpflichtet bin und Sie Sich, wenn auch ohne es zu wissen, doch viel Zeit mit mir genommen haben durch die Uebersetzung Platos und Ihre Einleitungen dazu. Ich habe sie auf der Festung Kolberg sehr genau studirt. Aber, wie ich sehe, komme ich

ſehr zur Unzeit und hätte nicht ſo mit der Thür ins Haus fallen ſollen. Alſo ...""

„Ja, es iſt wahr, Sie kommen mir ſehr ungelegen. Aber was iſt es denn? Haben Sie etwas über meinen Plato geſchrieben?"

„„Ich habe den Oedipus in Kolonos überſetzt.""

„Im alten Versmaß?"

„„Nein, ganz im neuen!""

„Das iſt nichts! da bin ich dagegen! das empfehl' ich nicht!"

„„Kennen Sie zufällig das Gedicht genau?""

„Ja! weiſen Sie mal her!"

Da nahm er zu meinem Erſtaunen das Heft in die Hand, ſchlug ſich etwas auf und las. Dann, als erwachte er aus einem Traum: „Was wollten Sie alſo?"

„„Sie bitten, dieſe wirklich treue und vollkommen deutſche Ueberſetzung Herrn Reimer zum Druck zu empfehlen.""

„Es iſt nicht ſchlecht in ſeiner Art, aber es iſt eine ſchlechte Art; ich kann ſie nicht empfehlen und muß bitten, mich jetzt zu entſchuldigen."

Wir verbeugten uns gegeneinander.

„Das hätt' ich aber auch wiſſen können aus ſeiner

verzwickten undeutſchen Ueberſetzung Platos. Er hält offenbar ſein Deutſch für griechiſch Deutſch!" brummte ich vor mich hin, als ich aus dem Reimerſchen Pallaſt wieder in die begraſ'te Wilhelmsſtraße hinaustrat.

5. Da Dr. Paetſch ſich in dieſen Tagen verheirathete, ſo zog ich zu Schliemanns Bruder, der hier Chemie ſtudirte, um mein zweites Geſchäft noch abzumachen, nämlich die Aufhebung der bürgerlichen Aechtung durch den Staat. Alle Welt verwies mich damit an Kamptz. Es blieb mir alſo wirklich nichts anderes übrig, als eine Audienz bei ihm nachzuſuchen. Er war auf dem Lande. Nachdem ich vierzehn Tage auf ſeine Rückkehr gewartet hatte, traf ich ihn an.

Er war in einem ähnlichen Aufzuge, wie Schleiermacher, ſtand vor ſeinem Arbeitstiſche und hielt eine Broſchüre in der Hand, die er mit einer mächtigen Papierſcheere aufſchlitzte. Als ich zu reden anfing und ihm meinen Namen und mein Anliegen nannte, ſtutzte er, klappte die Papierſcheere zuſammen, ſah mich höchſt mistrauiſch an und brauchte den großen Tiſch als Barricade gegen mich. Wenn ich mich ihm näherte, wanderte er um den Tiſch herum, und ich mußte mich zuſammen nehmen, daß ich ihn meine Entdeckung ſeiner Verlegenheit nicht merken ließ.

Ich blieb alſo bei ſeinem Schreibſeſſel ſtehn und fragte ihn, was die Regierung in dieſer Angelegenheit zu thun gedenke.

„Schreiben Sie an den König! ſchreiben Sie an den König!“ erwiderte er und winkte mit der Papierſcheere nach der Thür, indem er ſich wiederholt verneigte.

Ich verneigte mich nun ebenfalls, und als wir uns ſo wieder um den Tiſch herumkomplimentirt hatten, ging ich mit der Bemerkung, ich werde ſeinem Rathe folgen, zur Thür hinaus.

Kaum war ich draußen, ſo brach ich in ein Gelächter aus, das ich mit Mühe vor ſeinen Ohren verbarg. Welch ein Haſenfuß!

6. Die Geſchäfte fangen verzweifelt ſchlecht an, dachte ich, warf den Brief an den König auf die Poſt und bat um Antwort nach Jena. Dann nahm ich die Lohnkutſche, die damals in zwei Tagen nach Halle hinüberfuhr, und erſchöpfte meine Kaſſe damit bis auf zwei Thaler.

Es war alſo äußerſt wünſchenswerth, daß mein alter Freund und Studiengenoſſe, Guſtav Schwetſchke, der Buchhändler in Halle war, mir den Oedipus abkaufte und druckte. Ich ſuchte ihn auf, aber er antwortete

mir ganz mit denſelben Worten, wie der Roſtocker Buchhändler und nahm nicht den geringſten Theil weder an der Arbeit, noch an mir.

So ging dies fort. Als ich mir die Sache überlegte, mußte ich mir aber geſtehn, daß er im Grunde ganz Recht habe. Ich hatt' ihn immer ſo hochmüthig von oben herab als Philiſter angeſehn, daß er mich jetzt ganz folgerichtig den Philiſter fühlen ließ. Unſer Verhältniß war damit nur befeſtigt, und iſt unwandelbar das nämliche geblieben.

Jetzt war es nun aber nöthig, nach Jena zu Fuß zu gehn; und es ging, weil es gehn mußte. Am erſten Tage erreichte ich nicht ohne einiges Fußleiden Merſeburg. Dort blieb ich bei Wislicenus, mit dem ich Alles, was uns ſeit 1823 widerfahren war, durchſprach. Ich hörte, daß er verlobt war und ſich um eine Pfarre bewarb. Eben ſo hatte ich ja auch Paetſch in Berlin als Arzt thätig gefunden, konnte alſo wohl nicht zweifeln, daß auch ich auf meinen Brief an den König einen günſtigen Beſcheid erhalten werde.

„Das iſt zwar eine Hoffnung, eine Ausſicht, wenn Du willſt", ſagte ich; „aber ich bewundre Euren Muth; der Eine verheirathet ſich, der andre verlobt

ſich. Ich bin entſchloſſen, nicht an dergleichen zu denken, bis ich aus dem Hoffen und Harren heraus und zu einer wirklichen Stellung gelangt bin. Kann ich darüber nicht hinaus kommen, ſo bleib ich ledig."

Wislicenus war ein Charakter; darauf kannten wir ihn alle; dennoch war auch er wieder in Reih und Glied getreten; und wie er, ſo hatten wir alle nacheinander mit dem Polizeiſtaat wieder anzubinden und die Folgen der alles einordnenden Knechtſchaft auf uns zu nehmen. Der Despotismus war deutſche, vor allen aber preußiſche Verfaſſung, und nur als Diener des Despotismus konnte man ſeine Kenntniſſe verwerthen. Der Prieſter, der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Schulmann, der Profeſſor, jeder fühlte ſich überall von der großen Spinne ergriffen, die im Mittelpunkte des Netzes ſaß und ihm das Blut der Freiheit ausſog.

Erſt im Verlauf der Zeit ſollte der Zwieſpalt wieder aufklaffen und unſre Gedanken und Gefühle noch einmal mit denen der verfolgten alten Zeit zuſammenprallen, um dann unverſöhnlich und auf immer mit der Gewaltherrſchaft ſowohl, als mit dem jüdiſch-chriſtlichen Aberglauben zu brechen.

Einige von uns, die nach Amerika gingen, erſpar-

ten ſich allerdings dieſe Erfahrung, haben aber auch zur Hervorbringung eines neuen Geiſtes in ihren eignen Köpfen und in denen ihrer Zeitgenoſſen nichts geleiſtet. Der Zuſammenſtoß war nöthig, um das Feuer zu erzeugen, das jetzt brennt und die alte Welt unabläſſig erneut.

Ich erreichte am andern Tage gegen Abend das geliebte Thal von Jena. Nun war ich aber auch faſt ſo erſchöpft und erlahmt, als damals vor Roſtock im Schnee. Dazu meine Kaſſe völlig erſchöpft. Ich ſetzte mich unter Dornburg auf die Wieſe; da rollten zu meiner Freude zwei, drei Wagen voll Studenten heran, es war auch noch Raum in einem der Wägelchen: aber ich konnte mich ihnen nicht bemerklich machen, ſo waren ſie im Schuß. „Dort verſchwinden ſie an der Biegung, in weniger, als einer Stunde werden ſie in der Stadt ſein; wann wirſt Du anlangen? Iſt es denn aber noch ſo weit? Und dieſer ſchöne Weg, dieſe weichen Wieſen, wo Du jeden Fußſteig und jeden Baum kennſt, ſollten Dich ſchrecken?" Noch einmal zog ich die Schuhe aus, noch einmal ſchuhlos wie Jaſon, wanderte ich mit Ueberwindung der Ermüdung raſcher und immer raſcher auf mein Ziel los. Am Ende der Wieſen beſchuhte ich mich

dann wieder, und trat um 9 Uhr Abends in die Gartenthür meines Freundes Reinhold Schmid, den ich bei ſeiner Studirlampe und den Geſetzen der Angelſachſen überraſchte. Sein Bruder, der theologiſcher Docent war, folgte einem Rufe nach Heidelberg und wollte am andern Morgen abreiſen. „Da kannſt Du gleich in ſeine Stelle treten und ſein Zimmer beziehn", ſagte Schmid; und ſo geſchah es. Ich blieb länger wohnen, als ich erwartet hatte. Seine Majeſtät ließen mich neun Monat auf Antwort warten.

4.

Literatur und Politik in Jena.

1. Hier trat nun zuerſt eine Beziehung zu der geiſtigen Gegenwart ein, wie ich ſie mir ſeit einiger Zeit ſo ſehnlich gewünſcht hatte, und ich verdankte dies und ſelbſt die Möglichkeit, meine Verhältniſſe ſich äußerlich ruhig entwickeln zu laſſen, meinem Freunde, Reinhold Schmid. Er machte mich mit ſeinem Onkel, dem Geheimen Rath Schmid, der Meiningſcher Miniſter geweſen war, und jetzt in Jena Staatsrecht las, bekannt. Dieſer Mann hatte die große Revolution mit erlebt, war mit auf dem Wie-

ner Congreß geweſen, und nahm lebhaften Theil an der Philoſophie. Er hielt es mit der Kantiſchen Philoſophie, die ſich entſchieden für den großen Umſchwung der neuen Zeit im Staatsleben ausgeſprochen hatte, und hegte gegen Hegel den Verdacht, daß er ſich zum Vertheidiger des despotiſchen Preußenthums mache; einen Verdacht, den Hegel durch ſeinen unglücklichen Aufſatz in der Staatszeitung leider vollkommen gerechtfertigt hat. Um zu erkennen, daß Hegel, dem alle politiſche Erfahrung abging, hierin von ſeinen eignen Prinzipien abfiel, hätte dem Geheimen Rath Schmid die Hegelſche Philoſophie in ihren wiſſenſchaftlichen Theilen eben ſo bekannt ſein müſſen, als in ihren gelegentlichen Unterthänigkeitsverſicherungen, wie in dem bekannten: „Alles was wirklich iſt, iſt vernünftig.“ Dies bezogen alle Leute dummer Weiſe nicht auf die Revolution in der Welt, nicht auf das wirkende Leben, ſondern auf das todte Daſein, als wenn das Leben nicht viel wirklicher wäre, als der Verſuch, das Todte feſtzuhalten! Daß Hegels Dialektik die höchſte Freiheit iſt, entging dem Kantianer, daß er dem Despotismus in der Politik dienen wollte und für die rechtgläubige Dogmatik eine neue Brühe zu brauen ſuchte, konnte keinem

Politiker entgehen. Aus dieſem Grunde war der Geheime Rath Schmid ein entſchiedner Gegner der Hegelſchen Philoſophie, und gab bei Brockhaus eine Monatsſchrift, den Hermes, heraus, in welcher er die beſſern Kräfte einer freien Richtung gegen die Hegelſche Philoſophie vereinigen wollte. Die Abſicht war vortrefflich, auch wurde im Hermes eine ſchöne, ſehr gebildete Sprache geführt, und Reinhold ſchrieb eine ausführliche Widerlegung der Hegelſchen Logik, die grade in dem Heft erſchien, welches ich zuerſt in die Hände bekam. Merkwürdigerweiſe zog mich aber nicht die Widerlegung, ſondern das angeblich Widerlegte an. Das iſt ja der dialectiſche Geiſt des Parmenides, das ſind ja die Kategorien der Griechen, und wie viel geordneter! Dieſe Logik muß ein großes bedeutendes Werk ſein.

Ich ſprach mit Reinhold Schmid über die dialektiſche Philoſophie, bei Gelegenheit von Richters Buch über das Recht zur Strafe, wozu wir uns auf den Fußboden ſeiner Studirſtube hinlegten, und das Werkchen zuſammen durchgingen. Der Geheime Rath, der mich bald ſehr lieb gewonnen hatte, da er ein heitrer Mann war, und meine humoriſtiſche Art zu ſchätzen wußte, erfuhr meine Ketzerei und führte mir

die verrufne Vorrede zur Rechtsphiloſophie von 1821 an. Ich erwiderte ihm: er widerſetzt ſich zwar ausdrücklich „dem Aufſtellen eines Jenſeitigen“, alſo der Kritik des Diesſeitigen, oder des Beſtehenden, wenn er aber ſagt: „Was vernünftig iſt, das iſt wirklich, und was wirklich iſt, das iſt vernünftig“, ſo brauchen wir weiter nichts zu thun, um dieſen Ausſpruch zur Entwickelung zu treiben, als wirklich die Unvernunft eines Beſtandes nachzuweiſen, ſo ſind wir dann das Vernünftige, und was noch mehr ſagen will, die Revolution iſt doch ſicher eben ſo wirklich, als die heilige Allianz, alſo iſt ſie vernünftig. Sie ſehen, Herr Geheimer Rath, daß dieſer Dialektiker ein zweiſchneidiges Schwert iſt, mit dem ſich der dumme Despotismus gewaltig ſchneiden wird!“ — Als ich ihm dieſe Bemerkung machte, wurde er äußerſt aufgeregt: „es iſt wahrhaftig ſo, wie Sie ſagen, und ſo nahe es liegt, iſt es mir doch nicht beigegangen. Ob er es ſo meint oder nicht, kann uns einerlei ſein. Sie faſſen aber die Sache richtig an. Sie müſſen ein ernſtliches Studium daraus machen. Es iſt der Mühe werth, es iſt ſehr nöthig, und ich nehme den lebhafteſten Antheil daran. Nehmen Sie dieſe Philo-

ſophie vor, gönnen Sie ſich Zeit dazu; und ſchreiben Sie mir ſpäter etwas der Art für den Hermes.“

Ich kam höchſt aufgeregt nach Hauſe, und Reinhold Schmid freute ſich herzlich mit mir über dieſe glückliche Wendung; denn es galt für eine ganz beſondre Ehre, im Hermes erſcheinen zu dürfen; außerdem war die gute Meinung unſers väterlichen Freundes von der größten Bedeutung.

Leider fiel dieſe Ausſicht in den Brunnen. Brockhaus ließ den Hermes eingehen, weil er ſich nicht bezahle. Es war ein Unternehmen, welches nicht von der Entwickelung getragen wurde, ſondern vielmehr eine ältere Strömung des Geiſtes gegen eine neuere aufrecht erhalten wollte. Der Gegenſatz gegen die verholzte Hegelei mußte aus ihr ſelbſt hervorgetrieben werden; und für mich war es gewiß das Beſte, daß ich mich erſt ganz und gar dem Syſteme hingab, und es gründlich kennen lernte, ehe ich es zu beurtheilen unternahm.

Damals war es nur meine Kolberger Einweihung in den Platonismus, die mir die Auffaſſung der Hegelſchen und ähnlicher Philoſopheme erleichterte, und mich dazu hinzog; ich kam aber noch nicht gleich gründlich in die Sache hinein. Die Bedürfniſſe des Augen-

blicks ſchoben ſich wiederholt dazwiſchen. Und ich hatte zu Hegel zuerſt in Kolberg nur das Verhältniß gehabt, daß ich eingeſehen, man müſſe ihn kennen, um über Philoſophie mitzuſprechen. Sodann in Berlin bei meinem letzten Aufenthalt hatte ich nicht einmal einen Fuß in eins ſeiner Kollegien geſetzt, weil ich nicht auf die Perſon, ſondern auf ſeine Bücher neugierig war, und eine abgeriſſne Vorleſung mich nicht reizte. So habe ich dieſen großen Mann, den freiſten Deutſchen, nie mit Augen geſehn, um ihn darum nicht minder vollſtändig kennen zu lernen. Erſt in Jena, und ſonderbar genug, aus jenem Heft des Hermes wurde mir's klar, mit welchem Geiſte wir's in ſeinen Werken zu thun haben. Ich werde ſpäter erzählen, wie ich in ſie hineinkam.

Hätten meine Verhältniſſe mich nicht mit Macht zu einer bürgerlichen Stellung getrieben, ich wäre hier unendlich glücklich und ſehr befriedigt geweſen, und hätte mich gleich gänzlich der Philoſophie ergeben. Nun aber war es zunächſt meine Kenntniß der Alten und die Philologie, mit der ich etwas anfangen mußte.

2. Ich wurde mit Göttling, meinem alten Lehrer, jetzt näher bekannt und ſehr befreundet. In ſei-

nen Kollegien, beſonders über die Römiſche Staatsentwickelung, war ich immer anweſend, Vieles lernte ich noch von ihm, auch im Geſpräch; er nahm lebhaften Theil an mir, und als er den Oedipus geleſen hatte, verhalf er mir damit zum Druck bei dem Buchhändler Schmid, einem zweiten Onkel meines Freundes Reinhold. Ich erhielt 100 Abzüge als Honorar, und verſchenkte nun links und rechts das kleine Werkchen, das mir manchen Freund erwarb; einige der Profeſſoren forderten mich ſogar auf, ich möge mich doch an der Univerſität niederlaſſen. Dies ſtimmte vorläufig nicht zu meinen Verhältniſſen und Plänen.

Göttling war ſehr befreundet mit Göthe, und hatte wegen der Bibliothek, die er verwaltete und in Ordnung brachte, mit der Excellenz zu thun. Auch ſah er ſeine Ausgabe letzter Hand durch; und merkwürdiger Weiſe hatte der alte Herr ſich's eine zeitlang ruhig gefallen laſſen, daß Göttling den ſtarken Genitif des Adjectivs, wie „gutes Muthes" durchgängig wiederherſtellte. Endlich aber ſchlug ihm doch das Gewiſſen, und die gebräuchliche Form mußte in den übrigen Bänden beibehalten werden.

Wegen dieſer Geſchäfte fuhr Göttling öfter zu

Göthe nach Weimar hinüber, und ich habe ihn manchmal begleitet, mich aber nie entſchließen können, Seiner Excellenz meine Aufwartung zu machen, da ich kein Geſchäft bei ihm hatte, ſchwerlich ein freies Verhältniß zu ihm erlangen konnte, und nicht zu dem Troß derer gehören wollte, die ihm durch eitle Neugierde läſtig fielen. Selbſt als der Oedipus gedruckt war, und ich ihm einen Abzug verehren wollte, nahm ich dies nicht zum Vorwande, ſondern bat Göttling, ihm das Büchelchen zu übergeben. Ich war freilich geſpannt, was er wohl ſagen würde. Er hatte aber weiter nichts geſagt, als: „Hm, nun wir wollen ſehn, wie ſich's anläßt!“ und dabei blieb es.

Ich pflegte Göttling bei einem gemeinſamen Freunde zu erwarten, denn die Audienzen bei Göthe dauerten gemeiniglich nicht lange, da Göttling kein Mann von unnöthigen Worten war, und die Geſchäfte ſich meiſt kurz faſſen ließen. Die Beſuche des einen oder des andern Jenenſers bei dem alten Herrn brachten uns aber häufig anziehende und bezeichnende Mittheilungen ein. Als kurz vor meiner Zeit ein junger Profeſſor von Berlin hochzeitsflüchtig geworden, und ſich in ſeiner Verzweiflung nach Jena gewendet hatte, fragte Göthe einen der Jenenſer Be-

ſucher: „Aber was iſt denn nur das mit dem Profeſſor X...? warum iſt er ſeiner Schönen durchgegangen?“

„„Er hat den alten Miniſter von Altenſtein in Verdacht, daß er mit ihr ein Verhältniß habe.““

„Hm!“ brummte der Weimar'ſche Miniſter, „der alberne Aberglaube an die Jungfernſchaft!“

Mußte er auf ſeine alten Tage finden, daß der immer noch nicht ausgerottet war! Richtiger wäre es geweſen, wenn er ausgerufen hätte: Der alberne Aberglaube an Altenſteins Gefährlichkeit! aber die Phantaſie, daß Altenſtein zu den Hechten im Teiche gehöre und noch Karpfen verſpeiſen könne, gefiel Seiner Excellenz bei weitem beſſer. Es wurde alſo noch eine Schöne geopfert, wenn auch nur in der Phantaſie.

O. L. B. Wolff, der ihm regelmäßig den Hof machte, brachte aber die Perle aller Geſchichten mit, als er ihn einmal am 27. Auguſt aufgeſucht. Er findet unſern Olympier unruhig im Zimmer auf- und niedergehen, die Hände auf dem Rücken, und von Zeit zu Zeit ein Glas Wein aus einer Flaſche nehmen, die im Fenſter ſteht. Wolff, als guter Höfling, war ziemlich vertraut mit ihm und ſagt: „Ew. Ex-

cellenz ſind ungehalten, darf ich wiſſen, wer die Schuld trägt?"

Göthe erwidert: „„Ich hab's wohl Urſach; es iſt nun ſchon 11 Uhr, und noch hat ſich keine Seele ſehen laſſen, mir Glück zu wünſchen!""

Wolff: „Da irren Ew. Excellenz Sich doch wohl; es iſt ja heute der 27ſte und Ihr Geburtstag alſo erſt morgen!"

„„Wie"", ruft Göthe aus, „„ſollte ich mich denn da umſonſt betrunken haben?""

Der 28. Auguſt wurde in Weimar allemal mit einem Feſteſſen gefeiert, bei dem Göthe nicht zugegen war, wo aber von Riemer und den übrigen Verehrern von Fach endloſe Reden auf den Dichterfürſten gehalten wurden. Einmal war Göttling dieſer Ohrenmißbrauch zu bunt geworden, und als der Redner ſagt: „Und nun iſt es genug — —" fällt Göttling laut ein: genug, und übergenug, und das ſchon lange!

Göthe wurde von den Weimaranern verzogen, dies ging ſo weit, daß ſich's der Landtag ruhig gefallen ließ, als Göthe ihm erklärte, er lege von den 16,000 Thalern, die er für ſein Miniſterium zu verausgaben hatte, keine Rechnung ab. Dieſer Staats-

ſtreich wurde „aus Schonung für den berühmten alten Herrn" anerkannt, ſo lange Göthe lebte. Die Karpfen wollten von den Hechten Rechnung abgelegt haben; o nein, ſo haben wir nicht gewettet!

3. Obgleich ich alſo nicht zu Hofe kam, auch nicht bei dem größten deutſchen Fürſten, dem alten Göthe, ſo ſpielte mir doch der Hof einen unangenehmen Streich. Ich hatte ſchon lange vergeblich auf Antwort vom Könige gewartet, und konnte ohne dieſe Antwort meinen Plan, an die Frankiſchen Stiftungen nach Halle zu gehen, nicht ausführen. Hermann Niemeyer war in Jena einige Zeit Profeſſor geweſen und hatte hier glückliche Tage verlebt, und manchen gleichgeſtimmten Freund, unter Andern auch in Göttling gefunden. Ich hatte ihn in Halle nur oberflächlich gekannt. Göttling brachte mich nun mit ihm in Verbindung. Da er nach den Statuten der Anſtalten Director der Frankiſchen Stiftungen geworden war; — die Regierung hatte damals dies Familien-Vorrecht noch nicht völlig aufgeſogen; — ſo konnte er mir leicht zu einer pädagogiſchen Thätigkeit an einem der beiden dortigen Gymnaſien verhelfen, und lud mich auch wirklich ein, hinüberzukommen, ſobald ich meine Angelegenheit in Berlin geordnet habe.

Die Antwort von Berlin kam aber nicht. Nun war der Prinz Wilhelm mit ſeiner Frau in Weimar, man rieth mir, die Prinzeſſin, die jetzige Königin, in einem Briefe zu bitten, ſie möge mir doch bei dem Kabinet eine Antwort auswirken, und ihr, um ſie beſſer für mich zu ſtimmen, den Schill und den Oedipus beizulegen. Ich ließ mich bewegen, dies zu thun, hatte es aber zu bereuen. Denn ich erhielt keine andre Antwort, als: „Ihre Königliche Hoheit danke dem Herrn von Rügen für die Zuſendung der Bücher und überreiche ihm hiermit einen Dukaten.“ Ich hatte mir den „Herrn von Rügen“ und wahrſcheinlich auch den Dukaten durch meine Unterſchrift: Arnold Ruge, von Rügen, zugezogen. Hiemit wurde ich nun gehörig aufgezogen, und am meiſten von denen, die mir's gerathen hatten, von meinen Freunden Schmid und Asverus. Ich ſchämte mich, daß ich in die Falle gegangen war. Was nützte es, daß ich dem alten Göthe nicht den Hof machen wollte, wenn ich mich von der Prinzeſſin Auguſte in den Adelsſtand erheben und mit einem Dukaten beſchenken ließ.

4. Als ich ſah, daß ſich meine Wiederherſtellung in Preußen in die Länge zog, berieth ich mit meinen Freunden, was ich unterdeſſen beginnen ſollte Sie

überzeugten mich, daß ich vor allen Dingen promoviren müſſe, und ich machte mich ſogleich ans Werk. Ich ſchrieb etwas über Juvenal, den ich in Kolberg eine Zeitlang eifrig geleſen hatte. Wegen der Koſten wandte ich mich an meinen Vater; und der Baron Klas Wachtmeiſter ſchenkte mir auf ſeine Veranlaſſung die nöthige Summe. So wurde ich denn zum literariſchen Ritter geſchlagen; und nun konnten meine Freunde mich beſſer mit Buchhändlern bekannt machen, wodurch ſich mir eine Thätigkeit für Zeitſchriften und Converſationslexica eröffnete, die mir Einiges eintrug.

Mit Asverus hatte ich ein ſehr genaues Freundſchaftsbündniß geſchloſſen. Er war ein vermögender und geſuchter Rechtsanwalt, ein ſchöner junger Mann mit braunen Locken, gewandt und beweglich. Sein Witz und Humor waren mir äußerſt anziehend; dazu hatte er in Berlin Hegel gehört, und ſprach immer mit der größten Begeiſterung von ſeiner Philoſophie, wofür er auch von der Jenaer Burſchenſchaft förmlich in Verruf erklärt worden war. Daß ich nun kein Vorurtheil gegen Hegel, im Gegentheil einen Zug zu ihm hin hatte, daß ich alſo das gehäſſige Verfahren gegen Asverus entſchieden verwarf, war dieſem eine doppelt angenehme Erfahrung und brachte

uns bald auf den allerfreundſchaftlichſten Fuß. Reinhold Schmid, der mich erſt mit ſeinem ältern Freunde bekannt gemacht, ſtimmte vollkommen ein. Wir waren unzertrennlich und verlebten den Sommer in der heiterſten Weiſe theils in Asverus' Hauſe, der mit einer höchſt liebenswürdigen jungen Frau aus der franzöſiſchen Schweiz verheirathet war, theils in der ungemein anregenden Jenenſer Geſellſchaft überhaupt.

Auch Luden ſah ich wieder, war ihm aber ziemlich aus dem Gedächtniß gekommen, und hatte mich erſt wieder bei ihm einzuführen, und ihm von einer neuen Seite bekannt zu werden; wir waren ihm der Anhang des Geheimen Rathes Schmid oder auch die Freunde Göttlings. So brachte er mich jetzt in ſeinem Gedächtniß unter.

Bei Erneuerung unſerer Bekanntſchaft trieb er es ſogar noch ärger. Als Student ſaß ich einmal bei ihm in ſeiner Bibliothek, als er plötzlich ausrief: 'ne Maus! 'ne Maus! Ich dachte, die wäre hier ſehr am unrechten Ort, ſprang auf, hob die Maus auf und warf ſie auf dem Fußboden todt. Dies ging im Nu vor ſich, und Luden war erſtaunt, wie ich im Stande geweſen wäre, das raſche Thier zu erwiſchen.

Unglücklicherweiſe hatte ſich ihm nun aus unſerm frühern Verkehr dieſer Auftritt am lebhafteſten eingeprägt, und als er mich ſeiner Frau vorſtellte, that er es mit den Worten, der junge Mann, der einmal in meinem Zimmer die Maus fing, erinnerſt Du Dich wohl?

Als ich mich beklagte, daß er gerade dies von mir behalten habe, ſagte er: „es macht Ihnen gar keine Schande, Herr Doctor, daß Sie mehr Geiſtesgegenwart und Gewandtheit hatten, als wir Andern; und ich merke mir die Leute an dergleichen.“

„„Am Ende ſoll ich's noch für eine Schmeichelei halten, Herr Geheimer Hofrath, daß Sie ſich meiner nur als Ihrer Bibliothekkatze erinnern!““

„Nun, Ihr Talent wird ſich, wie ich aus Ihrer Verſpottung unſers Profeſſors der Beredtſamkeit in den Blättern von Brockhaus ſehe, bald auf höheres Ungeziefer richten, und da werden Sie Sich denn in einem weitern Kreiſe auf ähnliche Weiſe nützlich machen.“

Luden ſchrieb damals an ſeiner deutſchen Geſchichte. Wir hatten allerlei daran auszuſetzen, Reinhold Schmid, daß er die deutſchen Sprachſtudien nicht mitgemacht, und ich, daß er die ſchöne Proſa ſeiner

frühern Schriften durch allerlei Willkürlichkeiten verunstaltete und die ganze Sache zu weitläufig anlegte. Ich sagte ihm einmal auf seine Frage, wie mir sein Buch gefalle, er fiele in denselben Fehler, den er immer an Göthe in seinen alten Tagen getadelt habe, daß er sich zu viel Freiheiten mit der Sprache herausnehme, worauf er erwiderte: „Lieber Freund, wir Alten sind unverbesserlich! Ich will mir's aber doch überlegen, denn ich fürchte mich mehr vor den scharfen Augen der Jungen, als vor der theilnamlosen Stumpfheit der Alten."

5. Einen weitern Kreis bildete die Burgundergesellschaft in der Sonne, die jeden ersten Sonnabend im Monat zusammenkam und zu der ich bald von diesem, bald von jenem eingeladen wurde. Hier traf ich auch D. L. B. Wolff, der bisweilen improvisiren mußte.

Die Burgundergesellschaft schloß den rührigen Theil der Universität ein. Der Geheime Rath Schmid war lebendig und feurig, wie nur Einer der Jüngsten, und Göttling unerschöpflich an guten Einfällen und liebenswürdigen Späßen. Er zog Wolff beim Improvisiren auf und brachte ihn leicht aus der Fassung; Wolff pflegte daher die Augen fest einzudrücken,

wie Göthe's Bänkelſänger bei Hofe; aber das rettete ihn nicht, und als er einmal den Ausdruck: „keiner nicht" gebraucht hatte, rief Göttling aus: „Keiner nicht! wie ungeſchickt!"

„„Aber"", erwiderte Wolff, „„das iſt Sprachgebrauch!"" „O ja", verſetzte Göttling, „es iſt ungefähr, wie die Fuhrleute ſagen: Hat Kener kenen Schwamm nich?"

Einmal kam Göttling ganz vergnügt mit einem Geſpräch, das er eben von den Mägden am Brunnen gehört. Die Eine: Unſre Katze hat heute gekiezt, und da haben wir ſo niedliche Kätzchen, ein ſchwarzes, ein buntes und ein weißes. Die Andre nachdenklich: unſre wird wohl nicht kiezen, denn das iſt ein Katerchen! —

Die Geſchichte iſt wirklich ſo allerliebſt, daß man ſie gewiß nicht ſo gut erfinden könnte, und es war nöthig, daß ein Humoriſt ſie mit anhörte und aus der Naivetät der Brunnengeſellſchaft in den Humor der Burgundergeſellſchaft erhob.

Wir hatten den Prorector unter uns. Wenn nun die Geſellſchaft aufbrach, pflegten wir noch zuſammen durch die Straßen und über den Graben zu wandern; und eines Abends fiel es uns ein, einem jun-

gen Paar, das zur Univerſität gehörte und am Graben wohnte, ein Ständchen zu bringen und dazu das Lied zu ſingen: O Du verfluchter Bettelvogt, wie ſchön iſt Deine Frau! aber als wir eben anſtimmen wollten, erſchien einer von uns, der ſich abgeſondert hatte, in der Rolle des Pedells und redete uns und die luſtige Magnificenz an: „Im Namen des Prorectors, meine Herren, ſtören Sie die Nachtruhe der Bürger nicht, und gehen Sie ſtill nach Hauſe!"

So ſpielten wir mit Erfolg Komödie und erholten uns von dem Ernſt des Lebens und den Mühen der Arbeit.

6. In unſerm Garten hatten wir unſre eigne Komödie, die regelmäßig allemal eintrat, wenn das Pferd des Buchhändlers Schmid ſeinen Scheffel Hafer verzehrt hatte. Der Gärtner Heumann, der das Pferd zu pflegen hatte, trat dann unter's Fenſter meines Freundes und rief: „Harr Schmid! Harr Schmid!" — Reinhold Schmid legt ſich in heitrer Erwartung mit der Pfeife aus dem Fenſter: „„Was iſt los, Heumann?"" — „Das Pfard frißt niſcht!" — „„Warum frißt das Pfard nicht?"" — „Sahn Sie was? Ich ſah niſcht!" — wobei er eine wegwiſchende Bewegung mit der Hand macht. — „„Nun,

da kaufen Sie nur wieder einen Scheffel!"" Dieſer Auftritt wiederholte ſich ganz genau bei jedem neuen Scheffel.

Einmal ging Schmid rauchend im Gange des Gartens auf und ab; ich lag im Fenſter und ſah ihn eben ſich umwenden und einen kleinen knappen Menſchen zu ihm herantreten und ihn begrüßen. Schmid nimmt die Pfeife aus dem Munde, verbeugt ſich förmlich und ſagt: „ich habe nicht die Ehre."

„„Ich bin Hundeſchmidt, kennſt Du mich denn nicht?""

„Nein, ich kenne Sie nicht und habe Sie nie gekannt." Dabei widerholte er ſeine Kratzfüße.

Hundeſchmidt wurde ganz irre an ſich ſelbſt und ſah ſich nach einigem Hin- und Herſchwanken genöthigt, Kehrt zu machen und unverrichteter Sache abzuziehen. Die feierlichen Verbeugungen, der plötzliche Entſchluß dazu und die Wirkung dieſer höflichen Ablehnung der Bekanntſchaft gaben einen höchſt ergötzlichen Auftritt für mich, der ich dies Alles ungeſehen mit anſah.

7. Der Sommer war wunderſchön, die Geſelligkeit, die neuen literariſchen Anknüpfungen und die politiſchen Geſpräche, welche ſich durch die Ordonnan-

zen in Frankreich zu einer großen Lebhaftigkeit ſteigerten, riſſen mich vollends aus dem geiſtigen Winterſchlaf, in den ich während des Gefängniſſes durch meine Abwendung von der Gegenwart denn doch verfallen war. Karl's X. und Polignac's verblendete Halsſtarrigkeit gaben uns Hoffnung auf einen Umſchwung. Die Gegenſätze, hieß es, ſind jetzt wie Stahl und Stein, es muß Funken geben. Und Asverus ſchlug vor, die Republikaner möchten Polignac eine Dank-Adreſſe ſenden, denn er habe mehr für ſie gethan, als Rouſſeau und Waſhington.

Von den Franzoſen wurde hier mit Anerkennung ihrer geſchichtlichen Verdienſte geſprochen: ſie ſeien doch ein lebendiges bewegtes Volk, während die Preußen weder an ſich, noch an der Welt den geringſten Antheil zu nehmen ſchienen, und ihren ſchweigſamen Herrn die Geſchäfte des Landes in der dunkeln Kammer ſeines Kabinets ganz nach Belieben und nach Rußlands Wohlgefallen treiben ließen. Noch ärger dachte man wo möglich von Oeſtreich, dem man mit vollem Recht keine andre, als eine ſchädliche Einwirkung auf die europäiſche Entwicklung zutraute. Aber was man Oeſtreich zutraute, war die natürliche Folge ſeines barbariſchen und zurückgebliebnen Inhalts,

während Preußen ſich trotz ſeiner unglaublichen politiſchen Stumpfheit einen wiſſenſchaftlichen Glanz, das Anſehn einer hohen Bildung erworben hatte; und in Preußen gab es Leute, die den Tod des Volkes mit der Bildung derer entſchuldigten, die dieſen Automaten in Bewegung ſetzten, mit der Bildung des Beamtenſtandes. Der Beamtenſtand war damals der Adel, die Junker als ſolche galten gar nichts, nur durch Bildung konnten ſie's dahin bringen, daß ihr Familientitel ſie zur Bevorzugung auf der Leiter der polizeilichen Hierarchie empfahl.

Alles dies hat ſich ſeitdem bedeutend geändert. Preußen erregt 1863 ebenſo viel Theilnahme, als Frankreich 1830; und merkwürdiger Weiſe ſcheint ſich die Geſchichte, die ſchon in Frankreich eine Wiederholung der engliſchen Geſchichte war, nun in Preußen noch einmal wiederholen zu wollen. Karl I. hat 12 Jahre ohne Parlament regiert, aber nicht ohne Gefahr. Und Oeſtreich, ja ſelbſt Rußland ſehn wir gegenwärtig in die Bewegung des Jahrhunderts hineingeriſſen, zur ſocialen und gewerblichen Aneignung der Fortſchritte und von da aus zum politiſchen Umſchwunge genöthigt — Erſcheinungen, die 1830 kein Menſch vorherzuſagen gewagt hätte.

Frankreich war damals das einzige Land, das eine augenfällige Entwicklung zeigte und die Theilnahme der Beobachter in Anſpruch nahm; um ſo mächtiger wirkte dieſe Theilnahme auf das Gemüth. Wenn wir uns lebhaft in die Feſſeln zurückdenken, in denen wir Deutſche zur Zeit der heiligen Allianz, trotz unſrer tiefen Einſicht in die Weltbegebenheiten, gebunden lagen, ſo werden wir im Stande ſein, das plötzliche Sprengen dieſer Feſſeln durch den elektriſchen Schlag der Julirevolution noch einmal zu empfinden. Karl X. war der Vorpoſten des europäiſchen Cerberus; er hatte für die Todten über die Lebendigen zu wachen; jetzt faßte er ſich ein Herz mit ſeinen Ordonanzen; er wollte auch die Franzoſen völlig mundtodt machen; aber der Geiſt von 1789 erhob ſich und ſtürzte in drei Tagen das Geſchlecht der alten Bourbonen, die nichts gelernt und nichts vergeſſen, für immer vom Throne. Die Juliſchlacht beſtätigte die Prinzipien der großen Revolution und brach den Aberglauben der Menſchen an die Unterjochung Europas durch die nordiſchen Barbaren.

Als die Ordonnanzen erſchienen waren, glaubte nicht gleich Jeder, daß ein Gegenſtoß erfolgen würde. Auch in Jena hatten wir ſolche Ungläubige; der Ge-

heimrath Schmid aber ſagte von Anfang an: „die Franzoſen werden den Handſchuh aufheben, und ich zweifle nicht am Erfolge; die Frucht iſt reif, die Schnitter gehn ans Werk!“ Dies hieß damals eine kecke Zuverſicht, denn die Welt war ſo ſehr an die Niederlagen des Volks durch Waffengewalt gewöhnt, daß der Sieg von Paris gegen die Armee, als er wirklich eintrat, immer noch wie eine Offenbarung wirkte. Nun drehte ſich aber die Stimmung plötzlich und vollſtändig herum, und das Vertrauen der Menſchen auf ſich und ihre Macht war das neue Gemeingefühl. Später hieß es ſogar in Preußen, wenn z. B. von dem Durchdringen der Partei des Kronprinzen, oder des politiſchen Wochenblattes die Rede war: „das wird nie gelingen! da müßte es doch keine Julirevolution gegeben haben!“

8. Die Nachricht von der Julirevolution traf Asverus und mich, als wir eben von einer Kahnfahrt auf der Saale im Paradieſe landeten. Schmid kam herbei und rief uns vom Lande zu: „Die Revolution iſt ausgebrochen, man ſchlägt ſich in Paris!“

„„Iſt es wahr, und wie geht die Sache?““

„Ganz Paris hat ſich erhoben wie ein Mann;

die Soldaten weichen zurück; Karl X. iſt in Saint Cloud und ſpielt Whiſt.“

Wir eilten zum Geheimrath Schmid, der den Conſtitutionell erhielt und ließen uns die Nachrichten vorleſen, eine prachtvolle Beſchreibung höchſt ergreifender Auftritte, aus denen man ſchon ſchließen konnte, wohin der Sieg ſich neigen werde.

Die Aufregung und Freude machten den alten Herrn ganz wieder jung. Wir hatten eine lange Sitzung mit ihm und er las unermüdlich den ausführlichen Bericht und die prächtigen Ergießungen, die mitten im wilden Kampfe niedergeſchrieben waren.

„So mußt' es kommen! hab' ich's Euch nicht vorhergeſagt, Kinder? Nun, ich wünſche Euch Glück zu dem neuen Europa. Ihr könnt's noch erleben und genießen. Hoffentlich werden wir in einigen Tagen die Republik haben. England hat ein Hühnchen mit der heiligen Allianz zu pflücken und geht ſicher nicht noch einmal mit den Ruſſen und ihren deutſchen Troßbuben. Die Sache wird aber auch uns warm machen, um ſo wärmer, je gründlicher ſie ausfällt. Ich bin ſehr geſpannt auf die Fortſetzung.“

Als endlich mit der Siegesnachricht nicht die Wiederherſtellung der Republik, ſondern der Lieute-

nant general du Royaume in der Perſon des Herzogs von Orleans angekündigt wurde, waren wir wieder auf ſeinem Zimmer. Bei dieſer Nachricht hielt er inne und ſagte etwa Folgendes: „Das iſt eine ſchlechte Nachricht! Die Betrüger haben wieder die Oberhand, und ſo hat das Volk mit all' ſeinem Blutvergießen ſich nur einen neuen Polizeichef erobert, der natürlich die Drahtzieherei Bonaparte's an dem Polizei- und Militärautomaten beibehält und alle Selbſtregierung des Volks unmöglich macht. Seit dem Convent wird nun ſchon immer Ein Betrug auf den andern gepfropft. So lange man aber in Paris Betrug und Politik für gleichbedeutend hält, bleibt die Wunde der Revolution offen und kann der ehrliche Nachwuchs immer nur wieder mit Gewalt antworten. Die übrigen Hauptſtädte des Feſtlandes halten einfache Gewalt für die richtige Politik. Jede Revolution iſt nun zwar eine Kritik des Betrugs und der Gewalt, ſie macht die Staatsweiſen der beiden unſittlichen und ſchließlich haltloſen Syſteme ſtutzig; ſobald aber die Herren den Betrug wieder zur Verfaſſung Frankreichs gemacht ſehn, ſind ſie getröſtet. Dann geht's wieder ſeine fünfzehn Jahre ſo fort. Dies wird eine erbärmliche Abſchlagszahlung. Man

muß aber freilich nehmen, was man kriegen kann, und was die Menſchen nicht verſtehn, können ſie mit aller Tapferkeit nicht erobern."

Es wurde noch manches verhandelt, vornehmlich über die Stellung Frankreichs in Europa. Nach der Verwahrloſung und Verkommenheit Frankreichs durch den Despotismus Ludwigs XIV. und die Regierung Ludwig XV. erwarb ſich Frankreich und beſonders Paris die Achtung Europa's und eine tonangebende Stellung durch ſeine Forſcher und ſeine Schriftſteller. Als nun vollends dieſer Geiſt zu einem politiſchen Umſchwunge führte, wurde Paris unbeſtritten die Hauptſtadt des Feſtlandes. Hier waren die Franzoſen das erſte große Volk, welches die Politik zur Volksſache machte, und ſie aus dem verſchloſſnen Kabinet wieder auf's offne Forum hinausführte. Politiker aus den Reihen des Volks bewegten die Welt durch die Theilnahme dieſes Volks, und alle wurden ſo oder ſo bei den öffentlichen Angelegenheiten thätig.

Wir können die Thatſache nicht hinweg leugnen, daß Frankreich hiermit einen Vorſprung vor allen übrigen Ländern des Feſtlandes gewonnen hat, und es iſt kein Wunder, daß Aller Augen dorthin ge-

richtet ſind, wo die Sonne der neuen Welt aufgegangen iſt.

„Von dem Eindruck der erſten Revolution“, ſagte der Geheime Rath, „die der Welt dieſes große, ganz neue Schauſpiel giebt, daß ein ganzes Volk ſich ernſtlich in Bewegung ſetzt, um die großen Grundſätze der Humanität in's Werk zu richten, könnt Ihr Jüngern Euch daher gar keinen Begriff machen. Was jetzt vorgeht, iſt nur eine abgeſchwächte Fortſetzung, aber es iſt dennoch wieder die große Thatſache, daß das Volk politiſch lebt und leben will, daß es denkt, handelt und ſiegt.“

9. Die Wellen der Bewegung ſchlugen nach Deutſchland herüber, Heſſen-Kaſſel, Braunſchweig und Sachſen waren die nördliche Grenze ſiegreicher Volksbewegungen, in Hannover ſcheiterte die Bewegung, in Preußen nahm ſie gar keine politiſche Form an; aber die Gedanken der Menſchen wurden überall von dem Umſchwunge erfüllt, der Polizeiſtaat hatte einen freieren Inhalt bekommen, als ihm lieb war, und wenn der Umſchwung äußerlich das Heiligthum der heiligen Allianz, den Cerberustempel ſelbſt, nicht ergriff, wenn ſeine Wellen in Hannover erlahmten, und über die Preußiſche Grenze

nicht hinüberſchlugen, ſo hatte dafür auch Friedrich Wilhelm, der Dritte im Bunde, ruhig zuzuſehn, wie die Citadelle von Antwerpen durch die Franzoſen bombardirt und Belgien unter dem Schutze von England und Frankreich eine eigne conſtitutionelle Monarchie wurde. Mit der Uebermacht der drei nordiſchen Mächte war es vorbei, ſobald England und Frankreich ſich verſtändigt hatten. England hatte es erlebt, wozu es führte, daß Rußland ſeinen Schatten über das ganze Feſtland warf, bis nach Neapel und Cadix hinunter ſein Kommandowort geltend machte, und unverſchämt genug, ohne ſelbſt einen wahren Inhalt und Kern zu haben, ſeine gierigen Geſpenſteraugen nach Conſtantinopel und Indien hinüberſchweifen ließ. England ſelbſt war innerlich freier geworden, und die Julirevolution hatte die Macht ſeiner beſſern und weiter blickenden Politiker geſtärkt. Dies führte die alten Feinde, England und Frankreich zuerſt zuſammen, und ihr erſtes gemeinſames Werk war das Königreich Belgien.

Aus dem fremden Wort Revolution hat die Partei der Knechtung und der Knechte eine Vogelſcheuche gemacht. Das Wort Revolution ſoll den Menſchen in die Ohren klingen, wie früher die Hölle und der

Weltuntergang. Dies iſt auch bei vielen ſchwachen Seelen wirklich der Fall, während kein Menſch vor dem deutſchen Worte: Umſchwung zur Freiheit, Aufſchwung des Menſchen zu ſeiner Würde, und Kampf, ſein wahres Weſen zu erreichen, erſchrecken wird. Im Gegentheil, Jeder erſchrickt vor dem Umſchwung zur Knechtſchaft, vor der Erniedrigung des Menſchen zum rechtloſen Unterthan und zum Sklaven, Jeder erſchrickt vor den Lehren, die dem Menſchen das Erkennen und Erreichen ſeines wahren Weſens zu verkümmern ſuchen, indem ſie die Wiſſenſchaft mit der Ueberlieferung des Aberglaubens in den Bann thun und das freie Gemeinweſen aufheben durch die Vorrechte des Herrn von Gottes Gnaden vor den Millionen, die durch Gottes Zorn ſeine Knechte ſeien. Denn der Gnade, die den Herrn beglückt, ſteht nothwendig der Zorn entgegen, der den Knecht ins Unglück ſtürzt.

Wenn wir die Revolution und Contrerevolution ſo in's Deutſche überſetzen, ſo wird es jedem Verſtändigen klar, wo er ſeine Theilnahme hinzuwenden hat; und wir, die wir dieſe 33 Jahre, ſeit 1830, zu erleben das Glück hatten, ſehn jetzt die Wellen des weltbewegenden Um- und Aufſchwungs ſogar über Preußen, Oeſtreich und Rußland zuſammenſchlagen.

Noch mehr, wir ſehen auch Amerika von einem er bitterten Kampf für ganze Freiheit auf der Einen, und für ganze Sklaverei auf der andern, geſtürzt. Wenn wir nun unſre Augen vor dem Unglück des Kampfes verhüllen möchten, ſo haben wir ſie dagegen ſtolz zu erheben bei dem Anblick der Rieſenſchritte, welche die ganze Menſchheit ihrem großen Ziele entgegen thut.

10. Der Sieg in Paris war eine Nachricht, die ſich in alle, auch die unterſten Schichten der Geſellſchaft verbreitete. Wo man ſonſt nichts von den Tagesbegebenheiten hörte, in jede Hütte, in jeden Waldwinkel drang die Erzählung von der dreitägigen Schlacht, von dem Siege des Pariſer Volks und von der Flucht des Königs. Die Leute erfuhren auch, weswegen der König und ſeine ganze Familie landflüchtig geworden, und daß die Franzoſen nun die Tyrannei abgeſchafft, die er habe einführen wollen. Die allgemeine Verbreitung dieſes Gedankens gab ihm die Macht, ſich geltend zu machen. Der Menſch handelt nach ſeinen Gedanken, und der Staat hat kein andres Daſein, als in den Gedanken der Menſchen. Ihr Wille, d. h. der nach außen gekehrte Gedanke, iſt ſein Geſetz; wie ſich nun die Gedanken und der Wille der Menſchen ändern, ſo ändert ſich auch

ihr Staatswesen. Als daher plötzlich den Leuten der Gedanke durch den Kopf ging, sie könnten ihre Mißbräuche so gut abstellen, als die Franzosen dies gekonnt, da waren die Staatsumwälzungen fertig, die wir 1830 erlebt haben. Wo man Mißbräuche fand, da ging man ihnen zu Leibe. Dazu kam noch das böse Gewissen der Regierungen, die ihre Versprechungen von 1813 und 1815 nicht gehalten und den 13. Artikel der Bundesakte nicht ausgeführt hatten.

In Braunschweig wurde Paris am genausten wiederholt, der Herzog weggejagt, sein Schloß niedergebrannt und ein neuer Herzog eingesetzt. Sonst begnügte man sich überall mit der Abstellung von Mißbräuchen unter den nämlichen Regenten, obgleich diese bis dahin grade in den Mißbräuchen ihre besten Einrichtungen gesehn hatten.

Nicht der geringste Zweifel an der Macht und an dem guten Willen der Menschen, sich ihrer Mißbräuche zu entledigen, kann obwalten; die große Frage war nur, ob sie diese Mißbräuche erkannten und mit dieser Erkenntniß sah es überall sehr windig aus. In Frankreich schaffte man das Polizeiregiment, diese Drahtzieherei von Paris aus, nicht ab, man machte die Städte und Gemeinden nicht frei, überließ ihnen

nicht einmal die Wahl ihrer eignen Burgemeiſter, man fuhr fort, Alles zu kommandiren, ſtatt dem Kommando überall ein Ende zu machen, und an die große Hauptſache, die Abſchaffung der Armee, dachte keine Seele. Im Gegentheil, man ſchaffte noch eine neue Art Soldaten, die Nationalgarde, an, und was Frankreich that, das ahmte alle Welt nach: alſo man lud ſich nur immer mehr Polizei und immer mehr Soldaten auf den Hals und machte aus alten vernünftigen Leuten Narren und dumme Jungen, die ſich ohne allen Sinn und Verſtand auf den Exercierplätzen herumtrieben, angeblich als Wächter der Freiheit gegen den Despotismus, in Wahrheit nur eine große Polizeitruppe und ohne alle Macht gegen die ſtehende Armee, das eigentliche Werkzeug der Knechtſchaft. Die Sache iſt einfach genug: nicht die Polizei muß die Bürger, ſondern die Bürger müſſen die Polizei unter ſich haben; nicht die Soldaten müſſen den Staat, ſondern der Staat, d. h. das Parlament muß die Soldaten regieren, Soldaten, die keine Bürger und allen bürgerlichen Geſetzen entzogen ſind, darf es gar nicht geben. Aber dieſe einfachen Bedingungen der Freiheit werden noch heutiges Tages ſehr wenig verſtanden. 1830 waren dieſe Fragen

noch gar nicht aufgeworfen; denn daß Paul Louis Courier ſolche Dinge ernſtlich gemeint, glaubte kein Menſch, man dachte, er hätte nur ſeinen Spaß damit gehabt, wenn er ſagte, „kein Volk wäre beſſer vertheidigt, als das, welches keine Armee hätte.“

Aber bei aller Halbheit und bei allem Widerſpruch zwiſchen dem, was man wollte und dem, was man that, war die Erſcheinung dieſer Bewegung von 1830 etwas Außerordentliches. Die gehobene Stimmung und das aufgeregte Selbſtvertrauen der Menſchen brauchte nur einen klar erkannten Zweck, um ihn ſogleich zu ergreifen und durchzuſetzen. Wo es ſich daher nur um unerfüllte Verſprechen der Herrn und um Einführung einer Volksvertretung handelte, brauchte die Frage nur aufgeworfen zu werden, um auch in einem gewiſſen Sinne ſogleich ihre Erledigung zu finden, d. h. immer mit Beibehaltung der alten, perſönlichen Souveränität, denn das Volk ſollte ja nur vertreten werden, d. h. Fürſprecher bei ſeinem Herrn erhalten, der Herr aber nach wie vor Herr bleiben. Dies hölzerne Eiſen, der Konſtitutionalismus, war der Hauptgegenſtand und Zweck der unklaren Bewegung. Sie iſt eine Art Anzweiflung des Herrnthums. Wo daher der politiſche Zweifel noch nicht

aufgetaucht war, da gab es auch keine Bewegung. So in Preußen. Die unbeſtrittne perſönliche Souverainität Friedrich Wilhelms III. und der eingelernte ſoldatiſche Gehorſam gegen den königlichen Oberkommandanten waren dort die Urſache der Unbeweglichkeit und Stumpfheit des Volks, das weder eine Meinung, noch einen Willen zu haben wagte und ſich von jedem Schnurrbart zitternd den Mund verbieten ließ. Der König hatte zwar ſein Wort, ja ſein Geſetz vom Mai 1815 nicht gehalten, der Juni mit La belle alliance folgte zu raſch auf dieſen Mai, aber er genoß dennoch das allgemeine Zutraun, wahrſcheinlich hatten ſeine Unterthanen die voreiligen Maiverſprechungen gar nicht geleſen, und der geregelte ebenmäßige Verlauf der Staats- oder Polizeimaſchine, in den er, ſehr ungleich ſeinem witzigen Nachfolger, durch keine Willkür oder perſönliche Phantaſie eingriff, glich einer Art Verfaſſung und war in der That nur um die machtloſen Kammerreden ſchlechter, als all die andern Verfaſſungen; um die auswärtige Bedientenpolitik, die ruſſiſche Familieneinheit und die Verfolgung der Studenten und Univerſitäten kümmerte die geiſt- und ehrloſe Maſſe der Menſchen ſich nicht im mindeſten.

Außerdem iſt der ſteife und ſtarre preußiſche Charakter, die proſaiſche Langſamkeit des Nordens ein ganz anderes Fahrwaſſer, als die Beweglichkeit und die angeregte Geſelligkeit des Südens und der kleinen außerpreußiſchen Staaten.

11. In den kleinen Verhältniſſen einer Landſtadt, wie Jena, wo die einheimiſche Bevölkerung von den Fragen der geiſtigen und politiſchen Entwicklung der Zeit eben ſo entfernt war, als ſich die Zugvögel der Univerſität darin eingeſchloſſen fühlten, erſchien die Nachwirkung der Julitage natürlich nur auf burleske Weiſe, die aber immer noch lehrreich genug iſt, um das Große im Kleinen darzuſtellen.

Die Leute ſteckten die Köpfe zuſammen, und man ſah wohl, daß etwas vorging, aber es verlautete nichts, ja, es war ſchlechterdings nicht zu erfahren, worin das allgemeine Geheimniß beſtand. Dies ging ſo fort bis zum Markttage. Der Markttag war ungewöhnlich ſtark beſucht, und es war eine Art Verabredung vor ſich gegangen. Das wurde uns des Abends klar, denn die Frau Heumann, unſre Gärtnerin und Haushälterin, kam ſehr aufgeregt nach Hauſe und ſagte: „Mir müſſen ooch unſern Krawall haben, anders geht's nu mal nicht, und morgen ſoll's losgehen!“

Wir fragten mit unterdrückter Heiterkeit, was ſie denn verlangen wollten.

„Das wiſſen wir noch nicht“, erwiderte ſie, „aber daß es nicht ſo bleiben kann, iſt gewiß! Morgen ſoll's auch feſtgeſetzt werden, was werden ſoll!“

Wir gingen zu unſern Freunden und theilten ihnen zu ihrer nicht geringen Ergötzung dieſe Rede mit. Als unſre Gärtnerin am andern Tage wieder vom Markte kam, ſagte ſie äußerſt vergnügt, jetzt wüßten ſie, was ſie wollten: „Abſchaffung der Hundeſteuer und des Brückenzolls zwiſchen Großen Jane und Wenichen Jane.“

Die Forderungen des Jenenſer Volks verbreiteten ſich ohne alle Zeitungen wie ein Lauffeuer, und in wenigen Stunden wußte Alles die große Neuigkeit. Schon am Nachmittage war ein Ausſchuß von Bürgern gebildet, der eine Staatsſchrift an die Regierung in Weimar aufzuſetzen hatte, um die zwei Punkte der neuen Magna charta durchzuſetzen. Zugleich drängte ſich's auf dem Markt und in den Straßen von Studenten, Bürgern und Profeſſoren. Man ſcherzte, berieth, fragte, was es gäbe, und nur hie und da erſchienen ängſtliche Geſichter. So wurde es dunkel;

da plötzlich ging, auf dem Bergrande nach Kahla zu, Profeſſor Suckow's einſame Scheune in Flammen auf und leuchtete wie eine mächtige Fackel.

Nun wurde Vielen ernſtlich bange. Man fürchtete ſich nicht vor den Leuten aus der Stadt, die kannte man; aber man fürchtete ſich vor irgend einem Feinde, der irgendwoher anrücken werde. Dieſer mächtige Unbekannte war das Geſpenſt, das alle Welt in Schrecken ſetzte. Die Bewegung wurde lebhafter, der Zuſammenfluß von Menſchen immer größer, man hätte nicht denken ſollen, daß in dem kleinen Jena ſo viel Menſchen aufzutreiben wären. Dabei war kein Frauenzimmer und kein Gaſſenbube zu ſehn. Der ganze Markt füllte ſich mit Männern.

12. Wir waren ſehr geſpannt, was nun weiter werden würde. Da trat aus dem Haufen der Curator der Univerſität, der Herr von Ziegeſar, zu mir heran, nahm mich bei Seite und fragte ganz erſchrocken, was ich ihm riethe, daß er thun ſolle, oder was wir bei der Sache thun könnten?

Da ich nie mit ihm verkehrt hatte, ihn aber wohl als eine gutmüthige Null kannte, ſo war ich nicht wenig verwundert über dieſe Auszeichnung und konnte nur daraus ſchließen, daß er, wer weiß aus welcher

Quelle, erfahren hatte, ich ſei ein Anſtifter von „Krawallen“, wie man damals ſagte.

Ich wollte aber ſein Vertrauen nicht betrügen und ſagte ihm, er möge um alles in der Welt nicht hervortreten, auch der Regierung nicht rathen, Gewalt zu brauchen. Das Einzige, was man hier thun könne, ſei, die Leute ruhig gehn zu laſſen, und namentlich die Studenten, wie ſie ſchon vorgeſchlagen hätten, ungehindert eine Sicherheitsgarde bilden zu laſſen. „Es iſt gar nichts zu ſichern“, bemerkte ich, „da nichts in Gefahr iſt, aber es glaubt's doch jedermann; und die Studenten werden ſich nicht wenig dabei erholen.“

„„Da kann ich Ihnen alſo Alles überlaſſen und mich dabei beruhigen?““

„Ich bitte mich nicht mißzuverſtehen, Herr von Ziegeſar, nicht mir, ſondern dieſen friedlichen Leuten, die Sie hier um ſich ſehen, iſt Alles zu überlaſſen, und die Behörden haben ſich nur nicht einzumiſchen, ſo werden ſie gewiß nicht der Gegenſtand des Angriffs werden. Wenn ſie aber mit Verboten oder Drohungen auftreten wollten, ſo würden ſie nur Unglück herbeiführen.“

„„Da ſtimme ich Ihnen vollkommen bei, das darf nicht ſein! ich danke Ihnen, Herr Doctor!““

Was wollte er von Dir? fragten meine Freunde neugierig, als ich wieder zu ihnen trat, und lachten herzlich, als ich's ihnen erzählte.

13. Die Studenten waren im Umſehen als Sicherheitsgarde eingerichtet und luden uns ein, dazu zu treten und die Runden mitzumachen.

„Da muß ich auch mit halten", ſagte der alte Hofrath Suckow, ein ſchwächliches ſchüchternes Männchen, „denn meine brennende Scheune iſt doch an dem ganzen Aufruhr ſchuld."

Es war bewundernswürdig, wie bald Alles mit Säbeln und Schlägern verſehen zu den Runden bereit war. Wo kamen all die Waffen her, in dieſem Sitz des Friedens und der Muſen? Ich ſelbſt erhielt, ich weiß nicht, von wem, einen großen Sarras, und nun ging's auf die Hauptwache, wo die Ehrenſtellen ausgetheilt und die Rotten eingeſchrieben wurden.

Natürlich mußte ſogleich eine Runde verſucht werden; und ich hatte die Ehre, ſie mit dem Herrn Hofrath Suckow zuſammen, anzuführen. Der Dr. Herzog, ein ſtämmiger Schweizer, der als Schriftſteller in Jena lebte, ſchloß den Zug. Wir verließen die Stadt, zogen durch's Paradies, ſo heißen die An-

lagen an der Saale, und wendeten uns dann nach der Kahlaer Straße; in dieſer Richtung lag Suckow's Scheune, mit der die Aufrührer das Zeichen gegeben hatten; — da erſcholl in der Ferne ein wildes Geſchrei.

„Der Feind! der Feind! da kemmt der Feind!“ hieß es, „es ſind die Bauern!“

Ich commandirte halt und ließ den erſchrocknen Hofrath Herzogs Platz im Hintertreffen einnehmen, Herzog aber zu mir vorkommen. Dann rückten wir raſch an die Brücke der Leuctra und erwarteten dort aufgeſtellt, den Feind.

Dieſer ließ auch nicht lange auf ſich warten. Mit lautem Gebrüll kam er auf die Brücke los. Es war ein Haufe benebelter Studenten, und als wir ſie anhielten und die Parole verlangten, ſchrieen ſie: „Oelmühle! (ſo hieß das Wirthshaus) und gut Bairiſch!“ womit wir ſie natürlich ziehen ließen.

„So, Herr Hofrath! nun können Sie wieder vorkommen!“ rief Herzog, und gab ihm ſeinen Ehrenplatz wieder.

14. Als dies einige Tage gedauert hatte, kamen die Leute von allen Seiten herbei, um ſich unſere Revolution anzuſehen. Eines Tages erſchien auch

der Rentamtmann vom Ende des Jenaer Thals, er wohnte auf dem Uferkamm, Dornburg gegenüber, bei dem die Schmids ihre Strafzeit als Weimarſche Hochverräther abgebüßt hatten. Er war eine heitre Bekanntſchaft von uns, hatte uns wiederholt bei ſich bewirthet, und war merkwürdig wegen ſeiner blechernen Naſe, an der ſeine Brille befeſtigt war, und die er aufhob, wenn er eine Priſe nahm. Natürlich empfingen wir ihn ehrenvoll, und bewirtheten ihn in der Sonne mit Burgunder. Asverus machte aber einen Anſchlag, damit er doch auch etwas von der Revolution erführe; und als er abreiſ'te, und wir ihn an den Wagen begleitet hatten, eilten wir ihm durch nähere Quergäßchen zuvor, fanden dort eine Runde, die Asverus hinbeſtellt hatte; und als nun der Wagen mit dem Rentamtmann heranrollte, warfen wir ihm die Runde entgegen, hielten ihn an, fragten wer er ſei, und verhafteten ihn im Namen des Großherzogs.

Einen Augenblick war er im heftigſten Wortwechſel mit der bewaffneten Macht, der er ſich aber endlich gefangen gab, und eben ſchickte er ſich an, vom Wagen zu ſteigen, als wir hervorkamen, und ihm ſeine Freiheit wiedergaben.

Zuerſt freute er ſich ſehr; dann aber wurde er zornig und ſchalt: „Das war aber doch ein dummer Spaß! ſo muß man mit ſeinen Freunden nicht ſcherzen! Leben Sie wohl, meine Herren, leben Sie wohl!“

Wir hörten ſpäter, daß er die Geſchichte ſehr übel empfunden und einen Augenblick gedacht hatte, man ſei in ſeiner Abweſenheit über die Rentamtskaſſe gerathen, habe die Rechnung nicht richtig gefunden, und er werde nun deshalb feſtgenommen. Der Schreck machte ihn krank, und er war mehrere Tage bettlägerig, was wir ernſtlich bedauerten. Als er uns aber gehörig ſeine Meinung geſagt hatte, verzieh er uns, und der alte Verkehr war wieder hergeſtellt.

15. In dieſer Zeit liefen Gerüchte über die Bewegungen der Preußen um, denen nichts anders zum Grunde lag, als die Furcht oder die Hoffnung, wie man gerade von ihnen dachte. Einmal ſollten die Preußiſchen Huſaren ſchon in Saalfeld ſein, und Asverus wünſchte, daß ſie nur den Muth haben möchten, dieſen ganzen kleinen Kram in den Sack zu ſtecken. Der Sack iſt immer noch nicht fertig, und wenn er nahe daran iſt, weiß jedesmal irgend ein böſer ſchwarzweißer Geiſt ihn wieder aufzutrennen.

Es konnte nicht fehlen, daß bei dem allgemeinen Aufſchwunge auch die Studenten wieder Muth faßten, und die langunterdrückte Burſchenſchaft wieder herſtellten. Die alte Geſinnung der Freiheit und Gleichheit aller Studenten, die zu unſrer Zeit geherrſcht hatte, war vollkommen verſchwunden geweſen. Die Verbindungen hatten die Herren und Tyrannen der Nichtverbundnen geſpielt; und dieſe bildeten die große Maſſe. Selbſt die Verbindung der Germania, welche ſich als Fortſetzung der Burſchenſchaft anſah, hegte wahrhaft ruſſiſche Gedanken. Ehrenhaft und ebenbürtig erſchienen ihr nur ihre eignen Mitglieder, und dieſe mußten die beſten Schläger ſein, die dann mit den Uebrigen machten was ſie wollten, ein ſchändlicher Mißbrauch körperlicher Ueberlegenheit, ganz die alte Rohheit der Landsmannſchaften, welche durch die Unterdrückung aller unſrer Verbeſſerungen raſch wieder hergeſtellt worden war. Nun, da der Druck der Behörden nachließ, empörte ſich natürlich das Gefühl der Leidenden gegen dieſe entehrende Bedrückung, und es entſtand ſogleich eine große Verbindung, welche die alten freien Formen und Grundſätze der Burſchenſchaft offen wieder zu den ihrigen machte. Nun trat die Frage auf, ob ſich die bisher-

rigen Tyrannen, die nicht über dreißig auserleſene Raufbolde zählten, mit der Maſſe vereinigen ſollten. Beide Theile wandten ſich an Schmid und mich, wir hatten verſchiedne Unterredungen mit ihren Abgeſandten, und ich rannte mit den Tyrannen ſo ſcharf zuſammen, daß ich ihnen rund heraus ſagte, wir erkennten ſie nicht als unſre Nachfolger an, müßten ſie vielmehr nur für die erbittertſten Feinde aller Freiheit erklären, denen wir nur rathen könnten, gleich nach Rußland auszuwandern.

Schmid fand, ich ſpräche mich zu ſcharf aus, und der abgeſandte Jüngling fragte, ob er denn auch ſo rückſichtslos antworten dürfe, als ich mich ausgeſprochen hätte.

Ich erwiderte, das verſtünde ſich von ſelbſt, meine Rückſichtsloſigkeit ginge aber nur gegen tyranniſche und knechtiſche Anſichten, und ſei in der Welt nichts weiter, als der Inhalt und das Verdienſt der gegenwärtigen Revolution, der die Unterſcheidung der Studenten in Herren und Heloten durchaus weichen müſſe. Sie hätten ſich dieſem Geiſte nur zu unterwerfen. Wollten ſie ſich ihm aber widerſetzen, ſo wäre ich für eine unbarmherzige und rückſichtsloſe Verfolgung, durchaus nicht für eine Schonung, weder

ihrer Anſichten, noch ihrer Perſonen, und würde eine ſolche Politik gegen ſie bei der Mehrheit befürworten.

Unſre ernſtlichen Vorſtellungen führten allerdings Vereinigungsverſuche herbei. Ich erinnere mich nicht, ob ſie gelangen, jedenfalls wären ſie für die bisher Beherrſchten und Unterdrückten bedenklich geweſen. Es kam aber dazu, daß wir die neue Verbindung, die ſich Arminia nannte, förmlich als Burſchenſchaft anerkannten, und ihr die Fahne, ein Geſchenk der Jungfrauen Jena's, die wir auf dem Lande in ſichrer Hut wußten, und die ſo viele Jahre nicht entfaltet worden war, wieder verſchafften und förmlich und feierlich übergaben. Auch die Behörden zeigten ſich dieſer Wiederherſtellung eines freieren umfaſſendern Gemeinweſens der akademiſchen Jugend günſtig; und die neue Burſchenſchaft gab einen glänzenden Ball, zu dem alle Profeſſoren und der Curator eingeladen waren und größtentheils erſchienen.

Zur Eröffnung des Balls wurde die Marſeillaiſe vorgetragen, und der den erſten Tanz anführte, that es mit einer jungen Gräfin Pappenheim, die durch ihre Schönheit, aber eben ſo ſehr durch ihre Aehnlichkeit mit Bonaparte Aufſehn erregte. Wir haben nicht zu vergeſſen, daß ſein Geſicht damals in der

Oppoſition war, und die gehäſſigen Züge rückſichtsloſer Tyrannei erſt ſpäter wieder erlangt hat.

16. Als neun Monate verfloſſen waren, ohne daß ich eine Antwort vom Könige von Preußen erlangt hatte, ſchrieb ich noch einmal an Seine ſäumige Majeſtät und ſagte, ich könnte mir allerdings wohl vorſtellen, daß die Ereigniſſe Seine Majeſtät mit dringendern Geſchäften überhäuft hätten, glaubte aber doch, daß ich nach neun Monaten endlich um eine Antwort auf meine Eingabe bitten dürfte. Sie erfolgte nun umgehend, und Seine Majeſtät drückten die Hoffnung aus, daß ich hinfort als guter Bürger im Staate leben werde. Ich glaube allerdings einer der beſten Bürger dieſes Staats geweſen zu ſein, und noch heutigen Tages ſein wahres Wohl richtiger zu verſtehen, als die Hohenzollern und ihre bisherigen Rathgeber. Die Zukunft wird es lehren. Der Preußiſche Staat hat aber den Begriff des guten Bürgers bis jetzt noch nicht ſo weit entwickelt, daß er zu dem meinigen ſtimmte, wie dies z. B. in England der Fall iſt; und ſo hat die Regierung des Staatsſtreichs vom 5. November es denn für gut befunden, mich meiner Bürgerrechte und meines Eigenthums durch die bewaffnete Macht zu entkleiden, ledig-

lich darum, weil ich über dieſe Bürgerrechte andere Anſichten ausſprach und drucken ließ, als Friedrich Wilhelm IV., der Herr von Manteuffel und der Herr von Hinkelbey hegten und zu hören wünſchten.

Daß die Dynaſtie und ihre Räthe mich auf dieſe Weiſe widerlegen würden, konnte ich natürlich 1830 noch nicht wiſſen, als ich mich thörichterweiſe darum bewarb, wieder ein Bürger des Staates ſein zu dürfen, in dem ich zu Hauſe gehörte.

Im Winter begab ich mich nun nach Halle, um mich mit Hermann Niemeyer über meine dortige Anſiedelung zu beſprechen, und Oſtern 1831 begann ich am Pädagogium und am Gymnaſium des Waiſenhauſes Unterricht zu geben. Ich vertrat am Pädagogium einen Lehrer, der an der Schwindſucht litt, und lehrte für ihn Griechiſch, Lateiniſch und Deutſch; auf der lateiniſchen Schule des Waiſenhauſes lehrte ich deutſche Metrik. Das Pädagogium bezahlte die Stunde mit fünf, das Waiſenhaus mit 2½ Silbergroſchen. Im rechten Flügel des Pädagogiums mit der Ausſicht auf die Statüe Franke's fand ſich zu ebner Erde eine leere Wohnung, die mir Niemeyer anweiſen ließ, und in der ich ſechs Monate lang eifrig dieſen und meinen literariſchen Geſchäften nachging.

VII. Halle und Italien.

Der neuen Heimath und der neuen Freunde
Zu raſch verſchwundnes Bild will ich erneun,
Der Liebe Glück, Italiens Leid und Luſt,
Und neue Trauer, die den Blick umflort,
Und neue Flucht zum Himmel des Gedankens,
Dem ſichern Ordner alles irdſchen Schwankens.

1.

Das Pädagogium.

1. Hermann Niemeyer war mir von der Universitätszeit oberflächlich bekannt, wir hatten aber einige gemeinsame Freunde gehabt und faßten jetzt rasch Vertrauen zu einander, da wir von Gemüthsart nicht ungleich waren, in der Gedankenfreiheit zusammenstimmten, und ich ihn sehr bald für meine platonischen und humoristischen Studien gewann. Mit Epigrammen, Gelegenheitsgedichten und allerlei komischen Bildern, die ich in Jena entworfen hatte, und später unter dem Titel: „der Novellist“ gedruckt habe, machte ich mir ihn und manche Andre, bei denen er mich einführte, zu Freunden. Dies waren die jüngern Docenten, welche die Freitagsgesellschaft bildeten, die etwas ähnliches war, wie die Burgundergesellschaft in Jena, unter ihnen vornehmlich Ritschl, dann aber auch Leo, Rosenkranz, Rosenberger und

der alte Meier, wie wir ihn zu nennen pflegten, der Philolog.

Niemeyer ſtellte mich natürlich auch den Lehrern am Pädagogium vor, dem Inſpektor Schmidt, den Doktoren Stahr, Echtermeyer, Fleiſcher und Rein, die ich dann täglich auf der Anſtalt ſah. Unter ihnen wurde ich bald mit Stahr und Echtermeyer am vertrauteſten, mit Fleiſcher kam ich erſt ſpäter in ein näheres Verhältniß. Mit Echtermeyer brachten mich meine Kritiken in den Unterhaltungsblättern von Brockhaus in nähern Verkehr. Er knüpfte jedesmal allerlei Betrachtungen daran, kam eigens zu mir und erörterte die Gegenſtände auf eine gelehrte und geiſtvolle Weiſe. Auch Roſenkranz nahm Theil an dieſem muntern Treiben, das er mir ſpäter, nach den Jahrbüchern und nach der Revolution, in ſeinem mißlungnen Verſuch über das Häßliche, ſehr vornehm als mein einziges Verdienſt anrechnet. Roſenkranz und Echtermeyer, beides Anhänger der Hegelſchen Philoſophie, die aber Roſenkranz, wie ich mich ſpäter überzeugte, weder im Häßlichen, noch im Schönen, weder im Logiſchen noch im Pſychologiſchen verdaut hat, denn er iſt völlig unlogiſch und undialektiſch, Roſenkranz und Echtermeyer waren damals

ebenfalls noch munter und hegten einen Augenblick den Plan, wir ſollten doch ein belletriſtiſches Journal errichten.

Echtermeyer brachte dies auf's Tapet in einer Geſellſchaft in Niemeyer's Gartenhaus, als ich, etwas erhitzt von einem Spaziergange, dazukam, mir von den Damen, mit denen ich ſehr bald auf guten Fuß gekommen war, die Erlaubniß ausbat, die Fenſter einige Minuten ſchließen zu dürfen, wegen des Zugs, gegen den ich ſehr empfindlich ſei, und dann den Vorſchlag ſo lebhaft angriff, daß ich mich nur noch mehr erhitzte. Die ganze männliche Geſellſchaft nahm übrigens den lebhafteſten Antheil an dieſer Erörterung. „Nach der Julirevolution", rief ich aus, ſei dieſe Literatur über die Literatur, in der wir uns in Deutſchland herumtrieben, und die ganze abſtracte Belletriſtik, das ſchwindſüchtige Künſtlerthum ohne Blut und Leben, ein veraltetes Weſen, oder vielmehr ein Unweſen, das wohl noch fortlebe, und im Morgenblatt gut genug dargeſtellt ſei, das wir aber doch wohl nicht als etwas Neues und Zeitgemäßes in einer neuen Form auftiſchen wollten. Man müſſe jetzt nothwendig den ganzen Geiſt der Gegenwart in Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik in Bewegung ſetzen, wenn man dem Be-

dürfniß und den Erwartungen der Menſchen entſprechen wolle. Ich ſprach vom Hermes, wie richtig der Plan geweſen, und woran er meiner Meinung nach geſcheitert ſei.

Ehrenthalber vertheidigte Echtermeyer ſeinen Plan noch eine Zeit lang, dann wandte er ſich aber herum, gab mir die Hand und ſagte: „Uebrigens will ich nur geſtehen, daß ich durch und durch Ihrer Anſicht bin, und daß ich Ihren Widerſpruch und Ihre Kritik mit der größten Befriedigung angehört habe. Sie gehn der Sache gleich ſo gründlich zu Leibe, daß es zum Austrage kommt. Das muß uns mit der Zeit noch zu etwas führen.“

Die Damen, die ohnehin von unſerm Gegenſtand nicht ſehr erbaut ſein mochten, beſchwerten ſich nun über die verſchloſſenen Balkonfenſter und ich öffnete ſie natürlich ſogleich. Die Sitzung wurde aufgehoben, wir gingen in den Garten und ich beſprach mich noch lange mit Echtermeyer über die Nothwendigkeit eines neuen Journals; aber ſo nahe uns gleich im Anfange unſrer halliſchen Zeit dies Geſpräch an den Plan unſrer ſpätern gemeinſamen Wirkſamkeit heranbrachte, ſo wurde doch diesmal nichts wei-

ter erreicht, als daß der Vorſchlag zu einem belle-triſtiſchen Journal in den Brunnen fiel.

2. Echtermeyer ſprach fortdauernd mit mir von der Philoſophie; vom Platonismus wollte er jedoch nichts wiſſen, obgleich er nicht damit bekannt war, es verſtünde ſich von ſelbſt, daß eine ſo abgeſtandne, alte Geſchichte in der gegenwärtigen Zeitbewegung zu nichts dienen könne, was davon zu brauchen ſei, müſſe nothwendig in der Hegel'ſchen Philoſophie enthalten ſein. Dies gab natürlich Erörterungen, in denen ich durch die genaue Sachkenntniß den Vortheil auf meiner Seite hatte. Dabei war er damals noch äußerſt poſitiv, und hierdurch geriethen wir auf unſern Spaziergängen in lange, oft heftige Streitigkeiten. Um mir z. B. die Unſterblichkeit zu beweiſen, pflegte er zu ſagen, man könne ſich hier nicht ausleben, worauf ich dann erwiderte: Die Meiſten lebten ſich nur zu ſehr aus, Manche überlebten ſich ſelbſt, wie der alte Göthe, im Uebrigen ſei der Grund weiter nichts, als eine Entſchuldigung für die Nichtsthuer, die ihre Zeit verſäßen und verſäumten, eine Bemerkung, die in ſpätrer Zeit ſehr perſönlich wurde, als ich die Erfahrung machte, daß er nie fertig zu werden wußte, und die Abſchlüſſe aller ſeiner Arbeiten

immer bis ins Unendliche hinausſchob. „Da brauchſt Du freilich die Unſterblichkeit“, pflegte ich zu ſagen, „ich ſage Dir aber vorher, daß Du's in jenem Leben nicht beſſer treiben wirſt, als Du's Dir hier angewöhnſt!“

Noch ſeltſamer war einmal der Einfall: er wolle Tag und Stunde der Geburt Chriſti philoſophiſch beweiſen, worauf ich ſehr ärgerlich erwiderte, das ſei gar keine philoſophiſche Aufgabe, und wenn ſie ja geſtellt würde, gehöre ſie gar nicht nach Europa, ſondern nach Aſien.

„Uebrigens“, fuhr ich fort, „wäre ich doch neugierig, wie Du es anfaſſen würdeſt, beweiſe mir's doch geſchwind!“ Worauf er erwiderte, ſo etwas laſſe ſich nicht extemporiren. Ich habe ihm Zeit genug gegeben, er iſt aber begreiflicher Weiſe nie damit zu Stande gekommen, ſo viel ich ihn auch damit hänſelte, er ſei mir den Beweis noch ſchuldig.

Die Sache klingt ſo abentheuerlich, daß Mancher geneigt ſein wird, ſie zu bezweifeln; es ſollte mich aber wundern, wenn unſer gemeinſamer Freund Stahr ſich ihrer nicht ebenfalls noch erinnerte. Die Verbohrtheit der ungewaſchnen Hegelei jener Zeit war

aber von der Art, wie Göſchel und andre Pfaffen, dies ſchwarz auf weiß, hinlänglich dargethan.

In der Politik war mein ſpäterer revolutionärer Genoſſe damals ſogar noch gegen die Conſtitutionellen, mit denen er in Leipzig, wo er Verwandte hatte, öfters hart zuſammen gerieth. Ich ſelbſt kam ſeltner mit ihm darauf zu ſprechen, und da ich eben kein Verehrer des Betrugs war, mit dem man in Frankreich und Deutſchland das Volk abzuſpeiſen und die alte Herrſchaft nur zu verhüllen ſuchte, ſo trennte uns dies weniger. Dabei pries er mir Hegel's Rechtsphiloſophie an: ich las die Einleitung mit ihm zuſammen, weil ſie einer Erklärung aus dem Zuſammenhange des Syſtems bedurfte, und dann das Uebrige allein. Als ich damit fertig war, bemerkte ich ihm, mit dieſem Buche habe es eine ähnliche Bewandtniß, wie mit Platon's Staat. Beide ſeien nicht dazu geeignet, Vorbilder neuer Staaten zu ſein, und daß ſie Abbilder irgend eines wirklichen Staats ſeien, könne man auch nicht ſagen. So lange beide die begriffliche Entwicklung allein im Auge hätten, ſeien ſie hinreißend und vortrefflich; ſo wie es aber verſucht würde, das Zufällige, wie z. B. bei Hegel ein geſchichtliches Abkommen der Freiheit mit dem Her-

renthum, als nothwendig und als reine Entwickelung der Freiheit darzuſtellen, ſo würde die Sache abgeſchmackt. Das Zufällige gehöre der Geſchichte an. In der Geſchichte erklärten äußere Umſtände ſolche Dinge, wie die Engliſche Freiheit; als theoretiſche Nothwendigkeit ließen ſich aber weder die Lords, noch der Kronprinz, noch der König nachweiſen. Auch wiſſe Hegel nicht, was die öffentliche Meinung ſei, er verſtehe darunter offenbar nicht den Geiſt eines ganzen Volkes, wie er ſich bis zu einem gegebnen Augenblick entwickelt habe, dieſen werde er ſchwerlich als unberechtigt und ohnmächtig hinſtellen wollen, ſondern denke offenbar an zufällige Strömungen der Meinung, wie ſie gerade Mode werden möchte, deren Wankelmuth ſchon bei den Römiſchen Politikern ſprichwörtlich geworden war.

Echtermeyer erwiderte: die Politik ſei ihm weniger geläufig, nur halte er mehr von der Engliſchen als von der Franzöſiſchen Freiheit —

Ich fiel ihm ins Wort: „— weil in England die Freiheit, in Frankreich der Despotismus das Mächtige iſt. England und Amerika, das iſt im Weſentlichen das Nämliche — ein ſich ſelbſt regierendes Volk.“ Für dieſe Demokratie und ihre

weltbefreiende Macht hegte auch er die größte Hochachtung.

Wir wurden einander immer unentbehrlicher, ich kam ihm sehr nahe und begleitete ihn wiederholt nach Zeitz zu seinen Aeltern, wo wir vergnügte Tage verlebten. Unsre Streitpunkte trennten uns so wenig, daß sie uns vielmehr gegenseitig anzogen, und wenn er's gar zu arg mit dem paradoxen Mysticismus trieb, wie einmal mit der Behauptung: „Ein Gedanke, der auch nur gedacht und nirgend geäußert werde, trete dennoch in den großen Zusammenhang der Entwicklung ein und gehe nicht verloren"; so ließ er sich allen möglichen Spott sehr gutmüthig gefallen. Ich würde jene Behauptung unvollständig lassen, wenn ich nicht ausdrücklich hinzusetzte, daß die Entwicklung, die mit jedem neuen Gedanken dem widerfährt, der ihn denkt, nicht gemeint war, sondern das unmittelbare mystische Einwirken dieses Gedankens auf die allgemeine Entwicklung; denn die mittelbare Einwirkung erst auf den Denker und dann durch dessen weiteres Verhalten in der Welt auf den allgemeinen Zusammenhang bestritten wir andern ja in keiner Weise.

Ganz verlor sich bei Echtermeyer diese Neigung

zum Widerſinnigen nicht, inſofern hatte die Philoſophie ihn nicht ganz durchdrungen, und die dunkeln und unverdauten Theile der Hegelſchen Schriften ihn vorzugsweiſe angezogen; auch trat ſpäter nach ſeiner Trennung von mir der Gegenſatz in allen Punkten wieder grell hervor. Dennoch näherten wir uns jetzt ſehr bald ſo weit, daß wir ein und daſſelbe Ziel ins Auge faßten, obgleich noch ſechs Jahre darüber vergehen mußten, ehe ich zu irgend einer freien Herrſchaft über die philoſophiſche Bildung der Zeit gelangte; und dieſer Mangel konnte ſich mir nirgends fühlbarer aufdrängen, als in Halle, wo ich alle Tage mit begeiſterten Anhängern und gründlichen Kennern der Hegelſchen Philoſophie, wie Echtermeyer und Hinrichs, zuſammentraf.

3. Am Pädagogium war ich am meiſten beſchäftigt, und es war verabredet worden, daß ich mit der Zeit in eine der Lehrerſtellen, die freilich nur einige hundert Thaler abwarfen, eintreten ſollte. Ich machte daher meine Beobachtungen über den Zuſtand der Anſtalt mit beſondrer Theilnahme und fand am Ende, daß es beſſer ſein würde, das Verfahren Georg Bunſen's anzuwenden, um den guten Willen der Jungen zu gewinnen und ihrem böſen Willen allen

Vorwand zu rauben. Mit dem Unterricht mußte man unbedingt zufrieden ſein, er konnte aber gerade durch den beſſern Geiſt, der zu erzeugen war, weſentlich gefördert werden. Ich ſprach mit Niemeyer, ſchilderte ihm den jetzigen Zuſtand und ebenſo den, der zu erzielen war, wie ich dies ja bei Bunſen erlebt hatte, und erbot mich, dieſe Umwandlung vorzunehmen, wenn man mir bei der Einrichtung der neuen Lebensformen freie Hand gönnen wollte; dieſe müßten im Weſentlichen darin beſtehen, daß man die Zucht den Jungen ſelber übertrüge. Alsdann hätten ſie ſich gegen keinen Zuchtmeiſter mehr zu empören; und der Lehrer würde aus einem Gegner ein Freund und Vertrauter, der allemal ſo viel Einfluß haben werde, als ſeine Perſönlichkeit und ſeine Theilnahme an dem Leben der jungen Leute es mit ſich brächte.

„Das wäre eine bedeutende Umwälzung.“

„„Und eine ſehr nöthige.““

Die Einzelheiten, die ich reichlich bei der Hand hatte, weswegen und wie der Zuchtmeiſter, den Schmidt als Inſpector zu ſpielen hatte, geprellt würde, gab ich ihm an, habe ich aber hier zu übergehn.

„Sprich mit Schmidt. Ich will ihn vorbereiten. Er iſt ein gutes vernünftiges Kraut.“

„„Nur freilich in dieſem Punkt aus der alten Schule.““

„Er kennt die neue nicht.“

„„Ich habe nichts dagegen, ſie ihn kennen zu lehren, nur iſt er zu ſehr Partei, um ſich nicht zu widerſetzen.““

„Er iſt jünger als Du und kann Deiner Ueberlegenheit nicht widerſtehen. Mach's mit ihm aus.“

Hier kam ich nun aber ſchief an. Nicht daß Schmidt mir unfreundlich geſinnt geweſen, im Gegentheil: kaum hatte ihm Niemeyer unſre Unterredung mitgetheilt, ſo beſuchte er mich, holte mich mit ſeiner Frau zu einem Spaziergange ab und lud mich nach demſelben zu ſich ein. Aber meinen Vorſchlag, die Zucht aus den Händen zu geben und den Burſchen ſelber zu übertragen, ſich dafür aber einen deſto größern perſönlichen Einfluß zu ſichern, ſchien ihm der Weltuntergang zu ſein; er verwarf ein ſo wildes Unternehmen als völlig unpädagogiſch und zieh mich, wenn auch in milden Ausdrücken, einer thörichten Schwärmerei.

Ich wurde nun einiger Maßen bitter und erwi-

derte: „Sie ziehn es alſo vor, ſich ſo mitſpielen zu laſſen, wie die Rüpel es thun, ſtatt ſie zu zähmen und zu bilden.“

„„Sie haben nicht Erfahrung genug im Schulweſen.““

„Ich habe die doppelte Erfahrung meiner eignen Jugend und der Beobachtung Ihres Verfahrens und ſeiner nothwendigen Mängel. Zu dieſer Beobachtung ſind drei Monate vollkommen ausreichend, dreißig Jahre würden mich immer nur wieder das Nämliche lehren. Aber freilich läßt ſich mein Vorſchlag nicht ausführen, wenn Sie ſich ihm widerſetzen; und Sie widerſetzen ſich ihm, weil Sie mich nicht verſtehn, oder nicht verſtehn wollen.“

„„Und wenn ich Ihren Vorſchlag annähme, wer ſollte ihn durchführen!““

„Sie „!

„„Ich kann ihn nicht zu dem Meinigen machen.““

„Dann müßte ich die Zucht übertragen kriegen, um ſie bei der neuen Einrichtung an die Gemeinde der jungen Leute abzugeben, d. h. ich müßte die Umwandlung ſelbſt unternehmen.“

„„Das heißt, Sie müßten Direktor ſein!““

„Ich brauchte es nicht zu heißen, um es zu ſein,

müßte aber in dieſem ganzen Fach der Einrichtung des neuen Lebens allerdings völlig freie Hand haben."

„„Das ganze Lehrercollegium würde dadurch Ihnen untergeben.""

„In dem, was man nicht verſteht, iſt man immer untergeben."

Wir tranken unſern Thee, wie ſich denken läßt, in einiger Verſtimmung.

Bei Niemeyer beſchwerte ich mich aber, daß er ſeinen Mann ſo ſehr verkannt hätte. Er hätte mich gleich nicht an ihn verweiſen ſollen. Er ſei jung genug, aber auch pedantiſch genug, und wenn ſeine altfränkiſchen Anſichten maßgebend wären, ſo bliebe es natürlich bei den alten Mißbräuchen.

„Du verkennſt ihn. Du haſt ihn nur nicht überzeugt."

„„Freilich habe ich ihn nicht überzeugt; ich verkenne ihn aber ganz und gar nicht; auch iſt er deutlich genug geworden; und kurz und gut, ob ich finde, daß die Sache faul iſt, nutzt nichts, wenn er findet, daß ſie ſo bleiben muß. Ich habe auch nichts dagegen, daß Ihr ganz nach Eurem Geſchmack verfahrt, bemerke nur, daß es der meinige nicht wäre.""

4. Dieſe Sache blieb für immer auf ſich be-

ruhn, und weder Schmidt noch Niemeyer ließen mich den Zuſammenſtoß entgelten. Im Lauf des halben Jahres wurden nun aber am Pädagogium zwei bis drei offne Stellen mit ganz jungen Philologen beſetzt, und ich hatte die Ausſicht, allenfalls einmal der jüngſte Lehrer zu werden, obgleich ich mindeſtens ſechs Jahre älter war, als dieſe Ankömmlinge, und nur mit den vorgefundenen Lehrern ziemlich auf gleicher Altersſtufe ſtand.

Als ich dies gewahr wurde, und mich überzeugte, daß die alte Mühle der Mißbräuche mich höchſtens zu ihrem Kammrade machen und langſam abnutzen werde, ohne daß ich je auch nur die geringſte Ausſicht hätte, meine Perſönlichkeit geltend zu machen, und meine Anſichten durchzuſetzen, ſprach ich mit Niemeyer, theilte ihm meine Bedenken und zugleich meinen Entſchluß mit, an die Univerſität zu gehn, wo die Uebelſtände der Altersunterſchiede und der Grade nicht ſtatt fänden. Erwerben könne ich dort aber gerade eben ſo viel, als hier, nämlich meinen Lebensunterhalt, deſſen ich jetzt, bei meiner einfachen Art zu leben, durch Schriftſtellerei ſicher ſei.

Niemeyer fand hierin vielleicht einen Vorwurf, und ſagte bedenklich, indem er ſeinen Ring herum-

drehte, wie er es in ſolchen Fällen zu thun pflegte: „Das mußt Du ſelbſt wiſſen, alter Freund, ich kann weder ab- noch zurathen.“

Ich verſicherte ihn, daß ich die Schulverhältniſſe und meine beſondre durch die ſechsjährige Einſperrung etwas verſchobne Stellung durchaus nicht ihm zur Laſt lege, und mit meiner Erfahrung über dieſe Verhältniſſe vollkommen zufrieden ſei. An der Schule hinge ich hier und überall ganz von den Behörden ab, an der Univerſität hingegen könne ich mich auf's Publikum ſtützen, und ich glaubte die Mittel zu beſitzen, mir bei dem eine Stellung zu machen.

2.

Die Univerſität.

1. Ich ließ mich alſo bei der Univerſität noſtrificiren, da ich nicht in Halle promovirt war, und habilitirte mich. Als ich mit Gruber über die Sache ſprach, fragte er mich, was ich als Niederlaſſungsſchrift einreichen wolle. Ich hatte eine Darſtellung des Platoniſchen Syſtems im Sinne, er rieth mir aber, das Thema zu beſchränken, und ſo verfiel ich auf die Platoniſche Aeſthetik, die ich nun raſch

entwarf, in der Buchhandlung des Waiſenhauſes drucken ließ, und Niemeyer und Göttling zueignete. Dies iſt eine elegante und ſorgfältige Darſtellung der Platoniſchen Erörtrungen über das Schöne und die Kunſt. Meine Habilitirung als Philolog wurde hiedurch zu philoſophiſch, denn die Philologen kümmern ſich nicht um den Inhalt der Alten als ſolchen, und als Philoſoph wäre ich den Hegelianern nicht philoſophiſch genug geweſen; die Sache glich ſich aber ſehr bald von ſelbſt aus, wie denn auch der alte Meier bei dieſer Gelegenheit ſagte: „es leidet keinen Zweifel, daß unſer junger Freund aus ſich machen kann, was er will, obgleich ich überzeugt bin, daß er ganz ins Lager der Philoſophen übergehen wird." Dies war nun freilich unvermeidlich. Ich las Aeſthetik, und als ich mir die Sache zurechtlegte, und die „erſcheinende Idee", das Ideal, zu dem Begriff machen mußte, um deſſen Entwicklung es ſich handle, fand ich, daß bei Plato der Begriff der Erſcheinung höchſt mangelhaft erörtert ſei, und gerieth auf Hegels Logik, um nachzuſehn, wie er dort behandelt würde. Hier wurde ich nun aber ſogleich in die Dialektik hineingeriſſen, das Buch ließ mich nicht wieder los, und ich entdeckte zu meiner Freude den

untrennbaren Zuſammenhang der Beſtimmungen, der mich von dem Begriff der Erſcheinung auf den Anfang des gewaltigen Werkes zurückwarf. So wurde aus dieſem Studium eine Vorarbeit gemacht; und mit böſem Gewiſſen las ich meine Aeſthetik, denn ich ſah immer mehr ein, daß ich voreilig zu Werke gegangen war. Die Vorleſung mußte nun aber einmal durchgeführt werden. Was mir an Vorbereitung dazu noch abging, erſetzte ich durch Eifer und Gewiſſenhaftigkeit in meiner Arbeit. Meine Zuhörer waren faſt lauter ältere Philologen, und ich war nicht wenig ſtolz darauf, ihre Aufmerkſamkeit bis zu Ende zu feſſeln. Das Univerſitätsgebäude war damals noch nicht gebaut. Ich las im Niemeyerſchen Auditorium am großen Berlin, ein Ereigniß, das ich mir nicht hätte träumen laſſen, als ich 1821 zum erſten Mal in dieſen Hörſaal eintrat.

2. Als ſich in dieſem Jahre die Cholera zum erſten Mal zeigte, behauptete Echtermeyer, ſie ſei eine barbariſche Krankheit, und müſſe an der deutſchen Grenze halt machen. Sie kam aber bald nach Berlin und — ſogar Hegel, der deutſcheſte Deutſche, erlag ihr. Nun wurden ſeine Werke auf Subſkription herausgegeben. Ich unterzeichnete ſogleich, denn

ich hatte erfahren, was ich an ihm hatte, und was ich an ihm entbehrte.

3.

Die Kanzlerin Niemeyer und Louise Büsser.

1. Die Universitätsanfänge wurden aber durch ein Ereigniß unterbrochen, das mir ein ganz unerwartetes und neues Leben aufschloß.

Ich hatte mich bei der Frau Kanzlerin Niemeyer eingemiethet, weil mein Freund Ritschl ganz in der Nähe wohnte, und mir zu der Wohnung rieth.

„Nun mußt Du aber Deiner Wirthin auch einen Besuch machen, das erwartet sie", sagte er zu mir. Ich legte also meinen Frack an, und ging zu ihr hinauf. Merkwürdiger Weise hatte ich die liebenswürdige und vortreffliche kleine Frau, obgleich ich so viel bei ihrem Sohn verkehrte, niemals dort angetroffen und nie vorher gesehn. Um so angenehmer war ich von ihrem Empfange überrascht. „Mein Sohn Hermann hat mir oft von Ihnen erzählt, so sind wir ja alte Bekannte!" begann sie gleich. Wir unterhielten uns einige Minuten sehr angenehm. Dann fielen der kleinen Enkelin, welche sich am Fenster zu

thun machte, die Vorhänge fortdauernd wieder herunter, als ſie ſie aufzuziehen verſuchte. „Ich habe ſchon lange nach dem Manne geſchickt, der mir dies wieder einrichten ſoll, aber ....“ „O den Mann können Sie billig haben““, fiel ich ein, ging an's Fenſter, drückte alle die Halter der Rollenſtränge nieder, und zog ſie dann alle auf. Sie hatte kaum Zeit, vom Sopha aufzuſtehen, ſo ſchnell ging die Einrichtung vor ſich.

„Nun, das muß ich geſtehn! Sie ſind nicht blos ein angenehmer Geſellſchafter, wofür Sie überall gelten, Sie ſind auch ein nützlicher und practiſcher Mann. Es iſt mir eine rechte Freude, daß Sie bei mir eingezogen ſind und mich beſucht haben. Aber da fällt mir etwas ein. Sie kennen doch meinen Sohn Max?“

„„Ei freilich, ſehr gut.““

„Und er hat Sie gern. Nun iſt er etwas trübe geſtimmt, und ich möchte ihn gern erheitern. Stehen Sie mir auch darin bei, wie bei den Fenſtervorhängen. Ich will Ihnen ſagen wie. Eſſen Sie mit uns zu Mittag. Es klingt zwar ſonderbar, da wir uns heute zum erſten Male ſehen, aber wie geſagt, ich kenne Sie ja ſchon als einen Freund von Her-

mann und von Max, und ſo iſt es gar nicht ſo ſonderbar, wie es ausſieht. Alſo, wenn Sie wollen, ſeien Sie von heute an alle Tage unſer Tiſchgenoß! Es iſt doch beſſer, Sie eſſen mit uns, als allein auf Ihrem Zimmer."

„„Es iſt in jeder Hinſicht beſſer, und ich wüßte mir nichts Angenehmeres auszudenken.""

„Nun gut! Ich erwarte Sie alſo. Wir eſſen um Eins."

„„Werden die Leute aber nicht finden, Frau Kanzlerin, Sie hätten ſich übereilt?""

„Wer ſollte das wohl finden? Was wir thun, iſt unſre Sache, und wenn es uns gegenſeitig eine Annehmlichkeit iſt, wem kann es da unangenehm ſein? In ſolchen Dingen, das habe ich immer gefunden, folgt man am ſicherſten dem erſten Eindruck. Ich weiß gewiß, daß ich mich in Ihnen nicht irre, obgleich ich Sie erſt ſeit wenigen Augenblicken kenne; und denken Sie, daß Sie mit mir längere Zeit brauchen?"

„„Nein, wahrhaftig nicht.""

Ich küßte ihr die Hand und empfahl mich, ganz bezaubert von der Sicherheit, Jugendlichkeit und Liebenswürdigkeit dieſer ausgezeichneten alten Frau; und

ſo raſch die Freundſchaft geſchloſſen wurde, ſo dauerhaft iſt ſie geblieben.

Der Tadel unſers Verfahrens blieb aber nicht aus. Die Frauen aus der Familie nahmen mich ſogar bei Seite, ſchalten mich freundſchaftlich aus und meinten, ich würde es doch nicht ernſtlich annehmen. Sie waren ſehr erſtaunt, als ich ihnen erwiderte, wir hätten auch das ſchon beſprochen und über dieſe Bedenken nur geſcherzt. Mit derſelben Aufrichtigkeit, womit wir begonnen, könnten wir, wenn wir wollten, auch alle Tage wieder aufhören; vor der Hand aber ſeien wir beiderſeits noch ganz zufrieden. Und wir blieben es auch.

2. Dies Verhältniß führte zu weitern Bekanntſchaften, zuerſt mit dem Curator Delbrück, der von Magdeburg kam, und mit der Kanzlerin befreundet war, ſodann zu einer viel einflußreichern Bekanntſchaft, die, wie ich ſchon erwähnt habe, meine Vorleſungen unterbrach.

Eines Tages lud mich nämlich meine freundliche Wirthin auf den Abend ein: „Sie finden eine Freundin von mir, die Profeſſorin Düffer und zwei junge Mädchen, deren Bekanntſchaft Sie machen müſſen.“

Ich kam und fand bei Louiſe Düffer, dem einen

der jungen Mädchen, ſo viel humoriſtiſchen Anklang, und ſo viel Witz und Heiterkeit, daß ich meiner ältern Freundin ganz untreu wurde, und mich dieſer hinreißenden Geſellſchaft völlig hingab. Die Kanzlerin und die Mutter freuten ſich ſehr, daß wir uns ſo gut vertrugen, und ſo angenehm unterhielten. Ich begleitete die Damen nach Hauſe. Sie luden mich ein.

Am andern Tage fragte die Kanzlerin, wie mir die junge Dame gefallen hätte? Ich erwiderte: „Ich habe mich lange nicht ſo angenehm unterhalten, und wüßte kein junges Mädchen, bei dem ich ſo viel Geiſt und Bildung, einen ſo unerſchöpflichen Witz und zugleich ſo viel Einfachheit gefunden."

„„Sie urtheilen ganz richtig, ich halte ebenfalls viel auf ſie, und was Ihnen nicht unangenehm ſein wird zu hören, die Damen haben auch ſehr freundlich von Ihnen geſprochen, und werden es gern ſehn, wenn Sie ſie beſuchen.""

Ich geſtand, ſie hätten mich eingeladen, und ich würde es ſicherlich nicht verſäumen. Sie lächelte und ſagte ſchalkhaft: „Ich an Ihrer Stelle würde es auch nicht verſäumen. Werden Sie mir nur nicht untreu."

Ich verſtand den Scherz wohl, dachte aber, wie

ſollteſt Du zu dem Glücke kommen, ein ſolches Mädchen zu gewinnen! Wär's möglich, ſollten die Ausſprüche Deiner Schweſtern noch in Erfüllung gehn, und Du grade hier Glück machen, wo Du es ſo ſehr wünſchen mußt?

So dachte ich. In der Stadt aber galt ich ſeit der plötzlichen Freundſchaft mit der Frau Kanzlerin für einen wahren Zauberer, obgleich die Zauberei ganz auf Seiten der genialen Frau war, und man ſah meinen Erfolg bei Louiſe ſchon lange für gewiß an, ehe wir beide noch davon wußten. Man kam mir wiederholt damit entgegen, man verſicherte mir, wir paßten ſehr zu einander und wünſchte mir Glück, als ich noch nicht wußte, was für eine Miene ich dazu aufſetzen ſollte.

Die Beſuche bei Düffers wurden nun aber immer häufiger. Ein Polterabendſcherz, den ich auf Louiſens Verlangen entwerfen, und dann einüben laſſen mußte, brachte uns vollends täglich zuſammen, und ich konnte am Ende nicht mehr zweifeln, das früher unerreichbar Scheinende hatte ſich nun im Umſehn in eine Wahrheit und Wirklichkeit verwandelt, der nur noch das letzte Wort der förmlichen Anerkennung fehlte.

Ritſchl und natürlich die Frau Kanzlerin waren meine Vertrauten. Als ich nun die förmliche Anerkennung herbeiführen wollte, theilte ich auch der Letzteren meinen Entſchluß mit und ſagte: „Ich gehe jetzt zu Louiſen, um mir ihr Wort zu holen.“

„„Jetzt gleich? das wollen Sie thun? Wiſſen Sie auch, daß die junge Dame ſchon elf Körbe ausgetheilt hat?““

„O, ich weiß genug, um ſicher zu ſein, daß ich den zwölften nicht bekomme; und wollen Sie uns erlauben, daß wir heute Abend zu Ihnen kommen? Sie müſſen doch die Erſte ſein, die wir beſuchen.“

„„Nun, das ſoll mir lieb ſein, halten Sie nur Wort!““

Ich traf meine Braut allein; und wir hatten nur wenige Worte zu wechſeln, ſo waren wir einig. Ihre Mutter kam bald dazu, billigte unſre Verlobung, und ich lud nun beide zu meiner Freundin und Beſchützerin ein, wie ſie mir erlaubt hatte.

Die liebenswürdige Frau ſagte, als wir uns ihr vorſtellten, mit Thränen in den Augen: „Es iſt mir, als wären Sie mein Sohn, ſo freue ich mich zu Ihrem Glücke. Nun werde ich Sie aber aus meinem Hauſe verlieren, wo Sie wie ein guter Geiſt

gewirkt haben, und Sie, liebe Louise, haben mir immer so nahe gestanden, daß ich außer meinen Kindern keinen Menschen in der Welt wüßte, der mir lieber wäre."

3. Zu dieser Zeit wüthete die Cholera auf eine erschreckende Weise in der Stadt. Viele Menschen starben und viele fürchteten sich und wurden aus Angst vor der Seuche ihres Lebens nicht froh. Von unsern Bekannten wurde Rosenkranz bedenklich krank. Unsre Gegend blieb indeß lange verschont, und ich brachte den Kreis meiner Braut und besonders unser eignes Haus mit ganz andern Gedanken leicht darüber hinweg. Das ging eine zeitlang gut. Endlich starb ein Mann im Nebenhause; Professor Pernice, der Schwiegersohn der Frau Kanzlerin, der über mir wohnte, wurde nun von der Krankheit ergriffen, dann ich selbst. Der Schrecken in unserm Hause war groß, aber wir schüttelten beide das Ungemach rasch wieder ab.

Der Professor Pernice war aus bürgerlichem Stande gebürtig, um so mehr staunte er die höhern Stände an; und war er selbst kein Junker, so konnte er doch als ehrfurchtsvolles Werkzeug in den Troß der Partei eintreten. Mit dieser Gesinnung hat er

ſich fortgeholfen. Eine geiſtige Bedeutung beſaß er nicht, hat ſie auch durch keine literariſche Thaten in Anſpruch genommen. Als ich ihn zuerſt ſah, war gerade das Engliſche Tory-Miniſterium in der Minderheit geblieben, Pernice behauptete, es werde nicht abtreten; ich erwiderte, es folge nur dem Strom der Zeit. Die Tories könnten jetzt nicht regieren, die Whigs würden alſo längere Zeit im Amte bleiben und eine neue Politik einleiten. Pernice hielt das für unmöglich: „Und worin ſollte dieſe neue Politik beſtehen?“

„„In einer Verbindung mit Frankreich gegen die heilige Allianz, deren Allmacht jetzt ein Ende hat.““

„Das glaube ich nicht!“

„„Nun, die nächſten Nachrichten werden es lehren.““

Echtermeyer, der zugegen war, nahm keinen Theil an der Unterredung, meinte aber nachher: Man müſſe dieſen Leuten die veränderte Weltlage zu Gemüthe führen. Die Franzoſen hätten auch für uns geſiegt.

Selbſt im Mai, als ich mich verheirathen wollte, hatte die Seuche noch nicht nachgelaſſen, und als die Frage auftrat, ob mein Vater und meine Schwe-

ſtern, wie ſie ſchon verſprochen hatten, nun wirklich zur Hochzeit nach Halle kommen ſollten, entſtand das Bedenken, ob man es auch verantworten könne, ſie dieſer Gefahr auszuſetzen, da ja Fremde gerade am erſten von der Krankheit ergriffen würden. Ich ſtimmte aber entſchieden dafür, daß wir uns an die Seuche gar nicht kehrten und ganz ſo verführen, als ob ſie gar nicht in der Welt ſei. Der Geſundheitsausſchuß und die Aerzte hätten ſich mit ihr zu befaſſen, wir dagegen müßten uns durch guten Muth und heitre Gedanken über dem Waſſer zu halten ſuchen. Die Damen brachten erſt alle Gründe gegen den Beſuch vor, um ſie dann alle auf dem Altar der Liebe zu mir zu opfern; und ſo ſah ich denn meinen Vater und meine Schweſtern im dritten Jahr unſrer Trennung wieder.

4. Mein Vater hörte mit Freude und Beruhigung, daß die neue Familie mit einem Vermögen ausgeſtattet ſein werde, welches in den armſeligen Verhältniſſen des deſpotiſchen Preußens bedeutend genannt werden konnte, und ein Ereigniß war, wie er es nicht zu hoffen gewagt. Und meine Schweſtern traten mir ſogleich damit entgegen, ob ſie mir's nicht

vorhergeſagt, daß ich bei dem ſchönen Geſchlecht Glück machen werde.

Den erſten Tag vertrugen ſie ſich vortrefflich mit meiner Braut; da ſie aber ungemein zärtlich gegen mich waren, ſo erregten ſie dadurch Louiſens Eiferſucht in einem ſo hohen Grade, daß ich dieſe am andern Morgen in Thränen gebadet und ganz untröſtlich im Garten fand.

„Welch ein Unglück hat es wieder gegeben?“ fragte ich erſchrocken und dachte dabei an den plötzlichen Tod des Bräutigams einer Freundin von ihr, der vor kurzem das Glück dieſer Familie geſtört hatte. Ich erwartete eine ähnliche Trauerpoſt.

„„Du liebſt Deine Schweſtern mehr als mich.““

„Meine Schweſtern? — die liebe ich nur als Schweſtern.“

„„O ja! das klingt, als wär' es was, iſt aber doch nicht wahr. Du biſt ganz verliebt in ſie, und wären ſie nicht Deine Schweſtern, Du zögſt ſie mir vor. O, ich möchte ſterben; denn ich kann es nicht ertragen, daß Du mich nicht am meiſten, daß Du mich nicht ganz allein liebſt. Hier in Halle habe ich keine Nebenbuhlerinnen, das weiß ich wohl; nun kommen dieſe Mädchen weit her von der Oſtſee und

ſtören mich in meinem Beſitz, den ich ſchon ſo ſicher glaubte. Ja, geſtehe es nur, Du könnteſt ſie mir vorziehn, und ſie nehmen Dich ſtundenlang in Beſchlag, als wenn ich gar nicht in der Welt wäre.““

„Ich kann Dir nicht ſagen, wie glücklich Du mich mit Deiner Leidenſchaft machſt, aber ſieh nur, wie ich zu ihnen ſtehe. Als ich elend im Gefängniß lag, zerſtörte mein Mißgeſchick, das zu dem meines Vaters noch hinzukam, auch ihr Glück; nun iſt Deine Liebe und das Glück unſrer unabhängigen Stellung in der Welt auch ihr Glück. Du kannſt es nicht verkennen, wie ſehr ſie Dich drum lieben — —“

„„— und Dich dafür küſſen, als wären ſie, was ich bin.““

„Nun, ſie ſind's ja aber nicht, und morgen reiſen ſie nach Pommern ab, und wir nach Italien; dulde es nur noch Einen Tag.“

„„Nein, keine Minute länger!““

Glücklicher Weiſe kamen die Sünderinnen darüber zu, und da ſie etwas gehört hatten, denn die Laube war nicht dicht genug, und Beſſerung verſprachen, ſo kam ein Friedensvertrag für den letzten Tag zu Stande, der von allen Theilen auf's gewiſſenhafteſte

gehalten wurde; denn Louiſe war und blieb hierin unerbittlich.

„„Nachher in Pommern““, rief ſie aus, „„können ſie Dich lieben, ſo viel ſie wollen; aber ich kann es nicht vor Augen ſehen, ohne daß es mich elend und krank macht!““

4.

Abreise nach Italien. Besuch bei alten Freunden.

1. Louiſe war von hoher voller Geſtalt und äußerſt edlen Geſichtszügen. Sie wurde am Geburtstage meines Vaters, den 25. Mai meine Frau. Mit Freuden zahlte ich meinem Vater die Reiſe; und am andern Morgen früh reiſte er mit meinen Schweſtern wieder ab nach Berlin und Triebſees; wir aber ſtiegen in einen, eigends nach meinen Anordnungen eingerichteten Reiſewagen, aus dem man völlig freie Ausſicht hatte und ſich doch gegen den Regen ſchützen konnte, und fuhren mit den glücklichſten Ausſichten die blühende Kirſchenallee nach Merſeburg entlang, wozu uns der Poſtillion alle Melodien vorblies, die er wußte, und ſich unſre volle Dankbarkeit damit erwarb.

„Jetzt bin ich glücklich“, rief Louiſe aus, „jetzt ſind wir frei!“

„„Und ich bin es doppelt durch Deine Liebe und durch die Abſtreifung des verwünſchten Staatsjoches. Ich glaube nicht daran, daß dieſe Menſchen mir je wieder trauen, eben ſo wie ich ſie nicht ausſtehen kann.““

„Und verſprich mir, daß wir auch wirklich nach Italien kommen. Iſt dies denn nur der kürzeſte Weg?“

„„Alle Wege führen nach Rom; aber ſieh doch die Sonne an, wir fahren ihr ja entgegen.““

„Du wirſt mich hintergehn, und erſt alle Deine alten Freunde beſuchen. Ich fange ſchon an, ſie zu haſſen, weil ſie ſich uns in den Weg drängen, nimm Dich in Acht!“

„„Die meiſten werden Dir ungemein gefallen, vornehmlich die Jenenſer.““

Dies war auch wirklich der Fall. Sie gaben uns ein Feſt und wurden gleich eben ſo große Freunde von meiner jungen Frau, als von mir. Einige ſuchten mich zu bewegen, gleich in Jena zu bleiben, oder wenigſtens dahin zurückzukehren; und der alte Danz

ſagte zu Louiſen: „Aber wiſſen Sie auch, wen Sie da geheirathet haben? Er heißt Ruge.“

„„Nun ja, das iſt richtig.““

„Das heißt Ruh geh! Sie werden mit dem unruhigen Geiſt nie zur Ruhe kommen!“

Mit den Jenenſern vertrugen wir uns alſo vortrefflich.

2. In Frankfurt am Main trat aber ein merkwürdiger Mißton hervor. Willer war wieder bei Georg Bunſen, und ich hatte ſo viel von ihm und von der Anſtalt erzählt, daß Louiſe äußerſt geſpannt war, die Leute zu ſehen, in deren Art und Weiſe ſie ſich ſchwer hineindenken konnte. Sie trieb alſo ſelbſt zu dem Beſuch. Georg Bunſen's Frau, eine kleine, raſch bewegliche Dame, war äußerſt unterrichtet und geſcheut. Auf die Erziehungsreform war ſie zwar mit Leib und Seele eingegangen, und hatte mit ihrem Vermögen die Anſtalt gründen helfen, daneben aber hielt ſie etwas auf Literatur und Kunſt. Sie war eine Berlinerin. Mit ihr vertrug Louiſe ſich gleich ſehr gut, und ich ſah es gern, daß beide ſich in die Erziehungsfrage vertieften. Louiſe war ganz Ohr, und die Frau Bunſen that Alles, um ſie für eine Sache einzunehmen, die der ganzen Menſchheit zu

Gute kommen ſollte, und wofür beſonders die Frauen ſich begeiſtern müßten. Als wir uns nach Tiſche Alle in Ruhe zuſammenfanden, brachte ich die Rede auf meine Ueberſetzung des Oedipus, die ich Bunſen und Willer mit freundſchaftlichen Briefen zugeſchickt hatte.

„Ei, das iſt wahr", rief Bunſen, „es war ein kleines gelbes Buch, was iſt doch daraus geworden? ich habe es nicht wieder geſehen". Keiner von beiden dankte mir, im Gegentheil, ſie ſpotteten über den Einfall, ihnen eine ſolche Arbeit mitzutheilen, und das Leſen derſelben zuzumuthen.

„„Da hätt' ich mir die Zuſendung ſparen können"", bemerkte ich.

„Gewiß!" verſetzte Willer, „auch ſteht Dir das Buch ganz unverletzt wieder zu Dienſten; ich will es holen!"

„„Wie hab' ich das zu verſtehn?""

„Wir ſind Gegner der müßigen Schriftſtellerei" antwortete Bunſen; „wir arbeiten nur für die Beſſerung des künftigen Geſchlechts und haben keine Zeit, ſolche überflüſſige Bücher zu leſen."

„„Wenn Ihr keine Zeit habt, die Literatur zum Sophokles zu leſen, wie unterrichtet Ihr denn das

Griechiſche""? Jetzt war Willer wieder erſchienen, und rief mir entgegen: „Zum Unterricht im Griechiſchen brauchen wir Deine Verſe nicht"!

„„Das will ich zugeben. Nun möchte ich aber wiſſen, wozu Ihr denn da das Griechiſche braucht, oder wenn das Griechiſche zur Geiſtesübung, wozu denn andre deutſche Verſe, die Ihr doch wohl nicht ausſchließt?""

Hier fiel nun Georg Bunſen wieder ein, und hielt Göthe eine Lobrede, was ich mit Verwunderung vernahm, denn Göthe war ſonſt eben nicht der Liebling der altdeutſchen Reformatoren. Von dieſer Lobrede kam er dann gerades Weges auf mich und mein armes Buch, welches er Willer aus der Hand nahm:

„Aus Göthe lerne ich was; aber was lerne ich denn aus dieſem Büchelchen? Nichts, gar nichts! Und eben weil nichts daraus zu lernen iſt, als die Eitelkeit ſeines Verfaſſers, ſieh, darum, lieber Freund, haben wir's gar nicht aufgeſchnitten." Damit wies er mir's hin. Dann aber ſchlug er irgend eine Stelle auf, las, und verſuchte ſie im Leſen gleich lächerlich zu machen.

„„Ihr habt einen eignen Begriff von der Freund-

ſchaft und von der Gerechtigkeit"", erwiderte ich, ""und irrt Euch, wenn Ihr denkt, daß ich mit einigen rohen und völlig unbegründeten Späßen zu werfen bin. Mit großer Liebe habe ich immer an Euch gedacht, Deine Anſtalt, lieber Bunſen, hat mich um und um gewendet, und Du weißt es ſelbſt, daß ich zu denen gehöre, die in Deiner Behandlung der Jugend einen großen Fortſchritt ſehen; aber mit der pädagogiſchen Reform kannſt Du auch die geringſte künſtleriſche Studie nicht verwerfen; und wenn Ihr beide mir im Ernſt aus dieſer Arbeit einen ſittlichen Vorwurf macht, ſo erreicht Ihr weiter nichts, als die Zerſtörung unſers bisherigen Verhältniſſes.""

„Was nicht halten kann, muß brechen", rief Willer, „unſre Wege gehn hier auseinander. Ja, wir betrachten Dich als einen Abtrünnigen, der ſich der leichtſinnigen Schönthuerei hingiebt, und unſre heilige Sache mit dem Rücken anſieht."

Ich ſtand auf, nahm meinen Hut, gab meiner Frau einen Wink, und wollte gehn. Nun legte ſich die Frau Bunſen in's Mittel und meinte: „wir hätten das wohl auch unter uns ausmachen können, ohne die Frau Ruge damit zu verletzen."

Darauf erwiderte Louiſe: „Sie verſtehe den Streit

noch immer nicht genug, um dadurch verletzt zu werden, sei vielmehr von einer Rede zur andern immer begieriger geworden, der Sache auf den Grund zu kommen, und zu entdecken, was ich denn eigentlich verbrochen hätte, und um ihretwillen möchten wir uns gegenseitig nicht schonen, sondern nur tapfer fortfahren."

Ich behielt indessen meinen Hut in der Hand und sagte: Ich reise morgen nach Heidelberg, habt Ihr was zu bestellen?

„Ei ja", fiel Bunsen ein, „da nimm doch dem Gustav (dies war sein Bruder, der in Heidelberg studirte) seinen Wechsel mit; ich wollte ihn gerade auf die Post thun."

Er holte mir das Geld, wir sagten ihm Lebewohl, und gingen nach Hause.

3. Unterwegs sagte Louise: „Das sind merkwürdige Leute und die Frau ist fast eben so fanatisch, als die Männer, nur daß sie mir auch schon Göthe gelobt hatte, ungefähr so, wie nachher ihr Ehegemahl. Ich würde nicht gerade wünschen, wenn ich Kinder zu erziehen hätte, daß sie solche Früchte würden, als Deine alten Freunde da, die Dich eben zur

Thür hinausgeworfen haben, weil Du ein Griechiſches Trauerſpiel ins Deutſche überſetzt."

„„Du ſiehſt aber"", ſagte ich, „„wie menſchlich und vernünftig ſie mit den Knaben umgehn, und nicht bloß einmal, oder etwa weil wir dabei waren, ſondern das iſt immer ſo. Es iſt aber eigen mit den Schulmeiſtern; die Zucht auszuüben, juckt's ihnen in den Fingern; nun haben dieſe da ſich derſelben gegen die Buben freiwillig begeben; dafür müſſen denn die Alten herhalten, die ihnen gelegentlich in's Netz laufen, die Jungen erziehn ſie auf die neue Art, mich wollten ſie nach der alten erziehn. So that auch die Burſchenſchaft Asverus wegen der Hegelſchen Philoſophie in Verruf; während ſie die ganze Welt befreien wollte, hatte ſie, wie der Papſt, eine Liſte verbotner Bücher. Nun iſt es freilich kaum zu begreifen, wie dieſe Leute mich wegen meiner Ueberſetzung eines Griechiſchen Trauerſpiels in Verruf thun können; aber ſie haben es gethan, wenigſtens keinen andern Grund angegeben. Es nützt mir nun auch nichts, wenn ich ihnen etwa nicht böſe bin, und nach wie vor ihre Verdienſte anerkenne; das Gericht iſt einmal ergangen, ihr Urtheil geſprochen und Du biſt ſicher, ſie bleiben dabei. Aber iſt es nicht eine höchſt

anziehende Erſcheinung? So gute Menſchen, die ſich in eine ſolche Bosheit hineinphantaſiren und ihre größten Verehrer und aufrichtigſten Freunde zur Thür hinauswerfen, während ſie wahrlich keinen Ueberfluß an Freunden haben!""

„Ich verſtehe jetzt die Puritaner, die Walter Scott ſchildert; der ganze Auftritt iſt mir äußerſt lehrreich geweſen. Aber biſt Du denn nur früher auch ſo unvernünftig geweſen?"

Ich klärte ſie über meine Stellung in der Partei auf und ſchlug dann vor, auf die Poſt zu gehn, wo wir Halliſche Briefe zu finden hofften.

Wir fanden auch wirklich einen von ihrer Mutter, oder vielmehr Stiefmutter, der Frau Profeſſorin Düffer, mit der wir uns ſo oft ſchrieben, als es nur thunlich war, und eingeſchloſſen an mich einen Brief von Willer, der am Tage unſrer Abfahrt angekommen war, und in dem er mir aus denſelben Gründen, die wir ſchon gehört haben, die Freundſchaft aufſagte, und ſich unterzeichnete: „Dein Dich vielleicht nicht mehr kennender Willer."

Als wir nun dieſen Morgen bei Bunſens zum Beſuch erſchienen, wußten Willer und Bunſen nicht, daß mich der Abſagebrief verfehlt hatte. Ich ver-

muthe daher, ſie wollten abwarten, ob ich im Verlauf des Beſuchs Reue und Beſſerung zeigen, oder bei meiner Ketzerei beharren werde. Die Frage nach dem Oedipus gab dann das Zeichen zum Angriff, weil den Beweis meiner Verhärtung in der unnützen Schriftſtellereitelkeit.

4. Auch Emil Schwarz war hier. Wir entdeckten ſeinen Aufenthalt und wurden von ſeinem Juden, bei dem er Hauslehrer war, auf ein hübſches Landhaus eingeladen.

„Siehſt Du, Jüngling", ſagte Schwarz, „ich bin hier bei dem Nabob Hauslehrer, aber ich trage immer noch meine leinenen Hoſen!" und dabei ſchlug er ſich ſtolz auf die leinene Turnerlende.

Es lag darin ein Vorwurf für mich wegen meiner Abtrünnigkeit von dem Schnitt und Stoff, den Rock und Hoſe im neuen Jeruſalem haben ſollten, aber weiter trieb mein liebenswürdiger alter Freund ſeine Verketzerung nicht; er überließ mich der Trachtenqual meines Gewiſſens. Ich glaube, Emil Schwarz hat mit der Beharrlichkeit bei der Turnhoſe ſelbſt Roßlieb Wackernagel übertroffen. Doch iſt dies eine bloße Vermuthung, da ich Roßlieb lange nicht geſehn habe. Emil Schwarz kam aber noch 1846 nach

Zürich in der vorgeſchriebenen Tracht, und als ich eines Abends am Schreibtiſche ſaß, erſcholl vom Zeltwege herauf der Ruf: „Jüngling! Jüngling"! und obgleich ich ihn ſeit 1832 in Frankfurt nicht wieder geſprochen, erkannte ich ihn doch ſogleich an der Stimme und rief ihm zur Antwort: Was Teufel, Schwarz, wo kommſt denn Du her? und lief an's Fenſter. Er hatte ſich den Spaß mit meiner Frau verabredet, die er beim alten Hofrath Oken getroffen, und kam ſehr vergnügt zu mir herauf, mit den Worten: „Ja wohl, da bin ich wieder, und immer noch der Alte, denn ſiehſt Du, ich trage noch immer meine leinenen Hoſen!" und dabei ſchlug er ſich wie damals in Frankfurt auf ſeine treue Lende. Ich hoffe, er trägt ſie noch, während ich in der Engliſchen Kleidertyrannei ſeufze, die bei aller ſcheinbaren Willkür ein wahrer Terrorismus der Schicklichkeit iſt.

5. Heidelberg bereitete uns durch Guſtav Bunſen eine vermehrte und verbeſſerte Auflage von Frankfurt. Dies ſah ich vorher, und wollte es vermeiden. Ich machte mich auf, um ihn auf ſeiner Stube zu treffen, und fand auch die Wohnung meines jungen Freundes, den ich von früherher ebenfalls kannte. Unglücklicher Weiſe war er nicht zu Hauſe, und ich

mußte doch das Geld abliefern. Ich lud ihn also auf den folgenden Morgen zum Frühstück zu mir ein in einem Zettel, worin ich sagte, ich habe ihm etwas von seinem Bruder Georg zu übergeben.

Er kam pünktlich. Als er in die eine Thür trat, erschien Louise in der andern, um den Auftritt, den sie erwartete, ja nicht zu versäumen. Ich machte die beiden Eintretenden mit einander bekannt, gab Gustav Bunsen das Geld und lud ihn nun ein, sich zum Frühstückstisch niederzulassen.

Gustav Bunsen, in Turnhose und Frack, einen Dolch in der Brusttasche, wies meine Einladung mürrisch zurück: er ginge nie nüchtern aus, und es wäre ihm lieb, wenn auch ich möglichst rasch über das Frühstück hinwegkäme, und ihm dann noch einen Augenblick widmen wolle, denn er habe mir was zu sagen.

Was er mir zu sagen hatte, war mir aus seinem Aufzuge ziemlich klar, und ich erwiderte: „Vor meiner Frau brauchst Du Dich nicht zurückzuhalten, wenn Du also beim Kaffee nicht mithalten willst, so setze Dich und sprich."

Er nahm uns gegenüber Platz und begann: „„Ihr wißt von der Hambacher Volksversammlung.

Die Aufregung am ganzen Rhein entlang iſt groß, und auf der Hanauer Verſammlung, die in einigen Tagen ſein wird, können wir gewiß einen Schritt weiter kommen. Ich bin nämlich der Anſicht, daß endlich etwas geſchehen muß. Kommt mit nach Hanau.""

„Die Revolution iſt in den Norden von Deutſchland nur theoretiſch eingedrungen, und wenn der Süden jetzt noch etwas unternimmt, ſo wird er den ganzen Norden auf dem Halſe haben. Es iſt zu ſpät. Die Gemüther ſind abgekühlt, und die Gewalt hat ſich wieder feſtgeſetzt. Hambach und Hanau ſind nicht Wien und Berlin. Ich nehme Theil an der Abſicht, aber ſie iſt gegenwärtig nicht zu erreichen. Ich werde nicht nach Hanau gehn, fahre vielmehr heut Abend nach Stuttgart."

„„Was hältſt Du denn von einer Verbindung zur Leitung der Bewegung?""

„Ich bin entſchieden dagegen, eben weil wir ohne den Norden, oder gar gegen den Norden keine Bewegung durchführen können. Eine Bewegung einzuleiten, die mißlingen muß, hieße aber nur Kraft verſchwenden. Verbindungen dieſer Art kommen immer, wenn die offne Bewegung erlahmt, und wollen

dann durch verzweifelte Anſtrengung die allgemeine Spannkraft, an der es fehlt, erſetzen. Ich bin entſchieden gegen einen ſolchen Plan."

Guſtav Bunſen knöpfte ſeinen Frack zu und ſagte: „„Ich bin entſchieden dafür. Der Sumpf muß aufgeſtört werden. Er wird es auch werden. Wenn aber in vierzehn Tagen oder höchſtens vier Wochen Deutſchland nicht in Revolution iſt, ſo gehe ich nach Amerika.""

„Da rath ich Dir, nicht länger zu warten, das iſt ja unmöglich. Die Aufwallung iſt 1830 geweſen, ſie iſt zurückgeſunken und wird von Jahr zu Jahr nur noch mehr ſinken, bis endlich aus der Ebbe wieder eine Flut wird. Dies iſt das Geſetz der Geſchichte. Darin muß man ſich ſchicken; das hilft nun einmal nichts!"

„„Leb wohl, Du biſt aberweiſe geworden, leb wohl!"" und damit ſtürzte er fort.

„Was wollte er?" fragte Louiſe ganz erſtaunt.

„„Eine Verſchwörung zur Leitung irgend eines Aufſtandes ſtiften. Das iſt es wenigſtens, was er ſagte. Sie haben aber ſchon etwas vor, das ſieht man wohl; was es aber ſein mag, kann

ich nicht ſagen, das muß die Zeit lehren. Nur ſo viel iſt gewiß, daß dieſe Bewegung ſich verſpätet hat, — wir ſchreiben jetzt nicht mehr 1830, ſondern ſchon 1832, — und darum mißlingen wird. Mich dauern die braven Jungen; wahrſcheinlich ſind ſie ſchon zu weit gegangen, um noch Rath anzunehmen; und die Preußen werden ihre Gefängniſſe wieder bis oben hinaus vollpfropfen. Alle Welt muß darunter leiden, daß es kein Preußiſches Volk, kein Preußiſches Freiheits- und Ehrgefühl giebt.""

„Kannſt Du ſie nicht überzeugen?"

„„Weder die Feinde, noch die Freunde. Du haſt es ja erlebt, geſtern in Frankfurt und ſoeben hier.""

„Nun ſo laß uns aufbrechen nach Italien! können wir nicht für ſie leben, ſo können wir doch für einander leben!"

In Rom las ich dann in der Zeitung den Aufſtand von Frankfurt und Guſtav Bunſens Flucht nach Amerika.

Wir fuhren um 6 Uhr Abends nach Stuttgart ab.

6. Die Nacht war duftend und ſchön; der Weg mit Leuchtkäfern beſä't. Wir fuhren bei Nacht, weil es uns bei Tage zu heiß war. In Stuttgart fand ich Rödinger und Tafel, beide verheirathet, und Louiſe

lernte die ſchwäbiſchen Damen kennen, wieder etwas ganz Neues für ſie. In dieſem Kreiſe lebten wir nun wieder unbefangen hin, genoſſen die Umgegend und ſahen Dannecker's Werke, auch die in der ruſſiſchen Kapelle auf einem Berge bei Stuttgart, wo der Pope mit dem Rauchfaß gegen Dannecker's Griechiſche Statüen und gegen die Schönheit und Bildung proteſtirte, womit dieſe Kapelle den Proteſtantismus heuchleriſch zu beſchämen ſuchte. Als mir der Pfaffe ſein Rauchfaß unter die Naſe ſchwenkte, und ich in mich hineinbrummte: Welch ein Widerſpruch! ſagte meine ſchwäbiſche Begleiterin: „Sie habe laut denkt.“

Die Kunſt und die Hitze gaben uns einen Vorſchmack von Italien und wir trafen noch einige Vorbereitungen auf Beides. Sehr lieb waren mir einige Briefe an Thorwaldſen und Keſtner, den hannöverſchen Geſandten und Sohn der Göthi'ſchen Lotte, an den mich auch ſchon Göttling empfohlen hatte.

Zögernd trennten wir uns von Stuttgart und dem freundlichen Kreiſe unſrer Bekannten und fuhren auf die Schweiz zu. Auf dem Wege nach Schaffhauſen erlebten wir ein gefährliches Abentheuer, in dem wir buchſtäblich am Rande des Abgrunds

ſchwebten. Der Poſthalter der letzten Station ließ die Pferde vom Felde holen und entſchuldigte ſich, daß es eigentlich keine Poſt-, ſondern Ackergäule wären, aber die Thiere ſeien muthig und würden uns eben ſo raſch hineinführen, als eingefahrne Poſtgäule. Dieſer Unterſchied beunruhigte uns natürlich nicht im mindeſten. Es war aber ein größrer Uebelſtand damit verbunden, nämlich unzuverläſſiges Geſchirr. Wir fuhren indeß luſtig dahin, das Land wurde immer ſchöner und wilder, und wir waren miteinander im Geſpräch vertieft, als ich plötzlich bemerkte, daß es im Trabe einen Berg hinunterging, und daß der Wagen von dem Beipferde fortdauernd auf den Abgrund zu, der ohne alles Geländer war, hinübergezerrt wurde, weil die Hemmkette des Leinpferdes geriſſen war. Vergebens zerrte der Poſtillon zurück, der Wagen folgte dem Zuge des Beipferdes, der Sturz war unvermeidlich. Da ſprang ich an der Seite des Abhanges, wo ich gerade ſaß, hinaus; ich hatte eben noch Boden, um darauf zu fußen, und noch Zeit genug, um vor die Pferde hinzulaufen, das Pferd und die Deichſel zu ergreifen, und ſie mit aller Gewalt herumzureißen. So brachte ich den Wagen quer über den Weg und zum Halten. Der

Kutſcher ſprang nun auch herunter, und rief aus: Sie haben uns gerettet! es war das Einzige, was helfen konnte!

Wir banden die geriſſene Hemmkette wieder feſt und fuhren dann ſicher hinunter. Die Gefahr war aber ſo raſch eingetreten und ſo raſch gehoben worden, daß Louiſe ſie gar nicht entdeckt hatte und ſich wunderte, als ich ihr den Vorfall erklärte.

Meine Bekanntſchaft mit Pferden und Fuhrwerk von meiner Jugend her, und meine Kaltblütigkeit im entſcheidenden Augenblick waren uns zu Statten gekommen und hatten uns vor einem halsgefährlichen Sturze bewahrt.

Wir eilten nach Zürich, wo ich Eduard Simon, der in Frauenfeld im Thurgau Arzt war und mir zu Liebe nach Zürich kam, und Heinrich Geßner wiederſah. Simon bereitete ſich vor, zu ſeinen Brüdern in Cincinati am Ohio abzureiſen, wie er ſich ausdrückte. Ich habe nie wieder von ihm gehört. Geßner unterhielt ſich ſehr gut mit uns und begleitete uns über den Gotthardt bis zu den Inſeln im Lago Maggiore. Als wir von Brunnen über den Vierwaldſtätterſee ruderten, war ein Tell mit im Schiff; aber diesmal zeigte ſich der Tell als Anhän-

ger des Vogts, und der Geßner als ein Vertheidiger der Freiheit. Natürlich rückten wir dem Tell ſeine Vorfahren und ihre Thaten vor, aber er hatte einen harten Kopf und ließ ſich nicht werfen. Bei dem ſchönſten Wetter fuhren wir durch die gewaltigen Berghallen und ſtiegen dann von Amſteg allmälich den Berg hinauf. Die Windungen des Wegs ſind auf der deutſchen Seite ſo leicht aufſteigend, daß uns die Reiſewagen von oben in vollem Trabe und ohne Hemmſchuh entgegenkamen. Die Reuß ſtürzt unaufhörlich über Felſen, die Luft wurde kühler und ſchöner, wie wir uns erhoben. In Hospenthal, wo wir übernachteten, trafen wir eine Geſellſchaft Engländer, die ganz Deutſchland durchreiſ't und dabei entdeckt hatten, daß man auf Alles mit „So"! antworten könne. Sonſt verſtanden ſie kein Deutſch. Wir aßen, wie man's in der Schweiz thut, vortrefflich mit ihnen zu Abend, die Forellen waren friſch aus den Teichen des Gotthardt geholt und es fehlte nicht am ſprudelnden Weine von Aſti und an Erdbeeren. Als wir glaubten, der Wirth habe nun aber doch endlich ſeine Vorräthe erſchöpft, brachte der Kellner noch eine mächtige Torte, reich verziert, und ſetzte ſie mit einer herausfordernden Miene auf den

Tiſch. Wir waren einſtimmig der Anſicht, dies ſei denn doch des Guten zu viel gethan; „aber", bemerkte einer der Engländer, „die Torte kommt jedesmal, wenn man nichts mehr leiſten kann; ich wette, ſie iſt uralt, und nur ein Schaugericht, das Niemand anrührt, und das immer wieder aufgeſetzt wird; wir wollen ſie doch einmal anſchneiden!"

Geſagt, gethan; und eine Wolke grünen Schimmels ſtäubte aus dem Innern der glänzenden Torte hervor. Unter lautem Gelächter wurde die Tafel aufgehoben. Der Wirth hatte zu ſeinem Schrecken den Auftritt mit angeſehen, und „rachebrütend ging er trutziglich von dannen". Dies wurden wir des Morgens an der Rechnung gewahr. Geßner meinte, das liefe wider die Ehre der Schweiz und ſprach mit dem Manne im Dialect. „Was", rief dieſer aus, „Ihr ſeid keine Engländer, ſondern Schwyzer? Nun, da will ich's Euch wegſtreichen und den Andern aufſetzen, die mir ohnehin die Staats-Torte angeſchnitten haben."

7. Als wir auf die Höhe des Berges kamen, fanden wir noch Schnee im Wege und konnten uns mitten im Juni ſchneeballen. All die Wunder des Berges, die Fluten der Reuß, die uns geſtern ent-

gegengeſtürzt, ihr jäher Sturz unter der Teufelsbrücke, das ſtille Urſernthal, die Gletſcher des alten Flußvaters, an deren Fuß wir vorübergefahren, und nun der viel jähere Abſturz des Teſſin nach Italien hinunter, regten uns auf. Dies war für uns alle der erſte mächtige Eindruck. Der Weg wurde hier nun halsgefährlich. Die Lawinen hatten alle Geländer in die Abgründe hinabgeſchlagen, und manchmal die Hälfte des Weges mitgenommen. Die ganze ſüdliche Bergſeite wimmelte von Arbeitern, die beſchäftigt waren, den verwüſteten Weg wieder herzuſtellen, — lauter braune Geſichter mit ſchwarzen Italieneraugen! Als der Anblick des Weges gar zu ſchwindelerregend und uns die Luſt an dem Einen großen Waſſerſturz des Fluſſes durch das Gefühl der Furcht vergällt wurde, ſtiegen wir aus und gingen neben dem Wagen her, um nicht etwa unverſehns in den wilden Teſſin hinabzufahren. Airolo hieß das erſte Italieniſche Oertchen, und: Si paga! d. h. „hier zahlt man", die erſte Italieniſche Inſchrift, die wir laſen.

„Nun, da ſind wir in Italien! und ich habe mein Wort gelöſt", rief ich Louiſen zu. Es ging nun raſch den Berg hinunter, die glänzenden Schnee-

berge waren alle verſchwunden, aber auch die ſchwarzen Föhren und Fichten, und dafür hing die Wand dieſes ſüdlichen Abhangs voll zahmer Kaſtanien und duftender Nußbäume. Mit einem Schlage hatte die ganze Natur ſich zu einem blühenden warmen Garten umgeſtaltet. Mit allen Sinnen erwacht hier die Seele zu einem höhern Leben, und mit vollem Vertrauen giebt der Menſch ſich den milden Elementen hin.

„Hier können wir nun aufthauen und die letzte dumpfe Gefängnißluft loswerden, Heinrich! Welch ein menſchlicher freundlicher Eingang in das Mutterland unſrer Kultur und das altrepublikaniſche Vorbild für den trägen Norden!“ ſagte ich zu Geßner.

In Magadino ſchifften wir uns ein; es war das erſte Dampfboot, das ich ſah; und mit ehrfurchtsvoller Neugierde folgte ich dem geheimnißvollen Wühlen der Maſchine und dem muthigen Brauſen der Räder, als der Kapitain ſein: avanti! in den Schiffsraum hinunterrief. Eine langgehegte Sehnſucht nach dieſem Wunderwerk der neuen Welt und nach dem Lande der alten Römer ging wie ein Zauber mit Eins in Erfüllung. Der Tag war glänzend, der Himmel unbewölkt, der See ſein mächtiger blauer Spiegel. Aber das Boot flog

raſch hindurch, und nur zu bald hatten wir Iſola bella erreicht und verloren unſern lieben Geſellſchafter, der im leichten Boot, auf den Wellen des Dämpfers ſchwankend, zurückblieb. —

5.

Die Alpen und Mailand.

1. Mit der Trennung von Heinrich Geßner nahmen wir von Deutſchland und von dem hohen kühlen Alpenlande Abſchied.

„Dort fährt er hin, jetzt landet er auf Iſola bella, und wir ſind allein unter Italienern und auf einem ihrer ſchönſten Seen. Ein eignes Gefühl der Verlaſſenheit, aber auch zugleich der Befriedigung, wandelt mich an, jetzt bin ich, und jetzt zum erſtenmal, ganz in Italien!“ rief Louiſe.

„„Das könnte man noch beſtreiten““, erwiderte ich, „„denn dies mächtige Waſſerbecken, in dem ſich der Teſſin zum großen See ſammelt, füllt der alte ehrwürdige deutſche Gotthardt aus ſeinen unerſchöpflichen Gletſchern. Hier hat er eine ſeiner Abklärungsſchalen, wenn nicht die ſchönſte, doch die ſüdlichſte und mildeſte. Aus ſeinem Eiſesvorrath gießt er die kalte Gletſcher-

milch nach allen vier Himmelsgegenden in die wunderbarſten Alpenſee'n aus, die es giebt, unſern Lago Maggiore im Südoſten, den Vierwaldſtädterſee, die Ausweitung der Reuß, im Weſten, den Bodenſee im Norden und den Genferſee im Südweſten. Hier fehlt uns nun der Anblick der großen Alpennatur, wir ſehen kein Schneegebirg dieſe liebliche Landſchaft erleuchten, wie wir's bei den drei andern See'n gewohnt ſind. Der Gegenſatz der Eiſesgipfel und der ſüdlich milden Landſchaft giebt dem Genferſee eine hinreißende Schönheit; die mächtige Ausbreitung ſeines Beckens und die meerartige Macht der Waſſermaſſe zeichnet den Bodenſee aus; der Vierwaldſtädterſee zeigt uns in nächſter Nähe die wirkende Werkſtatt der Natur, die Gletſcher des Urirothſtocks liegen auf ſeinen gewaltigen Felſenufern auf, und dieſe ſelbſt, die Felſen, welche ſich unmittelbar aus dem Waſſer erheben, erſcheinen an vielen Stellen, als hätten ſie ſich erſt geſtern aus dem Buſen der Erde hinaufgerungen, in ihren Schichten gebrochen und verbogen; unſer See hier, die Ausweitung des ſüdlich feurigen Teſſins, iſt zwar ſchon ganz und gar im Charakter des milden Italiens; aber immer ſind wir doch noch auf der klaren Alpenfluth des Gotthardt."

Der Abſtich von dem Alpenlande, das wir ſoeben verlaſſen hatten, wurde immer fühlbarer, und in Seſto Calende, dem Landungsplatz in der Lombardei, hatten wir den Anfang dieſer fruchtbaren Ebene, das blutgedüngte Schlachtfeld der franzöſiſchen Revolution und der Oeſtreichiſchen Contrerevolution erreicht.

2. Ich war neugierig, wie ich mit meinem Italieniſch fahren würde. Es ging zuerſt leicht genug. Denn als wir uns mit unſrer Kaleſche ausgeſchifft hatten, erſchien der Poſthalter und fragte: **cavalli, Signore?** und ich hatte nur zu erwidern: **Si, Signore, per Milano.** Das konnte nun freilich jeder leiſten, ſowohl im Verſtehen, als im Antworten, und Louiſe ſtach dies auch ſogleich auf. Später fand ich aber, daß mir zwar das Verſtehen nicht ſchwer wurde, wohl aber das Antworten.

Es war eine prächtige Hitze, und ein wolkenloſer Himmel, der Staub lag ſchuhtief auf dem weißen Fahrweg; ich fürchtete, er möchte uns ſehr läſtig werden, aber unſre raſche Fahrt ließ ſeine Wolke weit zurück. Der Poſtillon, ein kecker Jüngling, blieb im Steigbügel ſtehen, grüßte in den Wagen, knallte mit der Peitſche und fuhr wohl hundert Schritte ſo ſtehend im Galopp davon; dann ſchwang er ſich erſt

in den Sattel, und nun gings immer ſo fort, daß ein kühler Zug uns um die Schläfe ſauſ'te, und die Mais- und Reisfelder, die uns zu beiden Seiten die Ausſicht verſperrten, im Fluge an uns vorübertanzten. Die ſchwarzen, runden, nicht ſehr großen Italieniſchen Pferde ſind gutartig, und doch munter und feurig, ein weſentlich andrer Schlag als die großen Roſſe Steyermarks und die trägeren Schweizerpferde. Es war ein Genuß, durch dieſe raſche Bewegung und ihre kühle Zugluft die mächtige italieniſche Sonne erträglich zu machen, und ſie doch unumwölkt zu ſehn. Dabei ſetzte ſich eine Cicade auf den leeren Vorderſitz und ſang uns das erſte ächt italieniſche Lied vor, uns eine ganz neue, wenn auch noch ſo berühmte Sängerin. Es war ein großer Gewinn, daß der Poſtillon ihr den Bock frei gelaſſen hatte, und vom Pferde fuhr. Dies thaten auch alle ſeine Nachfolger, und ließen uns ſo die Ausſicht viel freier. Auch hatten ſie eine Luſt am Galopp, der ſich am bequemſten reitet und die beſte Kühlung erzeugt. Oft waren die Oertchen zum Umſpannen ſo dicht bei einander, daß ſie's in einem einzigen Anſatz abmachten. So etwas hatte ich in dem trägen Deutſchland nie erlebt; und in der Schweiz vollends, wo es keine Poſten gab, und nur

Miethkutſcher ihre Pferde herliehen, war die Reiſe meiſt im Schritt und höchſt bedächtig vor ſich gegangen. Jetzt entſtand die Frage, ob unſre hölzernen Achſen, denn ſo weit waren wir mit unſerm Wägelchen noch in der Cultur zurück, nicht anbrennen würden. Als wir ankamen, ſtieg ich aus, machte den muthigen Jüngling mit dem Zuſchuß eines Zwanzigers glücklich, und unterſuchte dann ſorgfältig unſre Räder, die ſchon durch den Geruch verriethen, daß ſie nach Kühlung lechzten. Ich ließ ſie nun bei jedem Anhaltepunkt begießen, worauf die Leute auch ſchon vorbereitet waren. Auf dieſe Weiſe ging es weiter. Ein andrer Jüngling ſchwang ſich in den Sattel und eine andre Galoppade begann. Merkwürdiger Weiſe rechnete mir dieſer nun am Ende der Fahrt die Summe vor, die ſein Vorgänger mit Einſchluß der zugeſchoſſenen Lira zum Trinkgeld, „**per la bona mano**“ erhalten hatte, und als ich ſie ihm gab, verlangte er nun erſt noch etwas **pella bona mano** für ſich. Ich ging auf den Witz ein und fand, was ich erwartet hatte, daß jeder immer wieder den Satz ſeines Vorgängers als Zahlung und dann noch einen Zwanziger dazu verlangte. Sie lächelten jedesmal höchſt befriedigt, wenn der Spaß gelang, und ich

wollte ſie nicht in ihrer Erwartung täuſchen, da es nicht der Mühe werth war, und bis Mailand höchſtens ein paar Thaler Unterſchied machte. Der letzte aber meinte: **Una Lira per entrare la città di Milano!** und ich gab ihm erſchrocken über meine Filzigkeit noch zwei dazu, obgleich er ohnehin ſchon durch den Spaß der Steigerung mehrere Zwanziger zuviel erhalten hatte.

Ich hatte nun aber ein für allemal ihr Verfahren ſtudirt. Sie hielten wie treue Brüder zuſammen, ſagten ſich immer einander Beſcheid und oft hörte ich, daß der Abgehende mich dem Folgenden als einen liebenswürdigen Kunden empfahl; auch fand ich, daß ſie einem Scherz ſehr zugänglich waren, und als ich erſt die Sprache ſo weit in meiner Gewalt hatte, um ihnen damit aufwarten zu können, vertrugen wir uns noch beſſer, obgleich ich das Syſtem der Steigerung auf längere Fahrten nicht hätte aushalten können, und auch leicht abſtellte. Ich brauchte nur zu ſagen: Dem Vorigen hätt' ich grad eben ſo viel gegeben, ſo waren ſie zufrieden.

Hier will ich nur gleich bemerken, daß ich kein gutherzigeres und gefügigeres Volk kenne, als die Italiener, die Wirthe und die Kutſcher gar nicht aus-

genommen, daß ich ein ganzes Jahr lang immer mit ihnen auf dem freundſchaftlichſten Fuße geſtanden und mich faſt nie mit ihnen überworfen habe. Wer ſie freundlich behandelt und vernünftig mit ihnen redet, iſt ganz ſicher, ebenſo von ihnen behandelt zu werden; und die vielen Klagen über die Italiener haben alle ihren Grund in der Ungeſchicklichkeit und Unliebenswürdigkeit der Klagenden. Der Italiener hat vielleicht noch mehr Humor und Biederkeit als der Franzoſe, und iſt durchſchnittlich ebenſo geſetzt und bedächtig als der Deutſche. Dies zeigt unter andern der Ausdruck, den man ſo häufig hört, wenn Einer hitzig wird: **pazienza, signore, ci vuole pazienza!** Dabei ſind ſie zutraulich und liebenswürdig. Ein alter Arzt, der uns ſpäter in Rom das Fieber vertrieb, nannte meine Frau immer: **mia figlia** und mich: **caro mio dottore**, und das gleich von Anfang an. Künſtler und Andre, die länger im Lande bleiben, wiſſen dies auch ſo gut, daß ſie ſich vollſtändig zu Hauſe fühlen; und man muß ſich über das Vorurtheil gegen die Italiener, das ſo oft ausgeſprochen wird, um ſo mehr wundern, da doch die flüchtigen Reiſenden, die dann natürlich ihre Reiſe beſchreiben wollen,

manche von ihren anſäſſigen Landsleuten geſehen und geſprochen haben müſſen.

3. Gewinnt man nun vom Durchfahren der großen Maisfelder keine Ausſicht auf ſie, ſo gewinnt man dieſe deſto vollſtändiger von dem Mailänder Marmordom herab. Die unendliche fruchtbare Ebene bietet aber wenig landſchaftliche Abwechslung. Man hat ſich daher mehr an die Landhäuſer und Bauwerke zu halten, die darin auftauchen. Ich erinnre mich nicht mehr, wie ſich die ferne Abgrenzung dieſer Ebne, die Alpen, zu dem Bilde verhalten, nicht einmal, ob ſie noch ſichtbar ſind; auch der Anblick der Ebne prägt ſich nur als etwas Unbeſtimmtes und Gleichförmiges ein. Selbſt die Kuppeln, die weiterhin ſo angenehm in's Auge fallen, fehlen hier noch, und der mächtige Dom machte mehr den Eindruck einer endloſen Mannigfaltigkeit, als eines großen Ganzen, da man ihn wenigſtens damals nirgends aus der richtigen Ferne betrachten konnte. So ſtimmt er aber freilich zu dem Lande, in dem er ſich erhebt.

Bei unſerm deutſchen Wirthe in Mailand ſaßen wir mit öſtreichiſchen Offizieren zu Tiſche. Ein alter Herr unter ihnen, mit dem wir bald vertraut wurden, nahm ohne Weiteres an, Louiſe ſei meine Schweſter,

und wollte ſich's durchaus nicht ausreden laſſen, die Aehnlichkeit bewieſe es ja; was ich für eine große Schmeichelei nahm.

Wir ſaßen der Gartenthür gegenüber. Dieſe öffnete ſich beim Nachtiſch, und eine Truppe von Schauſpielern führte mit lebhafter Darſtellung und vielem Feuer ein kleines Singſpiel auf. Hierin fand ich einen großen Fortſchritt in der Kultur, und es behagte uns beiden ſehr. Mein grauröckiger Nachbar bemerkte aber: „Was für Narren und Hanswürſte, uns ſolche Grimaſſen vorzumachen!“

Die Oeſtreicher ſind grade die letzten unter den Deutſchen, die ſich zu den Italienern paſſen. Je weiter ſie in der Kultur zurück und von dem freien Geiſte des Nordens entfernt ſind, was man, außer ihrem Katholicismus und ihrer Politik am beſten an ihren Litteraturproducten (Redwitz, Hackländer, oder gar den ſogenannten Philoſophen) ſehen kann, deſto entſchiedner ſind ſie den Italienern gegenüber nur Barbaren; und wenn man beide Nationen ſo neben einander ſah, und die Geſichts- und Körperbildung mit in Anſchlag brachte, konnte man nicht umhin, ſich lebhaft auf die Seite des edleren und unterdrückten Volkes zu ſchlagen. Man mußte ſich nothwendig

ſagen: ſollte dieſes edle Volk einem ſolchen Gemiſch von Häßlichkeit, Knechtsſinn und Aberglauben für immer unterworfen bleiben?

Der Gegenſatz beider Völker wiederholt ſich für das Auge jedes Einſichtigen auf dem Triumphbogen vor dem Thore, das von der Simplonſtraße gerade auf den Dom losführen und durch den Abbruch der Häuſer, die jetzt im Wege ſtanden, ihm eine beſſere Stellung geben ſollte, aber durch Napoleons Sturz in der bloßen Anlage ſtecken geblieben war, wie ſo manches andre Bauunternehmen in Italien. Auf dieſem Triumphbogen ſieht man zuerſt Bonaparte ſiegreich zu Roß in Auftritten aus ſeinen denkwürdigen italieniſchen Feldzügen, und in Marmor nimmt ſich ſein Italienergeſicht ganz gut aus, beſonders da er noch als jugendlicher Freiheitsheld dargeſtellt iſt; das letzte Feld nimmt aber dann die ſiegreiche heilige Allianz ein, der Ruſſe, der Preuße und der Oeſtreicher, drei ſo abſchreckende Geſtalten, als man ſie zum Gegenſatz gegen den Korſen, und um dieſen zu heben, nur hätte ausdenken können. Dies Bild fragt den, der davor ſteht: Denkſt du, dies geiſtloſe häßliche Geſchlecht werde über den Aufſchwung und die Schönheit der franzöſiſch-italieniſchen Revolution, wie

ſie auf den übrigen Feldern dargeſtellt iſt, endgültig ſiegen und Europa unter ſeine plumpen Füße treten?

Es wäre viel weiſer geweſen, wenn die Oeſtreicher den Triumphbogen und das Thor nach der erſten Anlage ruhig fertig gemacht und den von den Rachegeiſtern aller Völker beſiegten Napoleon, etwa wie in dem Bilde von Fontainebleau, und nicht ſeine unbedeutenden ſcheinbaren Gegner auf das leergebliebne Feld eingegraben hätten. Nahmen ſie ſich ſchon damals nicht vortheilhaft aus, ſo ſpielen ſie jetzt vollends eine klägliche Rolle in Mailand, und die Italiener können ſie getroſt oben laſſen.

6.

Genua und Spezzia.

1. Damals war Piemont in den Händen der Oeſtreichiſchen, alſo der politiſch und religiös rückläufigen Partei. Man ſprach in Mailand verächtlich von Piemont. Es ſei eine Bettelwirthſchaft. Die Zoll- und Paßbeamten ſeien ebenſo käuflich, als quäleriſch; überall, ſagte mir ein Mailänder, werden ſie Ihnen in den Weg treten, aber nur, um die Hand nach einer kleinen Silbermünze auszuſtrecken; ver-

ſorgen Sie ſich nur reichlich damit, drücken Sie jedem, der Sie aufhalten will, eine in die Hand, und Sie werden durch die Reihen dieſer geputzten Bettler ruhig hindurchfahren.

Und dies war wirklich meine Erfahrung, als ich über Pavia und Tortona nach Genua fuhr. Ohne den Rath des Mailänders hätte ich ſie nicht zu machen gewagt. Wie hat ſich ſeit 1832 der Geiſt dieſes Volkes und damit ſeine Stellung in der Welt gehoben!

Die reiche Gebirgsgegend wird kurz vor Genua öde; man fährt über ein braunes kleinkörniges Gerölle. Wo man auf die Höhe gelangt, von der man das Meer zum erſten Mal erblickt, hat das Land allen Reiz verloren; ebenſo öde und baumlos iſt auch der höchſte Gebirgskamm, der wie der Rand einer halbdurchgeſchnittnen, nur gegen das Meer geöffneten Schüſſel, Genua überragt. Von der Stadt ſahen wir hier noch nichts, aber das Meer, das ſchöne, dunkelblaue, fernhin klare Meer, machte einen bezaubernden Eindruck, beſonders auf meine Begleiterin, die es noch nie geſehen hatte. Segel- und Dampfſchiffe kamen zur Linken aus dem Hafen hervor, der uns noch verſteckt war, und ein ferner Dampfer mit

ſeiner eignen langgezognen Wolke war auch mir ein neuer Anblick. Die Fahrt ging immer bergab bis an's Meer hinan, wo wir links in eine Straße einbogen, die am Ufer entlang läuft und von Nizza herkommt. Plötzlich fanden wir uns vor einem engen Eingange zwiſchen Berg und Waſſer; wir fuhren hindurch und mit Einemmale that ſich die herrliche Muſchel von Genua vor uns auf mit all ihrem innern Leben, dem Hafen voller Schiffe und der Stadt, die um das Becken des Hafens herumgebogen und am Berge hinaufgedrängt ſich vor uns ausbreitete. Eine zierliche Brücke hatten wir über uns, die den Garten am Berge mit der Villa Doria verbindet, deren weite Marmorterraſſe an das ſchöne Waſſerbecken des Hafens hinanreicht.

So geräumig der Hafen, ſo eingeengt iſt dieſe merkwürdige, und bei aller Enge ihrer Gäßchen, von denen nur ein einziges damals fahrbar war, glänzende und großartige Stadt. Die Paläſte am Berge hinauf, namentlich der Palazzo Durazzo, den der König von Sardinien mit allen Gemälden darin gekauft, übertreffen Alles, was man ſich an Bequemlichkeit, Glanz, Kunſt und großartiger Ausſicht nur vorſtellen kann. Von dem Balkon des Palaſtes Durazzo ſieht man

über Stadt, Schiffe und Hafen weit ins Meer hinaus.

Als wir bis zur Mitte des Hafens in die Stadt hineingefahren waren, hielt der Poſtillon vor einem langen Gebäude an. Hier wurde der Wagen untergebracht und wir hatten uns den Gaſthof delle quattro nationi zu Fuß zu ſuchen. Dies war ein uraltes Gebäude von bedeutender Ausdehnung mit kühlen Gängen im Innern; und wir erlangten ein Zimmer auf den Hafen hinaus; vor dieſem war eine Art Marktplatz, auf dem die prächtigſten Früchte, namentlich Pfirſiche und Feigen, und kühlende Getränke, aqua in neve, mit lautem Ausruf angeboten wurden.

2. Die Gaſttafel war zu dem Preiſe von 5 Franken immer voll beſetzt. Dieſe Genueſer mußten alſo doch nicht ſo arm ſein, als man uns in Mailand verſichert hatte. Wein konnte man trinken, ſo viel man wollte. Aeußerſt lehrreich war mir das Verfahren meines Nachbars, eines großen ſtarken Mannes, der ein gründlicher Kenner aller Speiſen und Getränke, und ein wahrer Eßkünſtler war. Die Küche mußte gut ſein, denn er billigte faſt alle Gerichte durch die That. Auch der Tiſchwein hatte ſeinen Beifall. Er

trank jedesmal ſeine eigne Flaſche ſchnell aus, und half mir dann bei der meinigen. Die Früchte beim Nachtiſch aß er mit einer Geſchicklichkeit, die ich vergebens zu erlernen ſuchte. Feigen wurden beim Stiel ergriffen und mit dem erſten Schnitt zur einen Hälfte, mit dem zweiten zur andern geſchält. Bei jedem Schnitt blieb die Hälfte auf dem Meſſer liegen und wanderte dann ſogleich ihres Weges in den Mund des geſchickten und wohlgediehenen Mannes. Die großen rothwangigen Pfirſiche entkleidete er mit einer einzigen Drehung zwiſchen den Händen ihrer Wolle, ſie wurden ganz glatt; dann umwanderte er mit raſchen Schnitten den Kern, der mit ſeiner rothen, etwas bittern Hülle beim letzten Schnitt auf den Teller fiel.

Meine Frau hatte eine ebenſo unterhaltende Nachbarſchaft, eine Schweizerin, ſtark und nicht mehr ganz jung. Sie reiſ'te nicht nur auf ihre eigne Hand, ſondern badete auch nach eigner Erfindung vor dem Molo. Die Schiffer hatten nämlich Badeboote, von denen man kleine Treppen ins Waſſer hinunterließ für Schwimmer, die vor den Hafen hinausfuhren und dort badeten. So wie man den Molo vorbeiruderte und ins offne Meer hinaus-

gelangte, gingen die Wogen hoch, und es war nicht mehr Jedermanns Sache, dort zu baden, während man diesseits des Molo im Hafen ruhiges Wasser hatte. Dies hatte unsre Schweizerin gereizt, und sie erzählte meiner Frau bei Tische, sie bade immer vor dem Molo im freien Meer und im tiefen Wasser; es sei gar zu schön.

„Aber wie machen Sie das?"

„„Ganz einfach; ich nehme mir ein Boot und fahre hinaus, der Mann läßt die Treppe ins Wasser, wenn ich fertig bin, thut mir einen Gurt um, und hat eine Leine, mit der er mich hält, daß ich nicht untersinke.""

„Aber der Mann — —"

„„O, der darf nicht hinsehn, das ist ausgemacht.""

„Ah so!"

Wir waren nicht so ehrgeizig, badeten im Hafen, wo Badeschiffe lagen mit Verschlägen für die Damen und zum Schwimmen im offnen Wasser für die Männer, und fanden, daß es auch so noch immer natürlich genug zuging. Das Wasser war immer voll Schwimmer aller Arten, die auf die Schiffe stiegen, und sich dann kopfüber wieder hineinstürzten. Die Genuesische Salzflut ist aber, sehr verschieden

von unſerm nordiſchen Seewaſſer, ſo ſehr mit Salz geſchwängert, daß ſie beim Schwimmen viel beſſer trägt, aber auch in Naſe, Mund und Augen empfindlich beißt, wenn man untertaucht.

3. Wunderbar ſchöne Segelfahrten nach Gärten und Villen in der Umgegend, wo wir zuerſt in Lorbeer- und Myrthengängen umherwanderten, ergötzten uns, eine davon brachte uns aber plötzlich einmal in die Schußlinie der Artillerie, die ſich gar nicht an uns kehrte und ihre Kugeln luſtig um uns herumtanzen ließ, wobei unſre Schiffer ganz gelaſſen verſicherten, ſie verſtünden's, es habe nichts zu ſagen, ſie würden uns nicht treffen.

Schon ehe wir von Halle abgereiſt waren, hatten die Skorpionen eine große Rolle in den Geſprächen über die Reiſe geſpielt. Profeſſor Meckel, der Anatom, brachte uns drei ganze Schüſſeln voll dieſes ſchuppigen Gewürms in Spiritus, als wir einmal bei ihm eingeladen waren, und ſuchte uns auch die Art vor, deren Bekanntſchaft wir in Italien machen würden; aber der Zufall wollte es, daß wir in dem ganzen Jahr unſers Aufenthalts in Italien nur einen einzigen, und zwar in einer Fenſterritze unſers jetzigen Zimmers zu Geſicht bekamen. Dieſer wurde nun

natürlich mit großer Aufmerkſamkeit erſt beobachtet, dann auf die Scheere geſpießt und ſo verwundet aus dem Zimmer verbannt.

Wir machten hier bedeutende Fortſchritte im Italieniſchen, denn wir beſuchten täglich die Kaffeehäuſer, das Theater im Freien, teatro al giorno, und Abends den ſchönen Erholungsplatz der Genueſer Acqua sola, wo man leicht mit ſeinem Nachbar auf der Bank ins Geſpräch kam, und wo der Mond die Nächte ſo hell beleuchtete, daß ich öfters unwillkürlich den Schatten der Bäume ſuchte, als wäre es gegen die Sonne.

Die Kunſtſchätze der Paläſte, die jedermann zugänglich ſind, die Regſamkeit der Schifffahrt, die wir täglich vor Augen hatten, die ſchöne Fregatte im Hafen, die wir beſuchten, dazu das ganze Leben und der Glanz dieſer ehemaligen freien Seekönigin, gaben uns denn doch einen andern Begriff von dem Reichthum und den Hülfsmitteln Sardiniens, als die Oeſtreicher in Mailand uns beizubringen geſucht.

4. Mit Bedauern verließen wir dieſe einzige Stadt, wo wir in wenigen Wochen ganz heimiſch geworden, und fuhren auf der damals neuen Straße am Meere hin, — ſie führt hart über dem Waſſer

oft in einer bedeutenden Höhe und durch ausgehauene Felſenthore hindurch, — bei hellem Mondſchein nach Spezzia. Eine märchenhaft ſchöne Fahrt! Als der Weg das Meeresufer verließ, führte er uns in ein mildes, reich mit Fruchtbäumen beſetztes Gebirgsland. Die Nacht war kühler als der Tag, aber immer noch warm genug, ſo warm, daß meine Frau ſich über die Hitze beklagte, ihren leichten Sommermantel abwarf und ſich rückſichtslos von der fächelnden Zugluft abkühlen ließ. Ich hielt dies für gefährlich, ſo angenehm es ſein möchte, richtete aber mit meinen Vorſtellungen nichts aus, und wirklich glaubte ich ſpäter, in dieſer Abkühlung den Anfang ihres Bruſtleidens, das ihr ſpäter den Tod brachte, zu entdecken. Am andern Tage war ſie ſo heiſer, daß ſie kaum ſprechen konnte. Für den Augenblick freilich und in der That während der ganzen Reiſe in Italien blieb ihr Bruſtleiden nur eine geringfügige Beſchwerde, wie man ſie gewöhnlich gar nicht weiter beachtet. Die Reiſe hatte dem aber vorbeugen ſollen, was ſie nun grade herbeigeführt zu haben ſchien.

Die Bai von Spezzia, viel mächtiger als der Hafen von Genua, dennoch nur ein Hafen in großer Anlage, damals aber noch ohne Kriegsſchiffe,

iſt von ſchönen, erhöhten Ufern umſchloſſen. Als wir ſie mit friſchem Segelwinde durchfuhren, folgte ein großer brauner Delphin unſerm Boote und tauchte unermüdlich im Fahrwaſſer auf und nieder, bald fern, bald näher, als ſpielte er haſchen mit unſerm Boot. Sein Auf- und Niederſteigen im Waſſer war wie das Bäumen eines großen braunen Roſſes, er verließ uns nicht. Als wir mitten auf dem Waſſer anhielten, um unſer Boot auf einem mächtigen warmen Quell ſüßen Waſſers wiegen zu laſſen, der hier mitten in der See aus der Tiefe hervorſprudelt und wie ein rieſengroßer Roſenkelch überwallt, kreiſte das zutrauliche Thier um uns herum; es verließ uns erſt am Ufer.

Hatte ich mich noch in der Schweiz gegen Natur und geſchichtliche Erinnerungen etwas ſtumpf gefühlt, ſo belebte nun Italien den Sinn für Beides wieder. Ich war mit der Abſicht hergekommen, vor allen Dingen die Kunſtwerke, die man nirgends in ſolcher Vollendung und in ſolcher Menge findet, zu ſtudiren. Altenſtein hatte mir dazu eine Empfehlung an Bunſen in Rom mitgegeben; aber ſehr bald fand ich die ganze Natur, das Volk und ſeine Einrichtung in dieſer herrlichen Welt von einem Hauche der Schönheit

geadelt und von einem aufſtrebenden Geiſte beſeelt, den ich lieben und verehren lernte, und der ſich in unſern Tagen ſo rühmlich bewährt hat.

Die Marmorbrüche von Maſſa und Carrara, dieſe unerſchöpfliche Quelle ſo vieler Wunderwerke der Baukunſt und der Bildhauerei, die fruchtbaren Ebenen von Lucca ſahen wir im Fluge. In Piſa am Arno hielten wir uns auf. Jeder beſucht dort den Campo santo. Hier fanden wir das erſte Bildwerk von Thorwaldſen und wurden unter den Fresken auf einen Mönch aufmerkſam gemacht, der lange vor Napoleon gemalt, ganz ſein Geſicht hat, und den der Teufel eben holen will. In dem blühenden Garten von Toscana fuhren wir nun am Arno hinauf nach Florenz, wo wir uns auf längere Zeit niederließen und bis Mitte September blieben.

7.

Florenz.

1. Mit Florenz beginnt das Erſcheinen der Kuppelform in dem Landſchaftsbilde, eine weſentliche Verbeſſerung. Von der Anhöhe, die man Bello sguardo nennt, ſtellt ſich das Thal des Arno und

die zierliche reiche Stadt am vortheilhafteſten dar. Die Verbindung der Wein- und Obſtgärten — die Rebe ſcheint hier den Schatten ſchon vertragen zu können, — macht den Anblick voller. Von der Landſtraße in der Ebene hat man wenig Ausſicht, weil man in der Regel von hohen Mauern umſchloſſen iſt, auf den Anhöhen hingegen ſchließt ſich dann gelegentlich die ganze Fülle dieſes reichen wohlgepflegten Landes auf. Der Arno iſt ein Liebling der Florentiner; man ſetzt ſich Abends auf ſeine Brücke, wo Bänke und Stühle vermiethet werden, ins Kühle. Hier trafen wir einen alten Herrn, der Italiener deutſch und Deutſche italieniſch lehrte. Wir wurden genauer mit ihm bekannt, und als es ſich ergab, daß er auch unſerm Wirthe bekannt war, wurde er unſer Lehrer. Wir entdeckten jetzt alle unſre Schwächen, und laſen vorher mit ihm die Stücke, die Abends im Theater aufgeführt wurden. Auch ſeine Söhne lernte ich kennen, die ganze Italiener, ja ſogar eifrige Carbonari waren, und mir von den Geſinnungen und Plänen der italieniſchen Jugend erzählten.

Im Theater herrſchte die Unſitte, daß nur der Hauptkomiker und die Prima Donna angehört, die Uebrigen aber alle mit dem rückſichtsloſeſten Geſpräch

der ganzen Zuhörerſchaft übertäubt wurden. Den beiden Lieblingen dagegen hörte man allemal mit lautloſer Stille zu. Einmal machte die Schöne einen großen Eindruck mit einer koquetten Antwort, als ſie mit einem neunmaligen Nein (no, no, no! no, no, no! no, no, no!) ja zu ſagen hatte. Einen eben ſo günſtigen Eindruck brachte der wohlhäbige Barbier von Geldern gleich mit ſeinem erſten Auftreten hervor, wo er die Wirthin anläßt: Datemi una tazza di Vostro maledetto Caffé!

Die cacini in einiger Entfernung vor der Stadt ſind ein Erholungsort, wo grade große Vorſtellungen von Wettrennen auf kleinen zweirädrigen Wagen nach Art der Alten und mit vier Pferden ohne Wagen, wo der Lenker auf den beiden letzten ſtand, aufgeführt wurden. Dies Schauſpiel wurde gegeben von einer Geſellſchaft Kunſtreiter, die ein gewiſſer Guerra hielt, und in der Renz, deſſen Name jetzt in Deutſchland ſo bekannt iſt, damals erſter Athlet war. Guerra pflegte auch Napoleon mit ſeinen Generälen zu Pferde darzuſtellen, wobei man zu bewundern hatte, wie ähnlich er ſich dem Korſen zu machen wußte. Dieſe Vorſtellung fand vielen Beifall. Wir machten bei dieſer Gelegenheit die Bekanntſchaft eines Juden,

Namens Goldſmid, den ſeine reichen engliſchen Vettern, um ihn los zu werden, nach Italien geſchickt hatten, und den wir nun ebenſo wie Guerra und ſeine Pferde überall wiederfanden. Die Pferde fanden ſich in Rom einmal ſogar unter unſerm Schlafzimmer eingehauſt.

Meine Frau, die ſehr viel und raſch zu leſen pflegte und, wenn wir ſo dahin fuhren, mir oft ganze Romane wieder erzählte, verfiel hier auf die Memoiren der Herzogin von Abrantes, die ſie von einem Ende zum andern durchlas und mir Band für Band wieder erzählte. So ſpukte Bonaparte um uns herum. Als ſie damit fertig war, kam Corinne ou l'Italie daran. Darin las ich ebenfalls, wegen des Gegenſtandes, warf aber eines Tags das Buch mit einer nicht ſchmeichelhaften Aeußerung gegen die Verfaſſerin aus der Hand, worauf meine Frau mich mit den Worten zurecht wies: „Werde du nur erſt ſo berühmt als ſie!“

„„Das iſt wahrhaftig nicht mein Ehrgeiz!““

„Die Trauben ſind ſauer, ſagte der Fuchs.“

2. Als wir eines Tages nach Fieſole hinaufgingen, erklärte uns der Führer die cyclopiſchen Mauern mit den Worten, ſie wären noch zur Zeit der Proteſtanten gebaut worden, lange vor der katho-

liſchen Zeit. Dieſer gelehrte Führer hatte ſich ſo ſehr in Louiſe verliebt, daß er es gewagt, beim Hinauffahren nach Fieſole, als er neben dem Wagen herging, ihr die Hand zu ſtreicheln. Sie theilte mir dies in aller Angſt mit, und befürchtete, es möge dunkel werden, ehe wir die Stadt wieder erreichten, und er mich auf dem Heimwege ermorden, womit die Italiener nach der allgemeinen Meinung ſo ſchnell bei der Hand ſind. Darnach ſah mir der Jüngling nun zwar nicht aus. Als es nun aber wirklich dunkel wurde, und wir durch dichte Laubgänge auf die Stadt zugingen, ließ ich ihn zu ihrer Beruhigung vorauf gehen, da er uns doch den Weg zeigen müſſe. Er gehorchte einigermaßen zögernd, wahrſcheinlich weil er dadurch Louiſe aus den Augen verlor, aber er gehorchte. Es wurde immer finſtrer. Er führte uns durch endloſe grüne Gänge umher, und das Thor wollte immer nicht kommen. Jetzt begann ich ebenfalls Verdacht zu ſchöpfen, und ich hatte mich nicht einmal mit einem Handſtocke verſehen. Aber der Knabe war ſo böſe nicht, und nach einer ermüdenden Wanderung tauchte die langerſehnte Stadt mit ihren Lichtern vor uns auf. Wir warfen uns in den erſten

Wagen, den wir antrafen und erreichten, einigermaßen aufgeregt durch den Vorfall, unſern Gaſthof.

Die berühmten Bilder des Palaſtes Pitti und die Marmorbilder der großen Sammlung in der Stadt haben ſich mir freilich beſſer eingeprägt, als die Bilder, die ich in Genua geſehen. Bei der mediceäiſchen Venus fiel mir der Delphin auf und erinnerte mich an unſern Begleiter in der Bucht von Spezzia. Er iſt im Untertauchen begriffen, damit wollte alſo der Künſtler das Auftauchen ſeiner Göttin aus dem Meere darſtellen. Sie tritt nicht bloß aus dem Bade heraus; es ſoll die mythiſche Geburt der Anadyomene ſein; und ihre Verſchämtheit, wie ſie dieſe durch ihre Stellung ausdrückt, deutet nur auf die Jungfräulichkeit der Göttin, und iſt nicht durch irgend eine Ueberraſchung zu erklären. Aus dieſem Grunde iſt ſie auch ſo zart und klein, was Venus in andern Verhältniſſen durchaus nicht zu ſein braucht, und die berühmteſte, die von Milos, nicht iſt.

Viel mehr hat mich aber die Gruppe der Niobe beſchäftigt, zu der man immer und immer mit neuer Theilnahme zurückkehrt. Denn das Tragiſche in dem Vorgange richtig zu faſſen, und zugleich die edle Mäßigung des Ausdrucks der Trauer und Verzweiflung

zu verſtehen, erfordert ein gründliches Einleben in die Abſicht des Künſtlers und in die Bedingungen des Gegenſtandes und des Stoffes.

Auch der geiſtreich dargeſtellte Götterbote von Benvenuto Cellini, der von dem Winde fortgeblaſen wird, bleibt wohl Allen unvergeßlich, die ihm hier begegnen.

Florenz taucht uns zuerſt ganz und gar in den Geiſt ſo vieler unſterblicher Kunſtwerke ein, daß eine neue Welt vor uns aufgeht und Alles, was man bisher an Malerei und Marmorbildern geſehen, dagegen in den Schatten tritt. Als ich dies Alles zuerſt kennen lernte, hielt ich es für unmöglich, daß es noch übertroffen werden könne. Im Einzelnen iſt dies auch richtig, aber Florenz im Ganzen tritt doch wieder vor Rom bedeutend zurück. Auf dies Letzte und Größte bereiteten wir uns jetzt vor.

8.

Rom.

1. Der letzte Eindruck, den ich von Florenz mit nahm, war eine öffentliche Sitzung der Academia della Cruſca, wo ein Profeſſor einen beredten Vortrag

hielt über die Verdienſte Toscanas um die italieniſche Litteratur. Die wohltönende Rede des Gelehrten, der große ſchöne Saal und die gebildete Verſammlung von Herrn und Damen ſtimmten ſehr gut zuſammen; deſto mehr war der geſcheute Geſichtsausdruck eines ſtarken und hübſchen jungen Mannes, der neben mir ſaß und eifrig zuhörte, mit ſeiner Kapuzinerkutte in Widerſpruch; auch erhob er ſich, als der Vortrag zu Ende war, mit einem Seufzer, warf noch einen traurigen Blick auf eine Gruppe ſchöner junger Florentinerinnen, die ihm bekannt ſein mußten, und verließ eilig den Saal.

Unſre Ungeduld, nach Rom zu kommen, war ſo groß, daß wir gefliſſentlich den näheren und öderen Weg über Siena und Viterbo dem ſchöneren Umwege über Perugia vorzogen. Aber wir hatten mit einem ſehr bedenklichen Hinderniß zu kämpfen, ehe wir die ewige Stadt erreichten. Von dem wilden Fahren waren die Räder unſers Wagens, die der Wagner in Halle für ganz zuverläſſig erklärt hatte, ſo locker in ihren Fugen geworden, daß wir Gefahr liefen, auf einer öden Landſtraße plötzlich Schiffbruch zu leiden und hülflos liegen zu bleiben. Nur mit großer Vorſicht erreichten wir Viterbo. Der Appenin, den

wir vorher zu überſteigen hatten, war kahl und unfruchtbar: armſelige Oertchen, wie Acquapendente und Radicofani lagen weit auseinander und boten weder Schmiede noch Wagner. In Viterbo angelangt, hielt ich ſogleich eine Berathung mit einem Meiſter Stellmacher; und es wurde beſchloſſen, die Felgen der Räder mit Stricken und Klammern ſo ſtraff zuſammen zu binden und zu befeſtigen, daß wir ohne Beſorgniß bis Rom fahren könnten. Die Ausbeſſerung, die ich ſorgfältig beaufſichtigte, beruhigte mich vollkommen, und der Meiſter verſicherte mir ſtolz: jetzt hielten die Räder beſſer als neue.

All dieſe Noth, **per entrare la città di Roma!** Es war **una posta Imperiale e Reale.** Wie, fragte ich, warum nicht eine **posta Papale?**

Das iſt ſchon richtig, erwiderten die Leute, Rom iſt der Sitz des heiligen Vaters, aber Rom iſt die Hauptſtadt von Italien, und darum iſt die Poſt, die nach Rom fährt, **una posta Imperiale e Reale.** Dieſe Auslegung fiel mir ſchon damals auf, und es zeigt ſich jetzt wieder, wie tief die politiſche Bedeutung Roms das ganze Volk ergriffen hat, wie denn die damaligen Römer überall die alten Römer ihre Vorfahren (i nostri padri) nannten, und einmal einem deutſchen

Profeſſor, der ihnen beweiſen wollte, man müſſe Kikero ſagen, erwiderten: Wir müſſen doch wohl am beſten wiſſen, wie unſre Vorfahren geſprochen haben; Cicero, das iſt Tschitschero haben ſie geſagt.

Wir fuhren alſo mit vollem Vertrauen auf unſre Räder dahin, bis wir auf eine Anhöhe gelangten, wo wir mitten in einem Felde von ſchwarzem verbrannten Ginſter anhielten, und eine große eben ſo verbrannte Fläche vor uns ausgebreitet ſahen: Das iſt die berühmte römiſche Campagna, und dort in weiter Ferne erblicken Sie den Dom von Sankt Peter! rief der Poſtillon mir zu. Er war noch drei deutſche Meilen entfernt, und blieb noch lange Alles, was man von Rom ſehen konnte; ein gewaltiges Bauwerk! So hat keins vor ihm dies ganze Latium beherrſcht, in das wir jetzt eintraten.

Rom ſelbſt, und vornehmlich zu unſrer Rechten der Monte Mario mit ſeinen maleriſchen Pinien, die ſich oben auf dem Gipfel herrlich gegen den blauen Himmel abzeichnen, erſchien erſt in der Nähe des Ponto molle. Hier geht nun der Dom der Peterskirche in die Maſſe der Stadt auf. Eine Menge kleinerer Dome treten daneben hervor, die Villa Borgheſe und der Monte Pincio (collis hortulorum)

mit ſeinen Anlagen, der künſtleriſche Ausdruck aller Bauwerke, auf denen das Auge ruht, zeigen ſogleich den Ehrgeiz des neuen Roms, der Erbin eines ſo großen Namens.

An der Porta del Popolo hatten wir eine Unterſuchung wegen des Zolls zu beſtehen, da wir keinen Freipaß vorzeigen konnten, den man ſich an der Grenze, wie ich dort auf eine drollige Weiſe erfahren, nehmen kann. Als wir die Römiſche Grenze überſchritten, war dort nämlich der Prinz Friedrich, der in Düſſeldorf reſidirte, mit der Weiſung angemeldet worden, ihn nicht zu unterſuchen. Als ich nun meinen Paß abgab, der anfing: Wir, Friedrich Wilhelm ꝛc., hielten die Herren vom Zollamt Seiner Heiligkeit den Namen Seiner Majeſtät ganz gegen alle Ordnung für den meinigen, und dieſen wieder für den des Prinzen Friedrich von Düſſeldorf. Sie kamen mit vielen Verbeugungen an den Wagen heran und nannten mich einmal über das andre: Königliche Hoheit! zur großen Ergötzung meiner Frau; und als ich erklärte, ſie irrten ſich, fragten ſie ganz erſtaunt, ob das denn nicht mein Name ſei? und zeigten dabei auf Friedrich Wilhelm III. Als ich ſie aber aufklärte und ihnen mittheilte, das ſei der Name des Königs

von Preußen, lachten ſie herzlich über ihr Verſehn. Und als es ſich nun vollends ergab, daß ich auch nicht der Düſſeldorfer Prinz war, hieß es: Nun dann müſſen wir Ihre Sachen unterſuchen, oder wollen Sie einen Freipaß kaufen? der koſtet 70 Scudi, damit können Sie ungehindert bis in Ihren Gaſthof fahren, man wird Sie erſt dort unterſuchen, und Ihnen dann die 70 Scudi wiedergeben.

Ich erwiderte, der beſte Freipaß wäre ſicherlich ihre Unterſuchung und ſchloß ihnen die Reiſekoffer auf. Sie waren nun äußerſt gütig, und rührten faſt nichts an. Ich aber beſchloß, ihre Erwartungen auf ein Trinkgeld zu täuſchen, und ſie für ihre übergroße Unterwürfigkeit gegen die fremde Königliche Hoheit zu beſtrafen, hatte alſo mit dem Poſtillon verabredet, ſobald ich **avanti**! (vorwärts) riefe, ſolle er im Galopp davon fahren. Das that er denn auch, als eben der unterſuchende Geiſt ſeine Hand nach dem Trinkgelde ausſtreckte. So kam ich ohne Freipaß bei der Porta del Popolo an.

2. Von dem freien Platz innerhalb dieſes Thores, über dem zur Linken der zierliche Monte Pincio hervorragt, läuft der Corſo bis an's Capitol, und mit ihm paralell nach der Piazza d'Espagna die Strada

del Babuino. Hier hatte unſer Florentiner Wirth uns einen Gaſthof empfohlen, der mit ſeinen hohen kühlen Zimmern äußerſt angenehm war, und nur den Fehler hatte, daß er ſich mit dem Rücken an den Monte Pincio lehnte, und dadurch fiebrig wurde.

Da wir bei Tage ankamen, ſo gönnten wir uns kaum Zeit zum Umkleiden und zum Eſſen, um nur gleich noch einige der Wunder Roms zu ſehen, und zwar zuerſt des alten, das Becken der Aqua Virgo, das Pantheon mit ſeiner korinthiſchen Säulenhalle, das Kapitol und die Ruinen des alten Forums, wo die Triumphbögen halb verſenkt, und zum Schluß dieſes durch die Zeit verwüſteten berühmten Platzes das Coloſſeum, halb nieder geriſſen, ſich immer noch aufrecht erhalten, als hätte die Gegenwart alle ihre Anſprüche auf die geweihten Ueberbleibſel einer ſo großen Vorzeit aufzugeben und nur die Trümmer als Trümmer zu erhalten! — eine merkwürdige Aufgabe, um ſo merkwürdiger, da man ſchon in unſern Tagen nun auch mit dem neuen Rom denſelben Verſuch vornimmt, und den Papſt und das Mittelalter ebenfalls als eine Ruine mitten im neuen Leben aufrecht zu erhalten ſucht.

Manche der Trümmer, z. B. die der Kaiſerpaläſte,

verdienen keine Erhaltung; andre unbedingt. Sieht man die Ausdehnung der Trümmer und des wüſt liegenden Bodens an, der das alte Forum einſchließt, ſo kann man nicht umhin, die Verſchwendung anzuſtaunen, mit der dieſe Erhaltung und Ausſtellung des verwüſteten alten Roms bewirkt wird, und man denkt unwillkürlich an Sonderung und Einrichtung, da dies Bild ja doch nur ein Bild der Verwüſtung, nicht ein wahres Bild des alten Roms darbietet. Aber der antiquariſche Geſichtspunkt, der doch ein abſtract theoretiſcher und oft eine bloße gelehrte Neugierde, keineswegs der Trieb nach werthvollem Wiſſen iſt, beherrſcht gegenwärtig alle Welt ſo ſehr, daß jeder, der nicht ohne Weiteres das Lebendige dem Todten und dieſer Todtenſchau zu opfern bereit iſt, ein Barbar geſcholten wird.

Vor dem Lateran hinaus bedecken dann noch weithin die Gräberſtraße, die Waſſerleitungen und der Circus Maximus die Campagna mit ihren Trümmern und Erinnerungen an das alte Rom.

Auch die Campagna ſelbſt ſollte aus ihrem wüſten Zuſtande herausgeriſſen und mit Bäumen und Wohnungen der Menſchen beſetzt werden; aber die Verwahrloſung der Welt iſt der Geiſt des Papſtthums und die

Malaria ein richtiges Product ſeines Stumpfſinns. So wie man über die Grenze von Toskana in den Kirchenſtaat hineinfährt, verläßt man mit einem ſcharfen Abſchnitt das menſchlich beherrſchte und ſchön blühende Land und tritt in ein verwahrloſtes, halb wüſtes Gebiet ein. Wie das Königreich Italien gegen den Kirchenſtaat, ſo iſt mit einem Schlage auch die Kultur vorgerückt, und die Römiſche Campagna hat ſicherlich auf die Eroberung Roms für das freie Italien zu warten, ehe ſie wieder wohnlich und geſund wird, wie ganz Italien die geiſtige Malaria nicht los werden wird, wenn's nicht mit dem Papſtthum und dem Katholicismus bricht.

3. Welch ein ſonniges, reifes, durch Geſchichte und Lage bevorzugtes Kulturland, dieſes Italien! welch eine Wunderſtadt, dieſes ſchöne Rom, dem ganz Europa ſeine Schätze, und große Künſtler ihren Geiſt geſpendet, um mit dieſen Schätzen Würdiges zu leiſten! und dennoch, welch eine geiſtige Wüſtenei iſt beides, Italien und Rom!

Was wir ſchon ſeit Jahrhunderten geleiſtet, den Bruch mit der geiſtigen Tyrannei, das war in den dreißiger Jahren und iſt noch immer keine Italieniſche Frage, dafür ſind noch heutiges Tags ſeine Politiker

zu aberweiſe. Die Männer der Mehrheit, und folglich die Regierenden, wollen ſich mit dem Papſt verſöhnen und die Pfaffen beibehalten. Höchſtens beſchränken ſie die Zahl der Klöſter und heben die reine Verſumpfung und Faullenzerei auf, aber der Jeſuit mag nur ſeine Sichel ſchleifen, mit etwas Weltverſtand hat er eine große Ernte zu thun; aus dieſem Grunde ſind Jeſuiten für die jetzige Regierung Italiens aufgetreten; aus dieſem Grunde iſt Garibaldi in der Minderheit; die Italiener ſind bereit, Garibaldi zu vergöttern, aber weder ihm den Gott, noch den Prieſter zu opfern. Es ſteht nicht viel beſſer um Mazzini's Motto: **Dio e il popolo**, Gott und das Volk! Denkt Mazzini, daß es einen Gott ohne Prieſter und ein geiſtig freies Volk mit Prieſtern geben könne? Der Dio iſt freilich nur ein Aushängeſchild, und als ich ihm eines Tages ſagte, er ſchriebe ſein Motto nicht richtig, es müſſe heißen: **Dio è il popolo**, der Gott *iſt* der Menſch, ſah er die Nothwendigkeit der Verbeſſerung zwar nicht ein, hatte jedoch nicht viel dagegen einzuwenden; wer aber auch nur ein ſolches Aushängeſchild wählen kann, rechnet auf bigotte Menſchen, in deren Sinne er ſprechen will, und ſpricht wie ſie, — ohne zu denken. Es fehlt

ihm die Philoſophie und ihr letztes und erſtes Wort, die Oberhoheit des vernünftigen Weſens, das keine Vernunft duldet, die höher wäre als die Vernunft, und das Höchſte, den freien Geiſt, nicht außer ſich, ſondern in ſich ſelbſt, ſucht und findet.

4. Die Italiener ſind freilich nicht die Einzigen, die über die völlige Abſetzung aller phantaſtiſchen theologiſchen und politiſchen Mächte durch Vernunft, Wiſſenſchaft und bürgerliche Freiheit erſchrecken; aber ſie ſind darin zurück, daß ſie noch nicht einmal mit der tyranniſchen Hierarchie, d. h. mit der förmlich gegliederten Gewalt der päpſtlichen Herrſchaft über alle Geiſter gebrochen haben; während wir es bereits dahin gebracht haben, daß Einige von uns als ganze Europäer denken und fühlen; d. h. als treue Nachfolger der Griechiſchen Denker, die Mitglieder eines Freiſtaates waren, und ſich ihre Welt nicht von jüdiſchen Dichtern und Phantaſieverkäufern, ſondern nur aus der Wiſſenſchaft erklären ließen.

Die Wunder des alten und neuen Roms ließen mich nicht kalt; aber wie vermißte ich unter all dieſen Wundern alter Größe und neuer Kunſt unſere deutſche Größe, die freie Gedankenbewegung und ihre Einrichtungen! Die armſelige Augsburger Zeitung, dies

durch Kolb burſchenſchaftlich verballhornte Blatt, war Alles, was man von Deutſchland gedruckt zu Geſichte bekam. Keine Bücher, kein Buchhandel in unſerm Sinne, keine Litteraturzeitungen, und dabei Italien ſelbſt ohne Zeitungen, und ſeine Buchhändler eigentlich nur Antiquare! Die Franzoſen und Engländer mögen ſich damals wie immer mit ihren Pariſer und Londoner Zeitungen verſehen haben; wir beſaßen aber in den dreißiger Jahren noch weniger eine politiſche Preſſe als jetzt; und wer nicht im Herzen der geiſtigen Bewegung leben, und an den wiſſenſchaftlichen Anſtrengungen und Strömungen unmittelbar in der Heimath theilnehmen konnte, der lebte gar nicht mehr mit. Ich fühlte mich daher, wie unter die Todten verbannt. Es war hier keine Seele, mit der man auch nur das unbedeutendſte Geſpräch über unſre philoſophiſchen Fragen hätte führen können. Die ganze Welt ging in Kunſt und Alterthum und größtentheils in einen abgeſtandnen Kunſtkram auf.

Die Maler und Bildhauer in Rom lebten von der Wiedererweckung der ſchönen Formen, wie ſie dieſe in der Antike und in der chriſtlichen Malerei als Vorbilder vor Augen hatten. Aus dieſer That=

ſache machten nun ſeltſamer Weiſe die Maler Glaubensſätze, und man hörte in allem Ernſte ſolche Ausſprüche, als: Die Geſchichte ſei von der Malerei erſchöpft worden, die ganze heilige Geſchichte, meinten ſie, ſei bereits gemalt, und eine andere gäb' es nicht, mindeſtens nicht für den Maler, dem daher gegenwärtig nichts als Genre-Malerei übrig bleibe.

Unter den Bildhauern herrſchte nicht dieſe heilige Beſchränktheit; ſie waren beſſer daran, hatten nur die Form zur Richtſchnur behalten, den Inhalt, den Griechiſchen Mythus aber glücklicherweiſe ganz verloren. Dazu kam Thorwaldſens erfinderiſcher und unerſchöpflicher Geiſt; ſein Studium war eine Welt, eine Entdeckung; und wer die Gabe des Begreifens und das Talent des Bildens hatte, der konnte von ihm nicht ohne Anregung weggehen.

Aehnlich wie Thorwaldſen regte der Franzoſe Horace Vernet mit ſeiner Malerei aus der lebendigen Welt und der allerunmittelbarſten Gegenwart an. Seine Studien aus der Campagna, die wildgewordenen Ochſen, die Treiber, die ſie zu Pferde einholen, und dergleichen erweckten Bewunderung und Nachahmung. Horace Vernet's Anſicht von der Darſtellung geſchichtlicher Gegenſtände aus der allerneuſten Zeit

wurde aber verworfen, weil ſie dem oben erwähnten Glaubensſatze widerſprach.

Ueber eine Nachahmung der Campagnaſtudien Vernet's muß ich ein Wort ſagen. Ein Bekannter von mir, ein junger Maler aus Berlin hatte ſich den Gegenſtand gewählt, wie Algierer Seeräuber, Heerden und Landleute aus der Campagna wegführen. Das Bild war ſchon weit vorgerückt, als ich eines Tages Thorwaldſen bei ihm fand. Sie ſprachen über das Bild und Thorwaldſen lobte die Studien und die einzelnen Figuren. Aber was wollen Sie mit dem Ganzen darſtellen? fragte der freundliche einfache Mann, der übrigens eine große ſtattliche Erſcheinung war.

„Seeräuber, welche Heerden und Menſchen aus der Campagna wegführen."

„„Seeräuber? aber wo iſt denn da die See und das Schiff, wohin ſie ohne Zweifel ihre Beute führen wollen?""

Daran hatte unſer Maler nicht gedacht. Aber die Bemerkung des großen Meiſters ließ ihm keine Ruhe; und er brachte mit großer Noth noch etwas See und ein Schiff in das Gemälde hinein.

Derſelbe junge Mann ritt mit mir durch die

Campagna und lehrte mich Reize der Umgegend kennen, die ich ſonſt nicht entdeckt hätte. Er malte mich und meine Frau, da er gut traf und Riepenhauſen mich dazu an ihn verwieſen hatte. Als wir nun von unſerm Ritt zurückkamen und er meine Sicherheit zu Pferde bewundert hatte, redete er mich an: „Wie wär's, wenn ich Sie zu Pferde nähme?"

„„Mich zu Pferde? Sind Sie toll? Lieber noch zu Eſel. Bin ich denn ein Dragoner?""

Jetzt beſann er ſich erſt darauf, daß ich weſentlich zu der unberittnen Menſchheit gehörte, wenn ich auch als Junge das Reiten gelernt hatte, und daß man Einem doch in ſeiner weſentlichen Erſcheinung, wie die Seeräuber nicht ohne See malen müſſe.

Er, wie viele Andre, hatte mehr Talent, als Mutterwitz, um von einem geſchulten Denken nun gleich gar nicht zu reden, denn die Schulmeiſter, wie Bunſen und andere, welche die armen Jungen hier hörten, waren ſchrecklich und beſtärkten ſie nur in ihrer Beſchränktheit.

5. Die werthvollſten Bekanntſchaften in Rom verdankte ich Göttling, der mich an den Maler Riepenhauſen und an Käſtner, den hannöverſchen Geſandten empfohlen hatte. Käſtner beſorgte auch die

Geſchäfte für England. Er war ein Sohn der Werther'ſchen Lotte. Dieſer liebenswürdige Mann hatte eine reiche Sammlung von römiſchen Alterthümern aller Art, die er natürlich gern erklärte; und da er viel Beſuch empfing, gaben ihm manche Maler ihre Bilder, um ſie bekannt zu machen. Käſtner war ganz in der Deutſchen Maler- und Künſtlerorthodoxie befangen, jedoch ſehr nachgiebig und anſpruchslos, und ließ ſich ohne Empfindlichkeit widerſprechen, natürlich aber nicht überzeugen; denn er war ſelbſt ein Stück von einem Künſtler.

In ſeinem Album hatte er ein Bild ſeiner Mutter, wirklich ein bedeutendes Geſicht mit voller ebenmäßiger Entwickelung der Stirn, der Naſe und des Kinns. Auch hatte ihm Göthe — eine Landſchaft hineingezeichnet, die freilich kein andres Verdienſt, als ihren Verfaſſer hatte. Käſtner ſelbſt ſcherzte darüber, ſagte aber doch, es ſei ihm ein liebes Andenken, mit dem Göthe ſich ſo viel Mühe gegeben, um ihm ſeine damalige Stimmung lebhaft auszudrücken. Göthe war in Rom von der Künſtlerwuth angeſteckt worden.

Käſtner ging gerade auf einige Zeit nach Frascati, wo Bunſen ſchon war, gab uns ſeine Wohnung

an und ſagte: Da könne er uns am beſten mit Bunſen bekannt machen. Wir fuhren alſo eines Tages nach Frascati hinaus, wo gerade Jahrmarkt war.

Als wir durch die Buden gingen, ſagte Käſtner zu Louiſen: Nun will ich Ihnen zeigen, wie es hier zugeht. Möchten Sie wohl jenes Corallenhalsband haben? Was ſoll es koſten? fragte er den Verkäufer.

„Sieben Scudi.“

„„Einen will ich geben““, erwiderte Käſtner.

„Da iſt es, Signore; ich ſehe, daß es für die Dame iſt, da kann ich nicht nein ſagen.“

Bunſen, der Preußiſche Geſandte, war mit ſeiner Frau und einigen Malern und Predigern ausgegangen. Wir fanden die Geſellſchaft bald in der Richtung von Albano mit Betrachten und Skizziren der Landſchaft beſchäftigt. Auch Käſtner hatte ſeinen Stuhl und ſein Skizzenbuch mit, und als er mich bei Bunſen eingeführt hatte, ſetzte er ſich zurecht, um die herrlichen Linien des Albanergebirges aufzunehmen.

Bunſen fragte mich nach der Univerſität Halle und vor Allem nach ſeinem Freunde Tholuck. „Es thut mir leid, Herr Geheimerath, die Frommen ſchließen ſich ab, wir Andern ſehn ſie nie; ich kann Ihnen

daher von Profeſſor Tholuck weiter keine Nachrichten bringen, als daß er wohl auf war, wie wir Halle verließen."

Nun wußte er doch, daß ich nicht fromm war, und die beiden Prediger, die ſich der Frage nach Tholuck beſonders erfreut hatten, wußten es auch und ſahen etwas verſtimmt drein. Bunſen aber blieb ſich gleich, wurde ſogar heiter und humoriſtiſch und ſcherzte mit den Predigern. Dazu war er ein hübſcher Mann, von einnehmendem Aeußern. Der Berliner Bildhauer Wolff hatte eine Büſte von ihm in ſeinem Studio neben einer Gypsbüſte von Tiberius ſtehen, und machte uns auf die merkwürdige Aehnlichkeit der beiden Männer aufmerkſam. Ich kam mit Bunſen auf Plato zu ſprechen, den er weniger kannte, und ſo fragte er mich mit vieler Theilnahme aus. Dann mußte ich ihm über Schulpforte berichten, wohin er ſeinen Sohn ſchicken wollte und wo eben der Rector Kirchner dem alten Ilgen im Amte gefolgt war. Ich lobte ihm Kirchner, wie er es denn verdiente, und erzählte ihm, was ich ſonſt von Echtermeyer über die Anſtalt gehört hatte.

Hierauf kam der Sächſiſche Geſandte Plattner daran, der auch in der Geſellſchaft war und mit

allerlei altfränkiſchen Schnurren aufgezogen wurde. Dieſer Ausflug war eben ſo ungezwungen als unterhaltend, und die Gegend und die erfriſchende Gebirgsluft mußten natürlich Alles entzücken. So wurden wir bis Sonnenuntergang aufgehalten, und fuhren dann unvorſichtigerweiſe in unſerm offnen Wagen und ohne Mäntel durch die Campagna, über die ſich ein blauer kühler Nebel ausbreitete, wieder nach Rom. Die unmittelbare Folge davon war, daß wir beide am Fieber erkrankten. Dies kam mir ſehr in die Quere, denn ich hatte den Vatikan noch nicht geſehn, und nun hieß es, Fieberkranke dürften ſich noch lange nach ihrer Geneſung in die kalten Marmorſäle nicht hineinwagen.

6. Unſer Fieber war freilich nur das Wechſelfieber; aber wir hatten lange genug daran zu leiden, denn nachdem es durch Chinin vertrieben worden war, kehrte es bei dem geringſten Verſehn, beſonders in der Diät, wieder. Sehr freundlich nahm ſich unſer die Familie Vollard an, verhalf uns zu Aerzten und Aufwärtern, und rieth uns, vor Allem die Wohnung zu wechſeln, und auf dem Spaniſchen Platz oder auf dem Corſo ein ſonniges Zimmer zu ſuchen;

denn der Römer habe ein Sprichwort: Ove il sole non entra, entra il medico.

Um dieſen Rath meines Freundes auszuführen, ging ich eines Tags ins Caffe Greco, wo man immer deutſche Maler und andre Landsleute traf, die Einem rathen und beiſtehen konnten. Ein junger Mann von frommer Haltung und freundlichem Aeußern nahm ſich meiner an, und verhalf mir auch wirklich zu einer Wohnung auf dem Corſo. Ich hatte den Geſandſchaftsprediger Herrn von Tippelskirch noch nicht geſehn, glaubte ihn alſo in meinem verbindlichen Begleiter vor mir zu haben, und dankte ihm beim Abſchied mit den Worten: Ich bin Ihnen ſehr dankbar, Herr Prediger. Er erwiderte, ich bin der Geſandſchaftsſecretär von Sydow, und habe es recht gerne gethan, Herr Doctor.

„O, da bitte ich um Entſchuldigung, daß ich Sie ohne weiteres für einen Geiſtlichen angeſehn.“

„„Eine größere Ehre hätten Sie mir nicht erweiſen können.““

Hier auf dem Corſo blieben wir den Winter über wohnen, ſahen nachher den Carneval, der aber wegen der Julirevolution in Paris noch im zweiten Jahre ohne Masken abgehalten werden mußte, und dadurch

natürlich bedeutend verlor, ſehr bequem aus unſern Fenſtern mit an. Beim Carneval wird das Gedränge der Kutſchen, die hinauf- und hinunterfahren, ſo groß, daß wer einmal in der Reihe iſt, ſie nicht verlaſſen kann, außer bei einer Querſtraße. Nun wurde in der Reihe einmal ein Engländer mit ſeinem Wagen unter unſerm Fenſter feſt und fuhr den Kutſcher an, er ſolle doch zufahren. Dieſer, ein Römer von ächter Währung, drehte ſich höflich herum, bot ihm Zügel und Peitſche an, und ſagte: „Wollen Sie den Kutſcher machen? ſo kommen Sie her! hier ſind die Zügel, da iſt die Peitſche. Wo nicht, ſo reden Sie mir nicht drein, ich verſtehe zu fahren.“

Zwiſchen Herr und Diener iſt in Italien nicht der Abſtand, wie in England und Frankreich oder Deutſchland. Die niedern Klaſſen fühlen ſich und werden geſellig weniger zurückgeſetzt; namentlich die Römer ſind voll würdiger Haltung und Selbſtachtung, die Neapolitaner viel weniger.

7. Unſer Wirth empfahl uns einen Weinbauer in Albano, ſeinen Freund, der den römiſchen Rothwein ſorgfältig zubereite, und die Trauben vor dem Keltern ausleſen laſſe. Dadurch erzeuge er einen ganz andern Wein, als alle Uebrigen. Er überzeugte

uns durch eine Probe. Es war ein Getränk, das an den Burgunder erinnerte, von dem aber ſelbſt Damen ohne Unbequemlichkeit ganze Biergläſer voll trinken konnten, wie dies auch mit dem milden und beliebten Weißwein, dem Orvieto, der Fall iſt. Nachdem wir eine Zeitlang mit dem Weinbergsbeſitzer von Albano ſehr zufrieden verkehrt hatten, kam eines Tages der Wirth mit der Nachricht, der Padrone di Vino ſei ſelber angekommen, er improviſire und wir müßten ihn kennen lernen.

Ich lud ihn zum Abend mit dem Wirth, einen Guitarrenſpieler, der die Improviſationen begleiten ſollte, und einigen deutſchen Bekannten ein. Meine Frau ſetzte der Geſellſchaft zuerſt Thee vor, wie es bei uns Sitte iſt. Dabei fehlte es im Hauſe an Theelöffeln. Es wurden alſo kleine Eßlöffel genommen. Die Italiener, namentlich unſer Padrone di Vino, kannten den Thee gar nicht, lobten ihn aber ſehr, und aßen ihn mit den kleinen Löffeln.

Darauf wurden Aufgaben zum Improviſiren verlangt. Ein Berliner Student, Namens Wollkoff, gab ihm den Apoll aus dem Belvedere. Ich erſchrak und bemerkte, es wäre wohl kein geeigneter Gegenſtand; aber der Padrone di Vino hatte nichts dagegen,

trällerte dem Guitarrenſpieler eine Melodie vor und begann ſofort, Apoll und ſeine ganze mythiſche Geſchichte mit einer Geläufigkeit zu beſingen, die erſtaunlich war. Gleichwohl war die Aufgabe etwas ungehörig, und die Ausführung mußte ſteif erſcheinen. Als ich ihm daher das Lob ſeines Weines zur Aufgabe ſtellte, fühlte er ſich gleich mehr zu Hauſe und ſang mit viel mehr Leichtigkeit. Dank für die Bewirthung gelang noch beſſer, und wir hatten alle den gebildeten ſtattlichen Padrone di Vino wegen ſeiner Verſe zu bewundern und zu beklatſchen.

Im Geſpräch äußerte er, Deutſchland wäre von einer Menge von Völkern bewohnt, „da giebt es", ſagte er, „Tedeski, Allemanni, Pruſſianni, Bavareſi, Auſtriachi, Saſſoni und viele andre." Dann fragte er mich, weswegen ich nach Rom gekommen wäre, und ſetzte gleich hinzu, wahrſcheinlich um katholiſch zu werden. Ich brach in die Worte aus: Wie würden meine Freunde in Halle darüber lachen! „Wie", rief er aus, „iſt das eine Sache zum Lachen?" **E questaun a cosa da ridere?** und ich befand mich in großer Verlegenheit, denn wie ſollte ich ihm das Komiſche an der Sache begreiflich machen?

Die Bildung unſers Padrone di Vino war aber

bei alledem keine gewöhnliche und brachte mir Hochachtung vor den Gutsbesitzern von Albano bei.

8. Ein großer Uebelstand in Rom war die Freiheit, welche sich die Masse des Volks mit den Ausbiegungen und Balkonen der Spanischen Treppe und mit den gewaltigen Colonnaden der Peterskirche herausnahm, wo Jedermann zu jeder Zeit ganz unbekümmert seine Nothdurft verrichtete. Der Anblick dieser glänzenden Bauanlagen war daher ein höchst widriger. Die Polizei Seiner Heiligkeit schien daran nicht den geringsten Anstoß zu nehmen. Ebenso dachten die Leute von den Palästen im Allgemeinen. Ein junger Holsteiner, der in Rom war, um Manuscripte zu vergleichen, und den ich auf einer Bibliothek, wo ich für meinen Freund Ritschl ähnlich beschäftigt war, kennen lernte, besuchte mich eines Tags und erzählte, als er soeben in seinem großen Hause an der Piazza Navona, wo der Gemüsemarkt gehalten wurde, die Treppe herunter gekommen, habe er dort einen Bauer in der unanständigsten Beschäftigung sitzen gefunden, und als er ihm eine Maulschelle gegeben, habe der Mensch gesagt: „Verzeihen Sie, Herr, ich glaubte, dies wäre ein Palast."

Es ist merkwürdig, daß bei der schlechten Polizei

Diebſtähle und Einbrüche äußerſt ſelten waren; ſolche Unternehmungen liegen nicht im Volkscharacter. Dagegen ereignete ſich's einmal, daß am hellen Tage auf dem Spaniſchen Platz vier Männer einen Engländer, der vor ſich hin duſelte, in ihre Mitte nahmen, in einen Thorweg führten und aller ſeiner Koſtbarkeiten, auch ſeines Mantels beraubten. Die geiſtlichen Herren, die zur Regierung gehörten, und in dem Speiſehauſe „zum Haſen" zu Mittag aßen, ſchämten ſich ſehr über den Vorfall, es ſcheint aber, daß die Thäter nie entdeckt wurden.

Ein bedeutender und glänzender Punkt dieſer herrlichen Stadt iſt der Quirinal. Dieſer Hügel trägt die beiden berühmten Koloſſe, die Pferdebändiger und hat eine ſchöne herrſchende Lage. Er iſt jedenfalls geeignet, der Sitz der Italieniſchen Regierung und der wahre Mittelpunkt des großen und eigentlichen Roms zu werden; auch wenn der Papſt nicht im Stande ſein ſollte, was wir zum Beſten Italiens hoffen müſſen, den Vatikan und klein Rom jenſeits der Tiber zu behaupten.

Ich erlebte die höchſt ergötzliche Einſegnung der Pferde und Eſel bei der Kirche des heiligen Antonius, wo ſie vorgefahren und vorgeritten wurden, um

mit Weihwaſſer beſprengt zu werden. Dabei waren ſie drollig mit Bändern und Schleifen aufgeputzt. Von dieſer Segnung des heiligen Antonius ſchreibt ſich der feine Ausdruck: **benedetto da San Antonio** her, wenn man Jemand nicht gradezu einen Eſel nennen will.

Aber der Glanzpunkt Roms iſt gegenwärtig natürlich die Peterskirche und der Vatikan. Der Raum, den die Colonnaden einſchließen, iſt auf eine unendlich große Volksverſammlung berechnet, um hier den Segen des Papſtes vom Balkon der Kirche zu empfangen. Als dieſe merkwürdige Segnung der Gläubigen und Verfluchung der Ungläubigen eintrat, waren wir zugegen. Der ungeheure Platz und die Höhe des Balkons erlaubten uns kaum, Seine Heiligkeit ordentlich gewahr zu werden. Das Papierchen mit dem Fluch flatterte äußerſt unſcheinbar vom Balkon herunter. An eine Ausfüllung des Platzes war nicht zu denken, ja, ich möchte behaupten, daß wir Ketzer, die aus Neugierde herbeigekommen waren, die Mehrzahl des Publikums ausmachten. In der Sixtiniſchen Kapelle beim Oſterfeſt war dies ganz gewiß der Fall.

Der damalige Papſt, Gregor **XVI.**, las manchmal die Meſſe auf dem Corſo in der Kirche San Carlo.

Hier fuhr er dann in einer großen Staatskutſche vor, die hohe Glasthüren hatte. Als er einmal in ſeinem Seſſel mit den Pfauenfächern an der Seite aus der Kirche in die Kutſche getragen wurde, warfen ihm die Umſtehenden ſo viele Bittſchriften zu, daß er faſt davon bedeckt wurde, und als er in den Wagen ſtieg, flogen ihm noch einige Nachzügler an den Kopf. Aber das aufwartende Publicum war auch hier ſehr unbedeutend und beſtand größtentheils aus Straßenjungen. Das Erſcheinen Seiner Heiligkeit machte durchaus nicht das Aufſehen, welches ich davon erwartet hatte. Die gebildeten Klaſſen waren geradezu religiös freiſinnig. Das niedre Volk dagegen ließ damals über Religion durchaus nicht mit ſich ſpaßen. Ein Maler, der mit Freunden aus der Campagna zurückkam und in einem Wirthshauſe mit ſeinen Freunden beim Weine lachte und ſcherzte, wurde von einigen Leuten aus dem Volk mit Meſſern angegriffen, weil ſie ihn in Verdacht hatten, er ſpotte über ihre heilige Religion. Dies hat ſich ſeit 1848 bedeutend geändert.

9. Bei Bunſen im Palaſt Caffarelli waren wir auch ohne Altenſteins Empfehlung, die ich nicht abgegeben, nachdem Käſtner mich vorgeſtellt, gut genug

angeſchrieben, beſonders ſeit wir den neuen Gottesdienſt in der Geſandtſchaftskapelle auf dem Tarpejiſchen Felſen beſucht hatten. Bunſen hatte bekanntlich einen eignen Gottesdienſt mit alten Liedern „von der ſüßen Wurzel Jeſſe“ und andrer dergleichen orientaliſcher Würze, mit Niederknieen und Aufſtehn, „mit Demüthigung vor dem Herrn“ u. ſ. w. erfunden. Wir waren neugierig, und gingen in die Falle. Als die Demüthigung vor dem Herrn von dem kleinen Herrn von Tippelskirch, dem Geſandtſchaftsprediger, angekündigt wurde, ſah man, wie profan dieſe Verſammlung noch war, niemand war ſicher, wohin er ſich wenden ſollte, viele knieten gegen ihre Stühle und trafen dort mit den Naſen derer zuſammen, die hinter ihnen ſaßen und richtig knieten. Ich disputirte mit meinem Hintermann und bewog ihn zum Umkehren, obgleich er's richtig und ich verkehrt gemacht hatte. Bunſen ging, wie ein Gott, mit ſeinem Geſangbuch durch die Gemeinde der Heiligen, und grüßte, wegen der feierlichen Stimmung mit einiger Zurückhaltung, aber er grüßte und gewiß mit dankbarem Herzen, denn jeder Sonntag, der ihm ſeine kapitoliniſche Kapelle füllte, zeigte ihm das Gelingen ſeiner Schöpfung. War der Schöpfer glücklich, ſo konnten

wir loyalen Geſchöpfe uns an der Sonne ſeines glücklichen Blicks erfreun, und auch darauf rechnen, bei dem Vater in Berlin empfohlen zu werden.

Aber ich ſollte ſeine gute Meinung bald verſcherzen. Meine Frau konnte ihre Leſeluſt nicht befriedigen und verfiel am Ende auf die Bibel, die werde ich doch ſchaffen können. Nichts iſt leichter, erwiderte ich, ich brauche nur Tippelskirch darum anzugehn, aber es iſt gefährlich, wir ſteigen dann zu hoch in ſeiner Gunſt, er fängt an zu ſeelſorgen, und die ganze Heuchelei kommt an den Tag.

Es half mir aber nichts, ich mußte aufs Capitol wandern und eine Bibel holen. Sofort erſchien der Herr von Tippelskirch und fragte nach den Wirkungen des heiligen Buches.

Ich ließ meine Frau in Stich, um zu ſehen, wie ſie ſich aus dem Hanſe finden würde. Dies ging zuerſt vortrefflich denn ſie begann dem Herrn von Tippelskirch die Geſchichten zu erzählen, die ſie geleſen hatte, und ließ ihn allerlei Schwierigkeiten der orientaliſchen kühnen Verſicherungen erklären.

Als dieſer geſchäftliche Theil des Beſuchs, Beſſerung und Seelſorge, vorüber war, kam die Politik daran, und es zeigte ſich, daß der Herr von Tippelskirch

auch an die Himmelfahrt des Generals Chaſſé in der Antwerpner Citadelle glaubte. Chaſſé hatte nämlich gedroht, er werde ſich in die Luft ſprengen. Daher ſchrieen alle Royaliſten: Chaſſé ſprengt ſich in die Luft, er ergiebt ſich nicht!

Nun wurde mir die Sache zu bunt; ich bemerkte alſo ganz kühl: Chaſſé ergiebt ſich und ſprengt ſich nicht in die Luft!

„Was!“ rief Tippelskirch, „Sie halten es mit den Franzoſen?“

„„Das thu' ich allerdings, und wer thäte es nicht?““

„Ich zum Beiſpiel, und alle guten Preußen.“

„„Wenn die Güte der Preußen darin beſteht, ſich der geſchichtlichen Bewegung und der Freiheit zu widerſetzen, die wir auch diesmal wieder dem braven Volk der Franzoſen verdanken.““

Tippelskirch ſprang erſchrocken von ſeinem Stuhl auf und die ganze Blaſe der Frömmigkeit und Loyalität war geplatzt, er konnte ſich's nicht verhehlen, daß er mit einem Erzrevolutionär und Ketzer zu thun hatte. Meine Frau ſagte, ich wäre zu weit gegangen, unſerm freundlichen Beſuch ſo gradezu zu widerſprechen; ich aber ſagte, es iſt beſſer, der Herr Prediger

weiß dies, damit ihn ſpäter die Zeitungen nicht zu ſehr überraſchen, wenn der General Chaſſé ſich nicht in die Luft ſprengt.

Der Herr von Tippelskirch empfahl ſich bald, und wir waren mit dem Kapitol zerfallen.

10. Die Reichthümer des Vatikans an Marmorbildern ſtellten natürlich die Florentiner Sammlung bedeutend in den Schatten; auch die Anlage der Säle, um dieſe überwältigende Maſſe von ſeltnen Kunſtwerken aufzuſtellen, iſt großartig und glänzend. Nicht nur geben die berühmten und ausgezeichneten Statuen, die Jedermann aus Abgüſſen kennt, wie die Laokoons-Gruppe und der Drachentödter Apoll im Belvedere, einen hohen Begriff von der alten Kunſt, auch die Wagen, Stühle, Tiſche und andrer Hausrath in Marmor, und der reiche Thierſaal voll von Marmorbildern idealiſirter Thiere machen den Reichthum und die künſtleriſche Ausſchmückung der Wohnungen des alten Roms anſchaulich. Der kleinſte Hausrath dieſer Art deutet auf einen Adel des Geſchmacks, der heutiges Tages ganz und gar verloren gegangen iſt. Was von künſtleriſcher Veredelung in unſer Leben eingedrungen iſt, ſchreibt ſich alles von dem Anblick dieſer Kunſt der Alten her. In Rom, wo ſich eine

ſo reiche Sammlung von Vorbildern findet, iſt dieſe Wirkung am ſtärkſten geweſen. Die Moſaik- und Goldarbeit iſt daher in Rom zu einer künſtleriſchen Vollendung gediehen, die man gleich in Florenz, Neapel und Venedig nicht mehr findet. Mit den geſchnittnen Muſcheln verhält es ſich eben ſo. Nur in Rom findet man ſie künſtleriſch ausgeführt. Auf den Bau der Wagen, der Häuſer, der Kirchen und des Hausraths hat der geſteigerte Kunſtſinn der Römer den entſchiedenſten Einfluß gehabt. Die Römer ſind nicht nur ein charaktervolles, männliches, ſondern auch im höchſten Grade talentvolles Volk. An ihnen wird das neue Italien eine große Eroberung machen.

9.

Neapel, der Vesuv und Pompeji.

1. Die Reiſe von Rom nach Neapel machten wir mit einem Fräulein Wigers und dem Berliner Studenten Wollkoff zuſammen in dem bequemen Eilwagen, den alle Welt benutzte. Nun geht es geradezu und ein gutes Stück nach Süden. Die pontiniſchen Sümpfe ſind das erſte, wodurch man bedeutend auf-

geregt wird, denn es ſoll eine gewiſſe Gefahr damit verbunden ſein, wenn man ſich dem Schlafe überläßt, während man hindurchfährt. Die Menſchen, die hier den Poſtdienſt verſahen, kamen uns wirklich blaß und krank vor. Die große Wieſenfläche von faſt überfüllten Kanälen durchſchnitten, der Halbkreis des grauen, ſonnigen Felſengebirges, der ſie einſchließt und bei Terracina hart ans Meer hinanläuft, klärte uns mit einem Schlage über die geheimnißvolle Vorſtellung der Sümpfe auf. Für Menſchen mag es hier nicht wohnlich ſein. Pferde und Rindvieh ſchienen aber von der Malaria dieſer verrufenen Gegend nicht zu leiden. Bei der Durchfahrt durch den Engpaß von Terracina ſieht man die erſte Palme; bei Mola di Gaeta einen ganzen Orangenwald, der offenbar nicht, wie in Rom, des Winters eingehauſt werden konnte. Das Meer trat prächtig hervor. In der fruchtbaren Ebene von Capua fanden wir ſodann die hohen Pappeln mit Weinreben behangen und das Land ſorgfältig und blühend angebaut. Der erſte Anblick des Veſuvs mit ſeiner Rauchſäule iſt für jeden ein großes Ereigniß, der zum erſten Male dieſes Weges kommt.

Neapel ſelbſt iſt auf den erſten Anblick durch das

Meer, durch die ſüdliche Natur, durch den Veſuv und den Pauſilip und durch die merkwürdigen Inſeln Capri und Iſchia, die vor ſeiner weiten Meeresbucht liegen, viel einnehmender und bezaubernder als Rom und ſeine Umgegend; auf die Länge aber kann es ſich mit Rom und ſeiner Umgebung ſelbſt als Landſchaft nicht meſſen; denn es iſt immer ein und derſelbe, wenn auch hinreißend ſchöne Anblick. Das Volk von Neapel iſt äußerſt verwahrloſt und dem von Rom in keiner Hinſicht ebenbürtig. Wie es ſich aus Schmutz und Lumpen nichts macht, ſo hat es auch die ſchöne italieniſche Sprache merkwürdig verſtümmelt; z. B. ndio heißt andiamo; vlo cro! heißt volete carozza? ngor, cro? heißt signore, carozza; Crape heißt Capri; Naupl heißt Napoli — Schlanz heißt Eccellenza, und Ischia verſtümmeln ſie in Ischk; kurz, ſie wiſſen faſt Alles einſilbig zu machen, und kümmern ſich nicht im mindeſten um den Wohllaut. In den Muſeen ſind einige Marmorbilder, welche ſich mit den beſten römiſchen meſſen können, vor allen die Venus Kallipygos, der Farneſiſche Stier und Herkules; ſonſt aber zeigten die Gärten der Chiaja nur Copieen der berühmten römiſchen und florentiniſchen Statuen. Durch die Ausgrabungen von Herkulanum und Pompeji ſind die Muſeen zwar

mit vielen intereſſanten Gegenſtänden bereichert worden, an wirklichen Kunſtſchätzen bleiben ſie aber weit hinter der Sammlung des Vatikans zurück. Der Kunſtſinn der Handwerker, namentlich der Goldarbeiter iſt darum in Neapel nicht im Entfernteſten ſo angeregt und ausgebildet als in Rom. Unter den Maſſen von Schmuckſachen, zu denen die Lava verarbeitet wird, findet man faſt gar keine künſtleriſch werthvollen Arbeiten.

2. Der Veſuv hatte vor kurzem einen Ausbruch gemacht, jetzt war der Lavafluß ſchon erkaltet. Mächtige ſchwarze Schollen hatten ſich über einander geſchoben, und man konnte nun auf dieſen den Aſchenkegel bis zu dem Rande, von dem ſich der Krater erhebt, hinauf ſteigen, ohne in der Aſche zu waten, was ſehr beſchwerlich iſt. Das unterirdiſche Feuer war noch immer zwiſchen den Lavaſchollen zu ſehen, aber es war diesmal nicht mitten aus dem Krater, ſondern aus der Seite des Aſchenkegels nach Neapel zu hervorgebrochen. Am Rande des Aſchenkegels angelangt, lagerten wir uns und hatten die Freude, daß unſre Führer an dem unterirdiſchen Feuer uns Aepfel brieten und Eier kochten. Die lebendigen Flämmchen waren ſtellenweiſe ganz gut zu erreichen und zu benutzen.

Den Krater hatte ich mir lange nicht ſo weit und groß gedacht. Auch hatte ich mir wohl vorgeſtellt, man müſſe dort in die unterirdiſche Feuerwelt hineinſehen können. Dies war aber nicht der Fall. Drei große Schollen, die ganz anders ausſahen als die friſch erſtarrten des Ausbruchs, waren ſo zuſammen und über einander gefallen, daß ſie ein ſolides Dach über das verborgne Innere bildeten. Aus ihren und andern Spalten ſtrömte der Rauch hervor. Dieſer war das Einzige, was wir zu vermeiden hatten, und da, wo der Wind ihn von uns wegblies, ſtieg ich ohne Gefahr mit den Führern in den Krater hinein und ging auf dieſen Schollen umher. Sie waren allerdings ſo heiß, daß ich mir die Stiefeln verbrannte, während ich über die verglaſten ſchwarzen Schollen des Ausbruchs unverbrannt hinweggekommen war. Meine Frau machte natürlich die Fahrt in den Krater nicht mit, ſondern war bei den Führern am Rande des Aſchenkegels zurückgeblieben.

Bei der Rückkehr ſollten wir nun die Lacrimae Chriſti trinken, deren Trauben am Veſuv wachſen. Der Wein, den wir wirklich erhielten, war aber nichts weiter als ganz gemeiner ſaurer Rothwein.

3. An der Seite des Berges, die ſich von Neapel abwendet, liegt das ſonnige eingeſchloſſne Thal von Pompeji. Dies iſt ein reizender Winkel, der ſich beſonders vom Veſuv herab bequem überſehen läßt. Die Aſche des Vulkans iſt mit gewöhnlicher Aſche nicht zu vergleichen, ſondern gleicht einem feinkörnigen ſchmutzig gelben Kies, liegt ziemlich feſt aufgelagert und iſt vom Winde nicht zu bewegen. Freilich bei dem Fall über Pompeji herab, wird doch ein ſtarker Luftzug die Maſſe vom Veſuv hergeführt haben, ſonſt wäre ſie auf den Aſchenkeſſel herabgerieſelt, der ziemlich gleichmäßig aufgebaut iſt, und einem großen Aſchkuchen gleicht, woraus man wohl ſchließen darf, daß die Aſche ſich am häufigſten ruhig und von keinem Orkan getrieben, niedergelaſſen hat.

Dieſe körnige Aſche bildet eine wallartige Erhöhung über Pompeji. In dieſen Wall hatte man nun förmlich Thore geſchnitten, welche in die merkwürdig engen, oft nur für Einen Wagen fahrbaren Straßen des Städtchens führten. Zu beiden Seiten der Gäßchen waren ziemlich hohe Bürgerſteige. An denen lagen die Häuſerchen, deren Dächer durch den Aſchenfall alle eingeſchlagen waren. Das Forum, das Theater, und ein Tempelchen daneben waren bloß-

gelegt; auch ein ſchönes Haus mit einem einge=ſchloſſnen Garten und dem berühmten Moſaik, auf dem Alexander mit eingelegter Lanze zu Pferde gegen Darius auf ſeinem hohen Wagen anſtürmt und die Perſer in ihren bunten Beinkleidern einen ganz neu=modiſchen Eindruck machen. Im Garten ſtand ein ſchön erhaltner runder Marmortiſch von einem Greif getragen.

Ein Bonner Profeſſor mit ſeiner Frau ging mit uns durch die Straßen Pompeji's; und die Frau er=klärte ſehr vorwitzig den ſchützenden Phallus über einer Hausthür für eine Brille und behauptete, dort müßte ein Optikus gewohnt haben.

Der Aſchenſturz, der Pompeji begrub, hat das Amphitheater, welches ganz in der Nähe der Stadt in einer Aushöhlung des Bodens angelegt iſt, nicht erreicht. Ich glaube mich zu erinnern, daß es nicht zu den Ausgrabungen gehört.

4. In Neapel fand ich einen alten Freund aus Jena, den roſenrothen Meier wieder. Er freute ſich ſehr und brachte einige Abende bei uns zu. Später hab' ich ihn ſehr verändert gefunden. Als ich nämlich 1849 nach dem 13. Juni Paris verlaſſen und mich nach London gewendet hatte, ging ich eines Tages mit dem Doctor d'Alquen Picadilli entlang. Ein

Mann, der uns begegnete, war ſtillgeſtanden und hatte mich aufmerkſam betrachtet, ohne daß ich es bemerkte. Der Dr. d'Alquen machte mich darauf aufmerkſam, ich drehte mich herum, und es ergab ſich, daß es mein alter Freund, der roſenrothe Meier war. Nun war die Freude auf meiner Seite, ich fragte ihn, wo er wohnte, und ſagte ihm, wo er mich finden könnte, damit wir uns einmal in Ruhe wiederſähen. Er bedauerte, daß er den nächſten Tag nach Gotha abreiſe, und ſo trennten wir uns. Nach einiger Zeit führte mich der Dr. d'Alquen in ein Concert, und als eine Pauſe eintrat, erſchien der roſenrothe Meier, dem der Concertgeber mit großer Ehrerbietung entgegen ging, um ihn an einen bevorzugten Platz zu führen. Wir konnten uns dieſen Vorfall nicht erklären, auch mußte ja der roſenrothe Meier längſt in Gotha ſein. Daß er's aber war, litt keinen Zweifel, und da wir das Ende des Concerts nicht abwarten konnten, blieb uns das Räthſel für den Augenblick ungelöſt. Es dauerte nur einige Tage, und der roſenrothe Meier erſchien uns noch einmal räthſelhafter als zuvor. Wir ſtanden im Hyde-Park am Serpentine bei einem engen Pförtchen, wo viele Menſchen aus- und eingingen. Mit einem Male

ſagte der Dr. d'Alquen: „Dort kommt der roſenrothe Meier! jetzt bin ich doch neugierig, wie ſich die Sache entwickeln wird.“ Er hatte uns nicht eher bemerkt, als bis er aus dem Pförtchen hervorgetreten war, und mir unmittelbar gegenüber ſtand. Aber wie ein großer Feldherr faßte er ſich ſchnell, ſchloß geſchwinde das Auge auf meiner Seite, fuhr mit der Hand unter den Frackſchooß, um deſto beſſer vorbeizuſchlüpfen, und ging eiligſt an dem Serpentine hinunter. Denn es war ihm darum zu thun, aus dem Bereich unſers Gelächters zu entkommen. „Aber was iſt es nur mit dieſem Menſchen?“ fragte der Dr. d'Alquen. „Erſt beſchützt er den Muſiker, und jetzt drückt er gegen uns ein Auge zu.“

„„Ich weiß es mir nicht zu erklären.““

Die Erklärung erfolgte durch einen Zufall, als ich einen andern alten Bekannten, den Doctor Ehrenbaum auf der Straße antraf, der ein Bewunderer des Manteuffelſchen Staatsſtreichs und des Ritters Bunſen, unſers damaligen Geſandten in London war. „Sie kennen ja Bunſen von Rom her, kommen Sie doch des Abends zu ihm, Sie treffen dort auch den Dr. Meier, den Sie ja kennen müſſen.“

„„Den Dr. Meier, Sie kennen ihn alſo auch? ſagen Sie mir doch, was iſt dieſer Dr. Meier?““

„Das wiſſen Sie nicht? Er iſt der Bibliothekar des Prinzen Albert!“

Jetzt konnte ich mir das zugekniffne Auge erklären. Er gehörte zur Hofbedienung, und war ſo hoch geſtiegen, daß er mich ſchon in Piccadilly nicht hätte wiedererkennen dürfen, und um dieſen Fehler wieder gut zu machen, beim Serpentine das rechte Auge zukniff.

5. Der ſüdlichſte Punkt, den wir in Neapel erreichten, war Paeſtum, wo die ſchönen Tempelruinen am Meere ſtehen. Die Malaria verwüſtet dieſe Gegend. Napoleon wurde auch hier durch die Reſtauration im Wegebau und in der Anpflanzung des Landes, die er vorhatte, unterbrochen. Die Anlage ſeiner Heerſtraße war raſch wieder von der ſüdlichen Vegetation überwuchert worden. In Salerno, wo wir übernachteten, hatten wir Zimmer ohne Fenſter deren Thüren alle auf einen großen Balkon am Meere hinausgingen. Von dieſem Balkon aus ſahen wir ein Begräbniß mit an, welches höchſt eigenthümlich und von unſrer Weiſe abweichend war. Der Sarg war offen, nicht ſchwarz, ſondern ſehr freundlich

angeſtrichen, die Frau, welche begraben werden ſollte, lag ſchön geputzt in Seide darin; ſo wurde ſie bei unſerm Balkon vorbei nach dem Kirchhof getragen und dort aus dem Sarge, der für alle Todten dient, herausgenommen und unmittelbar in die Erde gelegt. Eine andre Eigenthümlichkeit der Salerner hat mich empört. Der arme Wollkoff hatte einen kurzen Fuß und hinkte ſtark. Dies brachte eine Menge Straßenjungen und halb erwachſene Menſchen auf die Beine, um den armen Jungen mit Spott und Gelächter zu verfolgen. Ja, ſie zeigten nicht übel Luſt, ihn auch noch zu ſteinigen. Ich wandte mich gegen ſie herum, trat mitten in den Haufen und machte ſie herunter für ihr gefühlloſes und boshaftes Betragen. Es war aber nicht möglich, mit Wollkoff in Salerno auszugehen, weil ſich dieſe Auftritte immer wiederholten.

Zu Wagen gingen wir nur bis Amalfi, welches höchſt maleriſch an dem ſteilen Meerufer hinaufgebaut iſt. Hier mietheten wir uns ein Boot nach Capri. Zuerſt wurde gerudert. Vier kräftige ſchöne Seeleute, ein ganz andrer Schlag Menſchen als die verwahrloſten Neapolitaner, waren unſre Mannſchaft. Es mochte im Februar ſein, und trotz eines friſchen Windes, der aufkam, war es ſo warm, daß unſre

Matroſen ihre Jacken wegwarfen, uns dann aber ein Segel aufſteckten und erklärten, dies wäre der Sirocco und würde uns raſch nach Capri führen. Das Boot ſegelte an dem ſchönen mit Holz beſetzten Felſenufer der Bucht entlang. Plötzlich kam ein Flug Vögel an uns vorbei und warf ſich in das bewaldete Ufer. Unſere Schiffer klatſchten in die Hände und riefen ihnen nach: Rossignoli! Rossignoli! Primavera! Primavera!

Auf Capri trafen wir einige luſtige Maler, mit denen wir Männer einen Ausflug nach Anacapri machten. Der Weg hinauf geht über ſteinerne Stufen, die kein Eſel beſchreiten kann, und iſt in der heißen Sonne äußerſt beſchwerlich. An dieſer Erhebung der Inſel fallen die Wachteln, die eben von Afrika herüberkommen, in großen Maſſen nieder und werden hier, weil ſie matt ſind, leicht gefangen. Auf dem Gipfel von Anacapri hatten die Franzoſen, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, höchſt unnütze Verſchanzungen aus großen Steinen aufgehäuft. Anacapri iſt nämlich ſo hoch, daß ſchwerlich irgend jemand mit Kanonen hinauf, noch einer von hier hinunter nach Schiffen ſchießen kann. Wir machten uns nun über die loſen Blöcke her, wälzten ſie auf

die Kante des ſchroffen Abhangs, und ließen ſie in's Meer hinunterſpringen. Auch die größten verloren wir ſehr bald aus den Augen, ſo tief ging es hinunter; aber wir wurden in unſerm Spiel durch Geſchrei von unten unterbrochen. Es befanden ſich dort Leute, die wir mit unſern Felsblöcken ernſtlich in Gefahr gebracht hatten.

Die blaue Grotte iſt zu bekannt, um ſie noch zu beſchreiben; die Maler aber verſicherten mir, Tiberius, der bekanntlich auf der Inſel Capri gehauſt, habe einen geheimen Weg zu der Grotte hinab gehabt, den man auch von unten ſchon ein Stück aufwärts verfolgt habe. Es war ein ſchöner Abend, und wir ließen uns von unſern Matroſen aus Amalfi noch nach Iſchia hinüber rudern. Auf dieſer Fahrt habe ich zuerſt ein ſehr ſchönes Meerleuchten geſehn, das Einſchlagen der Ruder und die von den Rudern fallenden Tropfen leuchteten in den herrlichſten Farben. Iſchia ſchließt die Bucht von Bajae, an deren mit Naturwundern und merkwürdigen Ueberbleibſeln aus der Römerzeit reich beſätem Ufer wir mehrere Tage umherwanderten. Es iſt unbegreiflich, wie dieſe Gegend, vielleicht die lieblichſte in Italien, ſo ſehr in Verfall gekommen.

10.

Rückkehr.

1. Da wir vier waren, Miß Wigers, Wollkoff und wir zwei, und wenig Sachen von Rom mitgenommen hatten, ſo beſchloſſen wir, in einem eignen Wagen nach Rom zurückzufahren, und nahmen dazu unſern gewöhnlichen Kutſcher, mit dem wir eine große Freundſchaft geſchloſſen hatten. In Neapel hat jeder Lohnkutſcher ſeinen Ragazzo hintenauf ſtehn. Dieſe Ragazzi ſind manchmal ſchon alte Burſche, ſehr oft mit ausgefranzten Mänteln, und dienen eben nicht zum Zierrath des Fuhrwerks. Schon nach Salerno hatte er ſeinen Ragazzo nicht mitnehmen dürfen, nach Rom war dies nun vollends außer Frage. Er war erſt ſehr betrübt über dieſe Nothwendigkeit, dann aber tröſtete er ſich damit, daß er die ewige Stadt Rom ſehen werde, was er in ſeinem Leben nicht gehofft hätte. Als es aber zur Abreiſe kommen ſollte, erſchien er mit Thränen in den Augen und erklärte, er könne nun doch nicht fahren, denn er habe geſtern eine Schlägerei gehabt und ſei dafür von der Polizei mit Stadtarreſt belegt worden.

Ich tröſtete ihn und verſprach, durch eine Empfehlung unſers Geſandten, des Herrn von Lottum, an den Polizeichef die Sache beizulegen. Ich begab mich nun zu dem Herrn von Lottum, mit dem ich mich durch Käſtners Empfehlung ſehr gut ſtand. Er fand den Fall durchaus nicht ſchwierig, war auch nicht abgeneigt, mir zu helfen, konnte ſich aber dennoch durchaus nicht entſchließen, mir das Billet an den Polizeipräſidenten zu ſchreiben. Erſt ſagte er: Gehn Sie doch zu Puttbus. Das war ſein Schwager und der Geſandſchaftsſecretair. Ich erwiderte: aber Sie wiſſen, Herr Graf, daß Ihr Herr Schwager nicht italieniſch verſteht. Auch muß ja die Sache von Ihnen ſebſt kommen.

„Nun, ſo wenden Sie ſich an meinen Pförtner", antwortete er. Ich wußte nicht, was ich dazu denken ſollte, ſtand verdutzt auf und empfahl mich.

Als ich herunter kam, drückte ich dem ſtattlich aufgeputzten Pförtner eine kleine Silbermünze in die Hand, erzählte ihm die Geſchichte und fragte ganz verwundert, was der Herr Graf damit gemeint hätte, daß ich mich an ihn wenden ſolle.

„O, das will ich Ihnen ſagen", erwiderte der Pförtner, „die beiden Herren von der Geſandtſchaft

ſind mit dem Italieniſchen über den Fuß geſpannt, und da habe ich ihnen denn die Correſpondenz zu führen.“ Der Pförtner ſetzte ſich alſo nieder, ſchrieb das gewünſchte Billet, ließ es von dem Herrn Grafen unterzeichnen, und ſo gelang es mir, unſern freundlichen Vetturin vom Stadtarreſt zu befreien.

Wir fuhren nun auf einem andern Wege, als wir gekommen waren, wieder nach Rom, blieben dort noch bis zum Mai und fuhren dann über Perugia nach Florenz zurück und von Florenz nach Venedig.

2. Der Abſchied von Rom, wo wir in den ſieben Monaten unſers Aufenthalts viele Freunde erworben hatten, war uns ſehr ſchwer geworden; nirgends wird man ſo leicht heimiſch, als in Rom. All die Wunder der Natur, welche uns die ſchöne Fahrt über Terni und Perugia zeigte, konnte uns über Rom nicht tröſten; die Quälereien der Oeſtreicher, die ſchon in Ferrara begannen, welches ſie beſetzt hielten, waren der erſte deutſche Händedruck, den wir bei der Rückkehr empfingen. Nach allem, was wir in Italien geſehen, regte aber dennoch die Wunderſtadt in den Lagunen unſre Erwartung aufs Höchſte auf.

In Meſtre angelangt, ſchifften wir uns ein. Die vier Ruderer des Poſtboots nannten ſich Cavalli, und

als ich fragte, wo denn der Poſtillon wäre, erwiderten ſie, ſie wären Cavalli intelligenti. Die Lagunen ſind hier nicht tief, aber die Waſſerfläche war ſo ausgedehnt, daß wir Venedig lange nicht ſehen konnten und es erſt gegen das Ende der Fahrt auf dem Waſſerſpiegel erblickten. Es war aber auch wieder nur die Außenſeite, kein Ueberblick der Stadt, der ſich uns darſtellen konnte. Bei der Einfahrt und am großen Kanal entlang nannten uns die Cavalli intelligenti einen Palaſt um den andern, deren Marmorſäulen von dem Salzwaſſer oder von der Zeit verunziert und deren Fenſter hin und wieder mit Brettern vernagelt waren. Die alte Seekönigin litt unter der Oeſtreichiſchen Vergewaltigung, und die Häuſer der alten Tyrannen wurden öde und wüſt unter den Händen des neuen Tyrannen. Ich freute mich, als ich unter den vielen verlaſſenen Palläſten den Pallaſt Tiepolo noch bewohnt fand. Tiepolo ſcheiterte bei dem Verſuch, die Republik aus der Tyrannei der Ariſtokratie und des Dogen Gradenigo zu befreien. Die Verſchwornen fielen auf dem Marcusplatz, nachdem ſie ihren jungen Anführer durch einen Zufall verloren hatten. In einem der Gäßchen, durch die ſie heranzogen, war ihm ein Blumentopf auf den

Kopf gefallen und hatte ihn getödtet. Sein Schickſal war der Tod der Venetianiſchen Freiheit. Die Tyrannei der Familien, die im goldnen Buche aufgezeichnet waren, wurde erſt durch den General Bonaparte gebrochen; aber Venedig hat den Geiſt der Freiheit, mit dem es in den Lagunen erſt eine Freiſtatt, dann eine Weltmacht aufgerichtet, nicht vergeſſen, ſo wenig als das Volk von Genua und von Rom ſeiner ruhmreichen Vorzeit uneingedenk iſt.

Mit dem Schickſal Tiepolos und Venedigs hatte ich mich ſchon in Colberg eifrig beſchäftigt, um ſo merkwürdiger war mir jetzt der Beſuch ſeines Familienpalaſtes, den ſeine ſiegreichen Gegner alſo der Familie nicht geraubt hatten.

3. Das Leben der Venetianer auf dem Waſſer, das Hin- und Widerſchießen der ſchwarzen Gondeln mit ihren ſcharfen eiſernen Schnäbeln iſt jedem Fremden ein anziehendes Schauſpiel. Der Venetianer iſt freilich von Jugend auf an das Waſſer gewöhnt. So lag ein Junge von etwa acht Jahren in einer Art Mulde auf dem großen Kanal, über die er Arme und Beine hinausſtreckte, um damit zu rudern und ſang dazu ein Lied.

Wir fuhren natürlich auf einer Gondel nach dem

Lido und verweilten einen Augenblick bei der Ausfahrt in das ſtürmiſche Adriatiſche Meer. Auf den Inſeln, die hier hinter einander gegen das Meer liegen, wurden Fiſche getrocknet. Dies Geſchäft verpeſtete aber die Luft in einem ſolchen Grade, daß unſre beleidigten Geruchsnerven uns eilig wieder auf's Waſſer trieben. Es erſchienen wenig Oeſtreicher in der Stadt. Ich erinnere mich nicht, auf dem Markusplatz einen einzigen Soldaten geſehen zu haben; im Gegentheil, Kaufleute, vornehmlich Juden und andre Orientalen belebten dieſen weltberühmten Platz. Auch in den Kaffeehäuſern, und wo ich ſonſt hingekommen bin, war man immer unter Italienern. Es iſt auch nicht leicht, hier Soldaten unterzubringen; denn anderswo, als auf dem Markusplatz iſt gar kein Raum für ſie, es giebt wohl enge Fußwege, aber gar keine Straßen. Eine glückliche Stadt, ohne Wagengeraſſel und Pferde, und glücklich vollends, wenn ohne Soldaten! Es ſollen hier früher viele Leute gelebt haben, die nie ein Pferd geſehen. Solche Zuſtände, die blos auf Handel, Induſtrie und Freiheit berechnet ſind, müſſen die Oeſtreicher zur Verzweiflung bringen. Ein alter Offizier hatte auch wirklich die Geſellſchaft ſeines Pferdes nicht länger entbehren

können, und es ſich, ohne Zweifel mit vieler Mühe, kommen laſſen. Unſer Gondelführer zeigte ihn uns als ein Wunderding, wie er in einem engen Garten auf- und niederritt.

Wenn man durch die engen Gäßchen geht, ſieht man Frauen zur Mittagszeit mächtige dampfende Schüſſeln voll allerhand gekochter Seethiere (frutto di mare) auftragen. Ich geſtehe, daß ich ſehr gern einmal mitgegeſſen hätte, aber ich wagte nicht, mich zu Gaſt zu bitten.

Im Dogenpalaſt, deſſen abgeſchmackte Bauart jedermann in Bildern geſehen hat, ſahen wir viele gute Gemälde aus der Venetianiſchen Schule; in einigen Privatpaläſten, die wir beſuchten, ebenfalls.

Auch den Freihafen, der ſorgfältig von der übrigen Stadt abgeſperrt war, beſuchten wir mit einigen Bekannten aus unſerm Gaſthauſe. Die Damen kauften ſich natürlich orientaliſche Shawls, und was ſonſt unmittelbar mit zur Toilette gerechnet werden konnte. Ich vermuthete, die Wächter am Eingange würden das neu Eingekaufte ſogleich erkennen, die Kaufleute aber verſicherten, dafür ſei ſchon geſorgt, und ſammelten von den Käufern die nöthige Summe, die ſie ſchon beſorgen wollten. Dies war

richtig, und wir ſtiegen unbeläſtigt wieder in unſre Gondel.

Durch den Geldwechsler, mit dem ich hier zu thun hatte, ließ ich mich bereden, Schnellpoſtpferde bis Wien zu bezahlen, ſo würde ich in jeder Hinſicht beſſer fahren. Dies war aber ein großer Irrthum geweſen, und das geringſte Uebel beſtand darin, daß die Leute in Kärnthen und Krain nur Schritt fuhren und mich verſicherten: „ihre große Roß' gingen ſchneller im Schritt, als die kleinen italieniſchen Pferd' in Galopp." Der ganze Weg bis Wien war höchſt langweilig. Selbſt der Sömmering iſt ein unbedeutender Berg gegen die hohen Alpenpäſſe der Schweiz und Tyrols.

4. Wien war der erſte anziehende Ort, den wir wieder erreichten. Bis hieher und bis nach Halle zurück fuhren wir fortdauernd mit dem Frühlinge. Einen ſo langen und einen ſo ſchönen Frühling hatten wir nie erlebt. Als wir im Januar nach Neapel kamen, fanden wir ſüdliche Fruchtbäume in den Gärten des Pauſilip in voller Blüthe; in der Bai von Amalfi begrüßten uns die wiederkehrenden Nachtigallen; auf dem Rückwege nach Rom die erſten Schwalben, und als wir im Mai auf der Fahrt

nach Florenz waren, hatten ſich die Buchen und Eichen belaubt. Es iſt merkwürdig, daß dieſe nordiſchen Bäume in Italien ihren Winterſchlaf aller Sonne zum Trotz ſo lange fortſetzen, bis ihre Brüder im Norden auch wieder ausſchlagen. Und was ſehr angenehm war, überall, wohin wir kamen, war es gerade Erdbeerenzeit.

Wir wohnten in Wien in der Stadt London. Natürlich war eins der erſten Geſchäfte, wozu ich mich hier veranlaßt ſah, eine Wanderung auf die Polizei. Als ich an das Gebäude gelangte, fand ich über hundert Handwerksburſche, dicht gedrängt vor einem großen Thorwege aufgeſtellt. Ich dachte ſchon, ich würde mich hier anſchließen müſſen, wurde aber von einem dienſtbaren Geiſt bei Seite genommen und unmittelbar vor den Chef der Polizei geführt. Dies war ein junger, feiner und hübſcher Mann; er beſorgte meine Aufenthaltskarte und meinen Paß ſogleich, knüpfte dann eine Unterredung über Italien, die Reiſe, den Norden von Deutſchland, die Univerſität u. ſ. w. mit mir an und zeigte ſich überall auf's beſte zu Hauſe. Dann kam ich auf die Handwerker, die man ſo lange vor der Thür warten laſſe, und daß ich zwar ſehr freundlich bevorzugt, die armen

Leute aber um ihre werthvolle Zeit gebracht würden; aber mit dieſer Vorſtellung fand ich weiter keinen Anklang; ſie müßten halt warten, er könne ihnen nicht helfen.

Als ich nach unſerm Gaſthof zurückkehrte, fand ich den Oberkellner mit einem Ungarſchen Magnaten in Streit. Der Ungar wollte ein Zimmer für ſich und ſeine Frau, aber keins für ſeinen Huſaren, den er mit hatte, nehmen. Der ſchliefe auf der Thürſchwelle. Der Kellner erklärte, in Wien ſchliefe Niemand auf der Thürſchwelle, wenn der Huſar kein Zimmer haben ſolle, ſo könne die Herrſchaft auch keins haben; und als der junge Menſch feſt bei dieſer Erklärung blieb, entſchloß ſich der Ungar, auch dem Huſaren ein Bett geben zu laſſen.

5. Wien gleicht noch in vieler Hinſicht einer italieniſchen Stadt. Die Corſofahrten, die im Prater gehalten werden, die Art, wie überall für Vergnügen und Unterhaltung im Freien geſorgt iſt, die ſüdliche Lage und vor Allem die Gemäldegallerieen ſind eine Wiederholung Italiens. Da viele Gemälde ſich hier wiederfinden, die man ſchon in Italien geſehen hat, ſo geräth man leicht auf den Verdacht, es möchten nur Copieen ſein.

Als wir etwa eine Woche dort geweſen waren, machte uns der Wirth einen Beſuch und lud uns auf ſein Landhaus nach Baden ein. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß ſich damals eine Actiengeſellſchaft für die Donauſchifffahrt und für den Bau von Dampfſchiffen gebildet hatte, aber von der väterlichen Regierung abſchläglich beſchieden worden war. Ein ſolches Unternehmen werde Handel und Reichthum, und folglich die Revolution befördern. Die Rückfahrt am Nachmittage durch einen bewaldeten Gebirgskamm, der dem Fürſten Liechtenſtein gehörte, war ſelbſt nach ſo manchen italieniſchen Fahrten eine bezaubernde.

Wir verließen Wien höchlich befriedigt mit den geſelligen Tugenden und dem freundlichen Weſen aller Derer, mit denen wir verkehrt hatten.

6. Ueber Prag gelangten wir nach Dresden und fanden hier zuerſt wieder Freunde und Verwandte. Leider hatte Louiſens Huſten ſich ſchon in Neapel und dann auf der ganzen Rückreiſe verſchlimmert. Sie war bruſtkrank. Das Gefühl der Gefahr trieb ſie auch eher von Rom hinweg, als wir es ſonſt verlaſſen haben würden. Mit dem vollen Bewußtſein und mit der größten Ruhe ſprach ſie von ihrer ge-

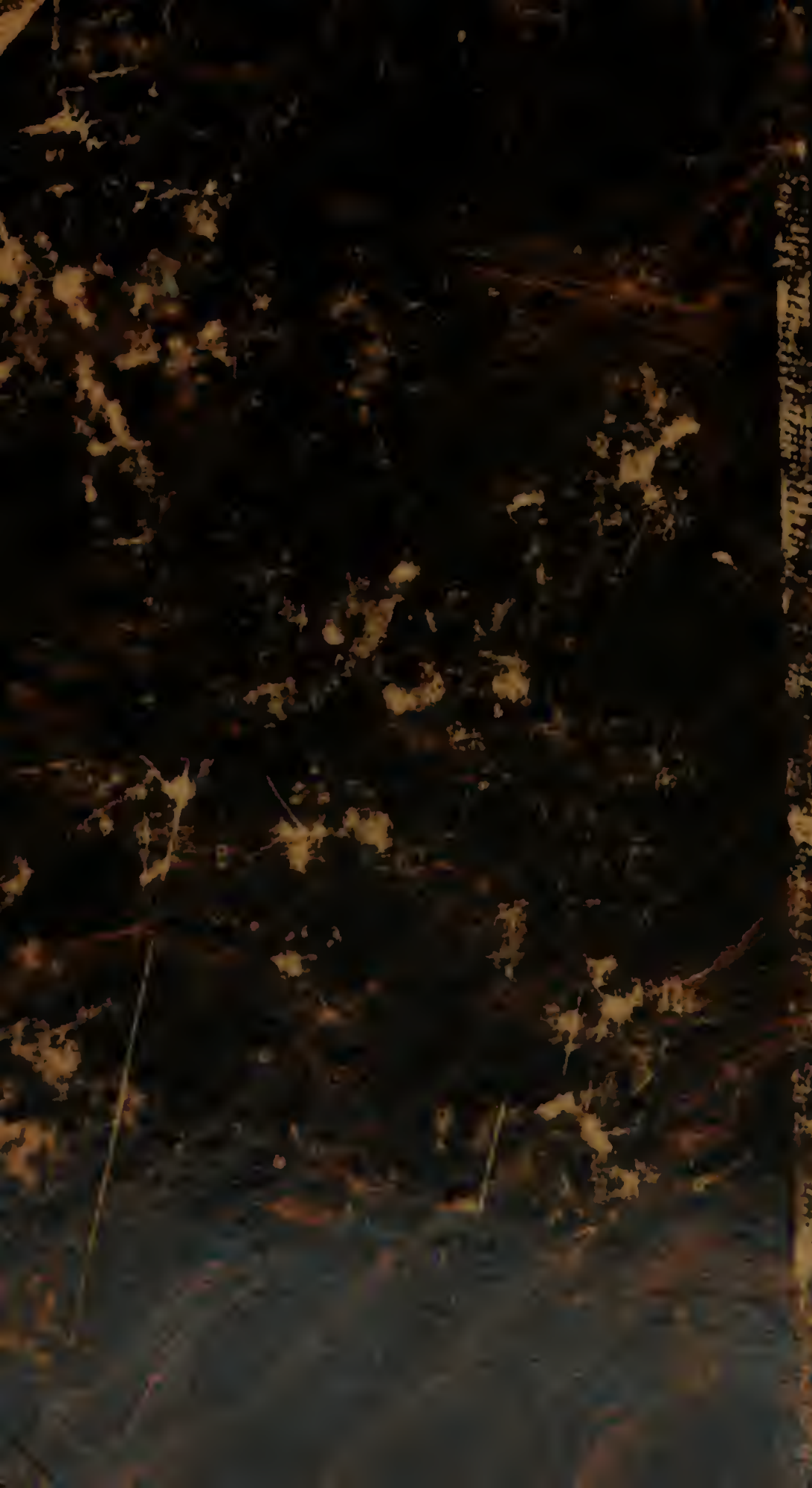
fährlichen Krankheit, hoffte aber mit großer Zuversicht durch einen Homöopathen hergestellt zu werden. Es wurde auch sogleich in Dresden einer zu Rathe gezogen und dieser versprach Alles, was man nur hören wollte. Von Halle aus wurden nachher sogar noch Briefe mit ihm gewechselt; aber weder die Homöopathen noch die andern Aerzte konnten dem Uebel Einhalt thun und im October des Jahres 1833 verlor ich sie durch den Tod.

Mein Haus war jetzt verödet; ich ließ mir daher meine Familie aus Pommern kommen, und als nach einigen Monaten auch mein Vater starb, ging ich mit den Meinigen auf unser Landhaus nach Giebichenstein und vertiefte mich ganz und gar in Hegels Werke, die während des Jahres meiner Abwesenheit von Deutschland erschienen waren, und die ich in zugebundnen Packeten zufällig unter einem Haufen alter Acten und Papiere hervorgewühlt hatte. Dort hatte man den Unsterblichen hingeworfen.

Druck von Franz Tuncker's Buchdruckerei in Berlin.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druckfehler in Theil 1. u. 2. „Aus früherer Zeit."

Bd. 1.	Seite	1	Zeile	6	v. unten	ſtatt der Oſtſee lies die Oſtſee.
„ „	„	287	„	4	v. oben	ſtatt Scysum lies Sensum.
„ „	„	300	„	2	„ „	„ Kiel lies Kühl.
„ „	„	312	„	8	„ unten	ſtatt olle — liehrnt, lies olln — liehrt.
„ „	„	344	„	8	„ unten	ſtatt Herr Niemeyer lies Herrmann Niemeyer.
„ 2.	„	76	„	4	„ oben	ſtatt rechts lies rachts.
„ „	„	99	„	12	„ oben	und ſpäter ſtatt Thorwaldſon lies Thorwaldſen.
„ „	„	113	„	1	„ oben	ſtatt Vaterlande lies Vorlande.
„ „	„	120	„	5	„ unten	ſtatt Albiswyl lies Attliswyl.
„ „	„	135	„	2	„ unten	ſtatt Filz lies Fez.
„ „	„	239	„	3	„ unten	iſt ließ auszuſtreichen.
„ „	„	240	„	7	„ oben	ſtatt wollte lies ſollte.
„ „	„	281	„	1	„ oben	ſtatt Feind lies Feinde.
„ „	„	321	„	3	„ unten	ſtatt Nur lies Nun.
„ „	„	3 5	„	3	„ oben	ſtatt vermittelnden lies Vermittelnden.
„ „	„	336	„	8	„ unten	ſtatt Stedebas lies Redebas.
„ „	„	337	„	4	„ unten	ſtatt Redebat lies Redebas.
„ „	„	337	„	1	„ unten	
„ „	„	372	„	4	„ unten	ſtatt Hanſeaten lies Holſaten.

Primk, C